Aus dem Nachlass von Theodor Fontane

Theodor Fontane, Josef Ettlinger

505546.36.38.9

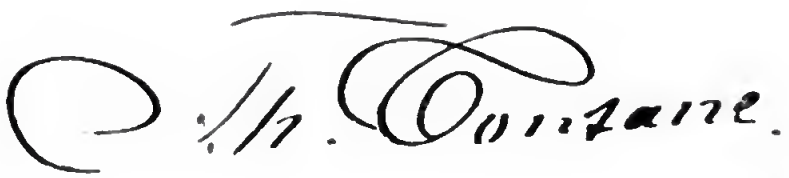
HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE BEQUEST OF
HUGO REISINGER
OF NEW YORK

For the purchase of German books

D 756

Phot. E. Bieber, Hofphot., Berlin.



Aus dem Nachlaß

von

Theodor Fontane

Herausgegeben von Josef Ettlinger

Zweite Auflage

Berlin
F. Fontane & Co.
1908

50546.36.38.9

HARVARD COLLEGE
MAY 13 1922
LIBRARY

Hugo Reisinger fund

Alle Rechte
besonders das der Übersetzung
vorbehalten

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers III

Mathilde Möhring. Roman 1

Gedicht-Nachlese.

I. Aus der Frühzeit 125
- Frühlingslieder I., II. 125
- Zwei Liberale I., II. 126
- Fruchtlose Saat 128
- Berliner Republikaner 129
- Von der Tann ist da! 129
- Edward 131
- Katharina von Medici 133

II. Gelegenheitsverse 135
- Rumlied 135
- Geburtstagsverse I.—VI. (1859—1897) 136
- Weihnachtsepistel (1855) 140
- Zum 24. Dezember (1890) 141
- Epistel aus Oxford (zu Georges Geburtstag 1856) . 142
- Für George (2. Mai 1857) 144
- Zu Georges Hochzeit (Trinkspruch auf Justizrat Robert, 1886) 145
- An Theodor Storm (1853) 146
- Schiller (1859) 147

Seite
An Franz Kugler (1855) 148
Toast auf Kugler (1855) 150
Toast auf Lübke (1855) 152
Toast auf Ribbeck (1861) 153
An Zöllner (1874) 154
An Klaus Groth (1878) 155
III. Aus der letzten Zeit 157
„Stine" (1890) 157
Gruß an Autographensammler 157
Flickwerk" 158
Auch ein Stoffwechsel 158
Zeitung 159
Hoffnung 160
Über ein Veilchen 161
Umsonst 161
Leben 162
An meinem Fünfundsiebenzigsten 162
Veränderungen in der Mark 164
Drehrad 165
Summa Summarum 166
Als ich zwei dicke Bände herausgab 166
Mein Leben 166

Literarische Studien und Eindrücke.

Wilibald Alexis. Ein Essai 169
Goethe-Eindrücke 219
Hermann und Dorothea 219
Werthers Leiden 221
Wilhelm Meister 223
Italienische Reise 227
Herman Grimms „Goethe" 230
Roman-Reflexe 235
Scheffel 235
Freytag 238

Seite
Keller 250
Spielhagen. 264
P. Lindau 268
Turgenjew 271
Kielland 274
Rudolf Lindau. Ein Besuch 281

Die Märker und das Berlinertum. Ein kulturhistorisches Problem 295
Anmerkungen 313

Vorwort.

Eines Dichters Nachlaß an die Öffentlichkeit zu geben, iſt je nach dem Stande der Dinge: ein Wunſch, eine Pflicht, eine Verantwortung, bisweilen auch alles das zugleich. Ein Wunſch, wenn Witwen- oder Kinderpietät danach verlangt, von dem Lebenswerke des Verſtorbenen nichts der Nachwelt unverloren zu laſſen; eine Pflicht, wenn es ſich um Arbeiten handelt, deren Veröffentlichung noch in der ſicheren Abſicht des Verfaſſers gelegen hat; eine Verantwortung dann, wenn es Zweifeln unterliegt, ob das Nachgelaſſene vom Autor ſelbſt überhaupt oder doch in der vorliegenden Form zum Druck beſtimmt worden wäre. Je nach der Altersſtufe des Dahingeſchiedenen, je nach dem Stadium ſeiner Entwicklung, aus dem ihn der Tod abgerufen hat, je nach den perſönlichen Verhältniſſen wird der Wunſch ſtärker, die Pflicht gebietender, die Verantwortung größer oder geringer ſein. Was in einem Falle literariſches Verdienſt oder berechtigte Vollſtreckung eines verſtummten Willens iſt, wirkt im anderen vielleicht als Pietätloſigkeit, Indiskretion, Überſchätzung oder Experiment. Exiſtenzſorgen hinterbliebener Angehöriger können ebenſowohl die Triebfeder ſolcher poſthumer Veröffentlichungen ſein, wie Verlegerſpekulation oder literarhiſtoriſcher Übereifer. Speziell bei frühverſtorbenen Schaffenden be-

ſteht in unſerer Zeit alexandriniſcher Vielbücherei eine manchmal ſentimental übertriebene Neigung, dem Toten aus ſeinen nachgelaſſenen Skripturen ein Denkmal zu errichten, die Spur von ſeinen Erdentagen künſtlich zu vertiefen; und für den einen oder anderen ſollte erſt das eigene Grab die Wiege eines wenn auch nur kurzwährenden Schriftſtellerruhmes werden. Wo dagegen ein Dichterleben ſich nach dem allgültigen Naturgeſetz ausgelebt hat, kann der Nachlaß zumeiſt nicht mehr als einen Epilog und eine Ährenleſe zu ſeinem Schaffen darſtellen, wenn ein ſolcher dann überhaupt noch vorhanden iſt; denn gar nicht wenige Autoren geben ihre Nachlaßwerke — diejenigen nämlich, die ihr Talent im Nachlaſſen zeigen — ſchon bei Lebzeiten ſelbſt heraus, weil ihnen mangelnde Selbſtkritik oder die Erwerbsverhältniſſe das Aufhören zur rechten Zeit nicht ermöglicht haben.

Zu dieſen Opfern eines geiſtigen Beharrungsgeſetzes zählte Theodor Fontane nicht, ein ſo hohes Lebensalter ihm zu erreichen vergönnt war. Als er im September desſelben Jahres 1898, in dem der reiche Erinnerungsband „Von Zwanzig bis Dreißig" und das Roman-Idyll eines Lebensabends „Der Stechlin" erſchienen, ohne Kampf noch Schmerz aus dem Leben ging, durfte man ergriffen fragen: Tod, wo iſt dein Stachel? Nach allem Schweren, was ein opferreiches Daſein ihm auferlegt hatte, ohne daß der Roſt der Verbitterung ſein Gemüt zerfreſſen konnte, war es gewiß eine hohe und ſeltene Schickſalsgunſt, daß ein erfülltes Leben und ein eben abgeſchloſſenes Schaffen in ein und derſelben Kadenz unisono ausklingen durften. Was ſich Bismarck vergeblich dereinſt gewünſcht hatte: in den Sielen zu ſterben, war dieſem ſo gut märkiſchen als bismärckiſchen Dichter beſchieden, nur wenige Wochen, nachdem er dem ihm vorangegangenen

großen Toten im Sachsenwalde noch im Lapidarstil seiner letzten Verse gehuldigt hatte.

Dieser unverkennbare und bewußte Abschiedscharakter der letzten Bücher schloß die Hoffnung auf einen irgendwie belangvollen dichterischen Nachlaß vorerst nahezu aus. Ein Schaffender, der so offenen Auges und klaren Geistes selbst sein Haus bestellt und den Schlußstrich zieht, dem die innere Stimme das nahe Ende so mahnend angekündigt hatte („was du tun willst, tue bald" — „ihr könnt's, aber bei mir heißt's eilen") mochte schwerlich noch unveröffentlichte Schätze hinterlassen haben. Als solche kamen zunächst nur die Briefe in Betracht, nicht sowohl als biographische und menschliche Dokumente, als um ihres künstlerischen Wertes und Reizes willen, und demgemäß richtete sich die Sorge der testamentarisch eingesetzten Nachlaßpfleger*) vorerst auf die Sammlung, Ordnung und Sichtung des reichen Briefmaterials. Die beiden Bände der „Briefe an die Familie" haben inzwischen die Reihe eröffnet, eine Auswahlsammlung von „Briefen an die Freunde" ist im letzten Stadium der Vorbereitung. Dagegen erwiesen sich die von Fontane mehrere Jahrzehnte lang geführten Tagebücher zu irgendwelcher Herausgabe nicht geeignet, teils ihres meist sehr lakonischen Notizenstils wegen, teils weil ihr wesentlicher Inhalt mittlerweile schon in den autobiographischen und Reisebüchern des Dichters aufgegangen war. Im eigentlichen Sinne Nachlaßpublikationen waren aber weder die Briefe, noch waren es die von Paul Schlenther auswahl- und auszugsweise herausgegebenen „Causerien über Theater", die schon zu Fontanes

*) Es sind nach der letztwilligen Verfügung des Dichters: seine Tochter Martha (Frau Prof. Fritsch) und zwei langjährige nahe Freunde des Hauses, Burgtheaterdirektor Dr. Schlenther und Justizrat Paul Meyer (Berlin).

Lebzeiten wenigſtens dem flüchtigen Druck der Zeitungspreſſe überantwortet worden waren, wenn auch ſeiner Beſcheidenheit in dieſen Dingen der manchen heutigen Theaterkritikern ſchon ſo früh geläufige Gedanke einer Sammlung in Buchform ferne gelegen haben mochte.

Es durfte ſomit, nachdem einmal das Korpus der Briefe und die Sammlung dramaturgiſcher Kritiken in den Scheuern geborgen oder doch auf dem Wege dazu waren, fraglich genug erſcheinen, ob in dem äußerlich ſehr umfangreichen literariſchen Nachlaß noch ungedruckte oder verſchollene Arbeiten vorhanden wären, deren Veröffentlichung nicht gegen den mutmaßlichen Willen ihres Urhebers und gegen den Geiſt ſeiner ſtrengen Selbſtkritik verſtieß. Zur Entſcheidung dieſer Frage bedurfte es der Durchſicht von etwa vierzig zum Teil ſehr dickleibigen Mappen jenes großen Aktenformats, deſſen ſtändige Verwendung für alle ſeine Manuſkripte des Dichters große, ſchöne, ſchnörkelfrohe Handſchrift erforderte. In dem Speicher dieſer Faszikel und Konvolute fand ſich mit haushälteriſcher Ordnungsliebe alles geſammelt und aufbewahrt, was ſich mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch an Entwürfen, Notizen, Fragmenten, Vorſtudien, Ausſchnitten, Gedichtanfängen, an Jugendarbeiten, gedruckten und ungedruckten Kritiken, Erinnerungen, Dokumenten, Bildern aufgeſtapelt hatte. So groß indeſſen auch der Affektions- oder Muſeumswert dieſes papiernen Inventars einer Dichterwerkſtatt an und für ſich erſchien, das einem künftigen Biographen noch wichtige Aufſchlüſſe und Fingerzeige für Fontanes ganze Schaffensweiſe und die Stoffe, die ihn dann und dann beſchäftigten, zu geben vermag, ſo hielt doch den ſtrengen Forderungen, die die verantwortlichen Nachlaßwalter im Sinne des Verblichenen an jede Veröffentlichung knüpfen mußten, nur ein geringer

Teil schließlich stand, der nun im vorliegenden Bande teils überhaupt zum ersten Male, teils erst nach langjähriger Vergessenheit wieder dem Druck übergeben wird.

* * *

Einer glücklichen Fügung ist es zu danken, daß den in Fontanes letzten zwanzig Lebensjahren erschienenen fünfzehn großen und kleinen Romanen ein bisher unbekannter hier noch angereiht werden kann. Keine Jugendarbeit, kein Stiefkind aus unfruchtbarer Zeit, sondern ein Stück aus der besten und reichsten Schaffensperiode und mit allen Kennzeichen der Edelreife, die den spätesten Werken eigen ist. Wäre es üblich, dichterische Schöpfungen gleich musikalischen mit Opuszahlen zu zeichnen, so müßte „Mathilde Möhring" in der Folge der erzählenden Werke als opus 15 zwischen die „Poggenpuhls" und den „Stechlin" eingereiht werden. Allerdings läßt sich solche Numerierung gerade bei Fontane nicht genau durchführen, denn seine Romane erschienen keineswegs immer in derselben Reihenfolge, in der sie entstanden, und von manchem entstand der Entwurf früher, die Ausführung später als das inzwischen erschienene nächste Werk. So war „Stine" in der frühesten Fassung schon 1881 niedergeschrieben (wie die Tagebücher erweisen), erschien aber erst acht Jahre später im Druck. Die Entstehungszeit von „Irrungen, Wirrungen" umfaßt die Jahre von 1883 bis 1886; dazwischen einher geht die Ausarbeitung der Novellen „Unterm Birnbaum" (1884—1885), die übrigens ursprünglich „Fein Gespinst, kein Gewinst", nachher „Es ist nichts so fein gesponnen" betitelt war. Auch „Effi Briest", 1896 erschienen, lag schon 1890 in der ersten Niederschrift vor. Diese erste Niederschrift pflegte bei Fontane meist ziemlich rasch vonstatten zu gehen: die

Handlung wurde ſkizziert, ein vorläufiges Gehäuſe von Kapiteln eingerichtet, einzelnes — beſonders die wichtigeren Geſpräche — wohl auch ſchon im voraus probeweiſe konzipiert. Aber von der erſten Faſſung bis zum Druck war oft ein langer Weg. Das Manuſkript wurde beiſeite gelegt, ſpäter mehrfach überprüft und öfters durchkorrigiert, dann von Frau Emiliens zierlichen Schriftzügen kopiert, abermals durchgeſehen und nötigenfalls nochmals kopiert. Nun erſt ging es an Redaktionen oder Verleger, um ſpäter bei den Druckkorrekturen nochmals eine letzte Feile zu erhalten.

Von dieſen Stadien hat der Roman „Mathilde Möhring" nur die paar erſten durchlaufen. Er exiſtiert nur in der erſten, freilich erſichtlich noch mehrfach überarbeiteten Niederſchrift, die nach einer Tagebuchnotiz Mitte Auguſt 1891 bei einem Sommeraufenthalt in Wyk auf Föhr begonnen und Ende September in Berlin abgeſchloſſen wurde. In demſelben Sommer entſtanden auch die dem ganzen Kaliber nach ähnlichen „Poggenpuhls", die letzte Durcharbeitung von „Frau Jenny Treibel" für den Druck wurde beendet, „Effi Brieſt" lag ſchon vor und harrte der weiteren Ausgeſtaltung — es war eines der fruchtbarſten Jahre des mehr als Siebzigjährigen; und da ihn in der Folge nach überſtandener langer Krankheit die Aufzeichnung ſeiner Lebenserinnerungen mehr und mehr in Anſpruch nahm, dazu der ſeinem innerſten Kerne nach autobiographiſche „Stechlin" neben Neuauflagen älterer Werke, die ſtets mit großer Gewiſſenhaftigkeit durchgeſehen worden, ſo erklärt es ſich unſchwer, daß es zur letzten Überarbeitung von „Mathilde Möhring" bis zu dem ſchnell eingetretenen Tode des Dichters noch nicht gekommen war. Die Abſicht aber, auch dieſe Erzählung an die Öffentlichkeit zu geben, hatte er noch mehrfach den

Seinen gegenüber geäußert, wenn er in den letzten Jahren von der und jener Redaktion um ein neues Werk gedrängt worden war.

Darum und weil es sich um einen Roman handelt, der in der besten Blütezeit von Fontanes Erzählerkunst entstanden ist, hat seine Lesergemeinde unter allen Umständen ein Recht darauf, auch dieses hinterbliebene Werk kennen zu lernen, wenn immer man sich sagen muß, daß vielleicht dieses und jenes Detail bei einer letzten Redaktion noch eine andere Fassung, der Dialog da und dort eine etwas andere Appretur erhalten haben würde.*) Vor allem wird man in der Galerie fontanischer Frauengestalten, denen alles Heldische im Sinne älterer Romantraditionen so gänzlich fehlt, das „Gemmengesicht" Thilde Möhrings künftig nicht mehr missen wollen, denn diese eigenwüchsige, mit dem Sinn fürs Höhere begabte Tochter des Berliner Kleinbürgertums hat recht eigentlich Blut von seinem Blute und ist ihrer ganzen realistischen Lebensanschauung nach einer Corinna Schmidt, einer Witwe Pittelkow, einer Manon von Poggenpuhl in gerader Linie verschwistert. Gleich der klugen Professorstochter in „Frau Jenny Treibel" unternimmt auch sie es, ihre eigene Vorsehung zu spielen und sich den Mann zu erheiraten, dem ihr gesellschaftlicher Ehrgeiz gilt; nur daß sich hier alles um ein paar soziale Stufen tiefer abspielt und daß Mathilde in der Praxis und im offenen Lebenskampfe alle Konsequenzen ihres selbständigen Handelns bis zu Ende tragen muß, vor denen Corinna durch das Walten

*) Die Redaktion des Druckes beschränkt sich auf eine leichte Nachbesserung noch vorhandener stilistischer Flüchtigkeiten und auf die Feststellung des Textes an den ziemlich zahlreichen Stellen, wo der Dichter selbst sich zwischen mehreren von ihm niedergeschriebenen Lesarten noch nicht entschieden hatte.

ſtärkerer ſchwiegermütterlicher Mächte bewahrt bleibt. In höherem Grade noch als alle anderen weiblichen Charaktere in Fontanes Romanen wirkt ſie als Perſönlichkeit von eigenem Schrot und Korn. Bei aller Nüchternheit, aller Abneigung gegen Feierlichkeit und Flauſen iſt ſie nicht kalt noch hart, ſondern gerecht und wohlmeinend. Zärtlichkeiten liebt und gibt ſie nicht, weder der Mutter noch dem Verlobten und Gatten gegenüber, aber für beide ſorgt ſie muſterhaft und läßt ſie ihre geiſtige Überlegenheit, obwohl ſie ſich ihrer bewußt iſt, nicht fühlen. Gleich ihrem Geſicht zeigt auch ihr Charakter ein etwas ſtrenges Profil: ſie ſieht das Leben vor allem als einen Pflichtenkreis an, aber dieſen Standpunkt vertritt ſie ſich ſelber gegenüber weit nachdrücklicher als gegen andere. Vor Gewiſſenskonflikten bewahrt ſie ihre Intelligenz und ein natürlicher Takt, der auch ſchwierigen Situationen gewachſen iſt. So wirkt ſie, ohne ein höher organiſiertes oder pſychologiſch kompliziertes Weſen zu ſein, in ihrem Handeln und Denken durchweg ſympathiſch, willensfeſt, aufrecht, tüchtig und in jedem Zuge als eine ganz ſpezifiſch fontaniſche Menſchengeſtalt. Der feine Skeptizismus, die milde Ironie, die uns dieſen Dichter ſo wertvoll macht, weil hinter alledem doch kein verzagender Peſſimismus, ſondern ſtärkende Lebensbejahung ſteckt, kommt in Mathildens Schickſal nur leiſe angedeutet zum Ausdruck: ſie, die über ihre Sphäre hinaus ſtrebt, muß es an ſich erfahren, daß nicht unſer Wille, ſondern ſtärkere Mächte unſer Leben regieren. „Man hat es oder hat es nicht.“ Aber die reſolute, unerbitterte Art, mit der ſie die Tragikomödie ihres kleinen Schickſals trägt, wirkt verſöhnend, und alles klingt ſchließlich in jenem vertrauten Grundton von Fontanes eigener Glück- und Lebensauffaſſung aus:

„Das Glück, kein Reiter wird's erjagen,
Es iſt nicht dort, es iſt nicht hier;
Lern' überwinden, lern' entſagen,
Und ungeahnt erblüht es dir!"

* * *

Handelt es ſich bei der Herausgabe dieſes letzten unveröffentlichen Proſawerkes zweifellos — im eingangs erwähnten Sinne — um eine Pflicht der Nachlaßwalter, ſo trat für dieſe den Gedichten gegenüber das Gefühl der Verantwortung mehr in den Vordergrund, denn ſchon ein Vergleich etwa der erſten Ausgabe von Fontanes „Gedichten" aus dem Jahre 1851 und ihrer letzten bei ſeinen Lebzeiten erſchienenen Auflage läßt erkennen, wie ſtreng er ſelbſt bei der Sammlung ſeiner Verſe verfuhr und immer wieder aus den früheren Auflagen das ausſchied, was er ſpäter zu leicht befand. Namentlich gilt dies von der Fülle ſeiner Gelegenheitsgedichte, von denen die meiſten als Intermezzi der Tagebücher in dieſen abſchriftlich erhalten ſind und für ſich allein einen Band zu füllen genügten. Ähnlich wie Mörike war Fontane ein paſſionierter Gelegenheitspoet, der ehedem ſelten einen feſtlichen Anlaß im eigenen Hauſe oder im engeren Freundeskreiſe unbeſungen ließ und die Gabe beſaß, auch durch dieſe Stegreifpoeſien den Reiz ſeiner Perſönlichkeit ſchimmern zu laſſen. Aber es iſt klar, daß das Improviſierte dieſer Dichtungen und der meiſt rein private Charakter ihrer Anſpielungen ſie nur zum kleinſten Teile für eine Veröffentlichung geeignet erſcheinen läßt, und ſo mußte ſich die Auswahl auf eine verhältnismäßig geringe Zahl beſchränken, wobei weniger der äſthetiſche Maßſtab mitbeſtimmend war, als die Frage nach dem im autobiographiſchen oder charakteriſtiſchen Sinne Wertvollen, d. h. nach allem, was zur Ergänzung des Geſamtbildes irgendwie auch in kleinen Zügen dienen

konnte. In derſelben Abſicht erfolgte die Auswahl der wenigen Jugendgedichte, die zum Teil ſchon ihrer Entſtehungszeit und ihrer märzlichen Färbung wegen von Intereſſe und bezeichnend ſind. Ihnen wurde das hiſtoriſch wertvolle, fanfarenſchmetternde Von der Taun-Lied aus der älteſten Ausgabe der „Gedichte“ (1851) ſamt zwei Balladen angereiht, die ſchon in den vergriffenen „Balladen“ von 1861 enthalten, ſpäter aber ausgeſchaltet worden waren. Maßgebend für ihre Rehabilitierung war der Gedanke, daß wohl nicht alles, was der Dichter in den kritiſchen Zeiten ſeines mühevollen Aufſtiegs vor der Mitwelt verwerfen zu müſſen glaubte, auch heute noch in den Tagen ſeines feſtgegründeten Nachruhms eine ebenſo ſtrenge Zenſur verdient. Dafür wurde aus den handſchriftlich zahlreich vorhandenen Gedichten der erſten Apothekerjahre mit Abſicht keines ſeiner längſt vergilbten Exiſtenz entriſſen, weil ſie einer bald nachher überwundenen Periode konventioneller und unſelbſtändiger, wenn auch ſchon formſicherer Versübungen angehören. Eine dritte, den letzten Jahren entſtammende Gedichtgruppe enthält hauptſächlich eine kleine Nachleſe jener kurzen, ſtrophenloſen Gloſſen aus der Zeit und für die Zeit, die für den „alten“ Fontane und die Art ſeiner Weltbetrachtung ſo charakteriſtiſch ſind. Einige davon ſind noch in ſeinen letzten Lebensjahren in der Kunſtzeitſchrift „Pan“, einige erſt nach ſeinem Tode dort erſchienen, andere werden hier zum erſten Male bekannt gegeben.

Ausſchließlich den Siebziger- und Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts entſtammen die literariſchen Studien und Kritiken, die zum einen Teil — mit Ausnahme des großen, in Rodenbergs „Salon“ erſchienenen Eſſais über Wilibald Alexis — für die „Voſſiſche Zeitung“ geſchrieben wurden, zum andern bisher nur handſchriftliche

Aufzeichnung geblieben waren. Die engere Auswahl erſtreckte ſich hier auf ſolche Stücke, die entweder um ihres Gegenſtandes willen oder durch eine beſonders bezeichnende Art der Urteilsfällung bedeutſam erſchienen. Faſt durchweg handelt es ſich dabei um Streifzüge oder Betrachtungen aus der Sphäre des Romans, auf deſſen Theorie und Technik hier manches Licht fällt. Die kritiſche Methode oder Unmethode iſt dieſelbe, die man aus den „Cauſerien über Theater“ ſchon kennt: abſolut unbefangenes und unabhängiges Herantreten an die Dinge, vorurteilsfreie Empfänglichkeit, unbedingte Nichtbeachtung aller Schulmeinungen, Reſpekt vor dem Wollen, Bewunderung für das Können, ein ſcharfes Auge für „wunde Punkte,“ für Schiefheiten und techniſche oder pſychologiſche Entgleiſungen. Einzelnes, wie die Betrachtungen über einige epiſche Werke Goethes, will als Tagebuchaufzeichnung betrachtet ſein: es ſind Selbſtgeſpräche, handſchriftlich fixierte Eindrücke aus der Lektüre, die offenbar nicht für den Druck gedacht waren, oder auch Cauſerien, wenn man will; denn dieſe Bezeichnung verdient mehr oder weniger alles, was Fontane über Kunſt, Theater, Literatur und Reiſen geſchrieben hat. Auch die Studie über „Die Märker und das Berlinertum“, die den Schluß des Bandes bildet, iſt eine ſolche Cauſerie, die freilich nach der kulturpſychologiſchen Seite hin manches ſcharfe Senfkorn Wahrheit enthält und deshalb nicht überall mit wohlgefälligen Empfindungen geleſen werden mag. Sie war für den Druck beſtimmt und liegt in ſchon überarbeiteten Fahnenabzügen vor, iſt aber, ſoweit feſtgeſtellt werden konnte, noch nirgends veröffentlicht worden.

Was dieſer Nachlaßband ſonach bringt, kann naturgemäß und aus den zu Anfang dargelegten Gründen nicht mehr der Höhe, nur noch der Breite von Theodor

Fontanes Gesamtwerk zugute kommen, will keine Fortsetzung des bei seinen Lebzeiten Erschienenen, sondern eine Ergänzung sein und eine Zugabe. Schon die verschiedenartige Herkunft des Inhalts aus einem Zeitraum von fünf Jahrzehnten schließt Gleichwertigkeit aus und bedingt als Voraussetzung bei dem Genießenden die Bekanntschaft mit des Dichters Werken selbst. Wer aber diese kennt und liebt, wird in der hier gebotenen Nachlese alle die vertrauten Züge wiederfinden, die ihm die Persönlichkeit ihres Schöpfers teuer machen. In dieser von Jahr zu Jahr wachsenden Gemeinde darf jeder Besitzzuwachs an Werken seiner Feder einer dankbaren und verständnisvollen Aufnahme sicher sein, wäre es wohl auch dann, wenn sich die Auswahl des Herausgegebenen in minder engen und strengen Grenzen gehalten hätte, als es geschehen mußte.

Er selbst freilich bedarf um des eigenen Ruhmes willen keiner posthumen Verstärkungen mehr; denn längst hat der Name Theodor Fontane den Klang, der an die Herzen des Volkes rührt, längst umgrünt ihn der spät erblühte Lorbeer, von dem wohl auch bei ihm Kleists Großer Kurfürst staunend hätte fragen dürfen: „Wo fand er den in meinem märk'schen Sand?" —

Charlottenburg,
Oktober 1907.

Josef Ettlinger.

Mathilde Möhring.

Roman.

Möhrings wohnten Georgenſtraße 19, dicht an der Friedrichſtraße. Hauswirt war Rechnungsrat Schultze, der in der Gründerzeit mit 300 Talern ſpekuliert und in zwei Jahren ein Vermögen erworben hatte. Wenn er jetzt an ſeinem Miniſterium vorüberging, ſah er immer lächelnd hinauf und ſagte: „Gu'n Morgen, Exzellenz ...“ Gott, Exzellenz! Wenn Exzellenz fiel, und alle Welt wunderte ſich, daß er noch nicht gefallen ſei, ſo ſtand er — wie Schultze gern ſagte — vis-à-vis de rien, höchſtens Oberpräſident in Danzig. Da war er beſſer dran, er hatte fünf Häuſer, und das in der Georgenſtraße war beinah ſchon ein Palais, vorn kleine Balkone von Eiſen mit Vergoldung. Was anſcheinend fehlte, waren Keller und auch Kellerwohnungen. Statt ihrer lagen kleine Läden, ein Vorkoſtladen, ein Barbier-, ein Optikus- und ein Schirmladen in gleicher Höhe mit dem Straßenzug, wodurch die darüber gelegene Wirtswohnung jenen à deux mains-Charakter ſo vieler neuer Häuſer erhielt. War es Hochparterre oder war es eine Treppe hoch? Auf Schultzes Karte ſtand Georgenſtraße 19 I, was jeder gelten ließ, mit Ausnahme von Möhrings, die, je nachdem dieſe Frage entſchieden wurde, drei oder vier Treppen hoch wohnten, was neben der geſellſchaftlichen auch noch eine gewiſſe praktiſche Bedeutung für ſie hatte.

Möhrings waren nur zwei Perſonen, Mutter und Tochter. Der Vater, Buchhalter in einem kleinen Tuch-

exportgeſchäft, war ſchon vor ſieben Jahren geſtorben, an einem Sonnabend, einen Tag vor Mathildens Einſegnung. Der Geiſtliche hatte daraufhin eine Bemerkung gemacht, die bei Mutter und Tochter noch fortlebte, ebenſo das letzte Wort, das Vater Möhring an ſeine Tochter gerichtet hatte: „Mathilde, halte dich propper!“ Paſtor Kleinſchmidt, dem es erzählt wurde, war der Meinung, der Sterbende habe es moraliſch gemeint; Schultzes, die auch davon gehört hatten und neben dem Geld- und Rechnungsrathochmut natürlich auch den Wirtshochmut hatten, beſtritten dies aber und brachten das Wort einfach in Zuſammenhang mit dem kleinen Exportgeſchäft als Umſchreibung des alten „Kleider machen Leute“.

Damals waren Möhrings eben erſt eingezogen, und Schultzes ſahen den Tod des alten Möhring, der übrigens erſt Mitte der Vierzig war, ungern. Als man den Sarg auf den Wagen ſetzte, ſtand der Rechnungsrat am Fenſter und ſagte zu ſeiner hinter ihm ſtehenden Frau: „Fatale Geſchichte! Die Leute haben natürlich nichts, und nun war vorgeſtern auch noch Einſegnung. Ich will dir ſagen, Emma, wie's kommt: ſie werden vermieten, und weil es 'ne Studentengegend iſt, ſo werden ſie an einen Studenten vermieten, und wenn wir dann mal ſpät nach Haus kommen, liegt er auf dem Flur, weil er die Treppe nicht hat finden können. Ich bitte dich ſchon heute, erſchrick nicht, wenn es vorkommt, und kriege nicht deinen Aufſchrei.“

Die Befürchtungen Schultzes erfüllten ſich und auch wieder nicht. Allerdings wurde Witwe Möhring eine Zimmervermieterin. Ihre Tochter aber hatte ſcharfe Augen und viel Menſchenkenntnis, und ſo nahm ſie nur Leute ins Haus, die einen ſoliden Eindruck machten. Selbſt Schultze, der Kündigungsgedanken gehabt hatte, mußte dies nach Jahr und Tag zugeben, bei welcher Gelegenheit er

nicht unterließ, den Möhrings überhaupt ein glänzendes Zeugnis auszustellen:

„Wenn ich bedenke, Buchhalter in einer Schneiderei, und die Frau kann doch auch höchstens eine Müllerstochter sein, so ist es erstaunlich. Manierlich, bescheiden, gebildet! Und das Mathildchen, sie muß nun wohl 17 Jahre sein, immer fleißig und grüßt sehr artig, ein sehr gebildetes Mädchen."

Das war nun schon wieder sechs Jahre her, und Mathildchen war jetzt eine richtige Mathilde von 23 Jahren. Das heißt, eine so ganz richtige Mathilde war sie doch nicht, dazu war sie zu hager und hatte einen etwas grisen Teint, und auch das aschblonde Haar, das sie hatte, paßte nicht recht zu einer Mathilde. Nur das Umsichtige, das Fleißige, das Praktische, das paßte zu dem Namen, den sie führte. Schultze hatte sie auch einmal ein appetitliches Mädchen genannt. Dies war richtig, wenn er sie mit dem verglich, was ihm an Weiblichkeit am nächsten stand, enthielt aber doch ein gewisses Maß von Übertreibung. Mathilde hielt auf sich, das mit dem „propper" hatte sich ihr eingeprägt, aber sie war trotzdem nicht recht zum Anbeißen, was doch das eigentlich Appetitliche ist; sie war sauber, gut gekleidet und von energischem Ausdruck, aber ganz ohne Reiz. Mitunter war es, als ob sie das selber wisse, und dann kam ihr ein gewisses Mißtrauen, nicht in ihre Klugheit und Vortrefflichkeit, aber in ihren Charme, und sie hätte dieses Gefühl vielleicht großgezogen, wenn sie sich nicht in solchen kritischen Momenten eines ihr unvergeßlichen Vorganges entsonnen hätte.

Das war in Halensee gewesen, an ihrem 17. Geburtstag, den man mit einer verheirateten Tante draußen im Grünen gefeiert hatte. Sie hatte sich in einiger Entfernung von der Kegelbahn aufgestellt und sah immer das Bahn-

brett hinunter, um zu ſehen, wie viele Kegel die Kugel nehmen würde. Da hörte ſie ganz deutlich, daß einer der Kegelſpieler zum andern ſagte: „Sie hat ein Gemmengeſicht.“

Von dieſem Wort lebte ſie ſeitdem. Wenn ſie ſich vor den alten Stehſpiegel ſtellte, deſſen Mittellinie ihr gerade quer über die Bruſt lief, beſah ſie ſich zuletzt immer im Profil und fand dann das Wort des Halenſeer Kegelbruders beſtätigt. Und durfte es auch. Sie hatte wirklich ein Gemmengeſicht, und auf ihre Photographie hin hätte ſich jeder in ſie verlieben können. Aber mit dem edlen Profil ſchloß es auch ab: die dünnen Lippen, das ſpärlich angeklebte aſchblonde Haar, das zu klein gebliebene Ohr, daran allerhand zu fehlen ſchien, alles nahm dem Ganzen jeden ſinnlichen Zauber, und am nüchternſten wirkten die waſſerblauen Augen. Sie hatten einen Glanz, aber einen ganz proſaiſchen, und wenn man früher von einem Silberblick ſprach, ſo konnte man hier von einem Blechblick ſprechen. Ihre Chancen auf Liebe waren nicht groß, wenn ſich nicht jemand fand, dem das Profil über alles ging. Sie hatte deshalb auch den gebildeten Satz akzeptiert und operierte gern damit: „In der Kunſt entſcheidet die Reinheit der Linie.“ — Rechnungsrat Schultze hatte ſich einmal durch dieſen Satz blenden laſſen, als er ihn aber nochmals gehört hatte, merkte er die Abſicht und wurde verſtimmt und ſagte zu ſeiner Frau: „Ich bin mehr fürs Runde.“ Das klang ihr angenehm, denn es war das einzige, was ſie hatte.

* * *

Die Sonne ſchien, und eine milde Luft ging, und jeder, der in die Georgenſtraße einbog und die Bäume ſah, die hier und da noch ihre vollbelaubten Zweige über einen Bretterzaun ſtreckten, hätte glauben müſſen, noch im

Anfang September zu ſein, wenn nicht vor mehreren Häuſern und auch vor dem Schultzeſchen ein großer Wagen geſtanden hätte mit einem Leinwandbehang und der Aufſchrift: „Möbeltransportgeſchäft von Fiddichen, Mauerſtraße 17.“

Die Seitenwände mehrerer auseinandergenommener Bettſtellen waren ſchräg an den Wagen gelehnt, und auf dem Straßendamm ſtand ein Korb mit Küchengeſchirr und an den Korb gelehnt ein Frauenporträt in Barockrahmen: hohes gepudertes Toupet und geblümtes Mieder, ſoweit ſich von einem ſolchen ſprechen ließ, denn das wichtigſte Stück, ſoweit die Dezenz in Betracht kam, hatte der Künſtler zu malen unterlaſſen und der ſich darin bergenden Natur freien Lauf gelaſſen. Alles in allem: es war Ziehzeit, alſo konnte es nicht Anfang September, ſondern mußte Anfang Oktober ſein, wodurch übrigens die Georgenſtraße ſehr gewann, denn ſolchen Wagen und ſolch Porträt ſah man in dieſer Gegend nicht alle Tage, weshalb denn auch etliche Menſchen und eine ganze Anzahl Kinder den Wagen und das Bild umſtanden.

Unter denen, die das Bild mit Intereſſe muſterten, war auch ein junger Mann von etwa 26 Jahren. Sein Alter zu beſtimmen war nicht leicht, weil zwiſchen dem Ausdruck ſeines Geſichts und ſeinem ſchwarzen Vollbart ein Mißverhältnis herrſchte: der Ausdruck war jugendlich, der Bart deutete auf einen „Mann in den beſten Jahren“. Aber der Bart hatte unrecht, ſein Beſitzer war wirklich erſt 26 Jahre. Etwas über mittelgroß, breitſchultrig und überhaupt ſo recht das, was gewöhnliche Menſchen einen ſchönen Mann nennen. Er hätte ſich ſehen laſſen können.

Als er mit ſeiner Betrachtung des Bildes fertig war, nahm er ſeine eigentliche Aufgabe wieder auf und begann über den Straßendamm weg die an der andern Straßenſeite ſtehenden Häuſer zu muſtern. Er war nämlich auf

der Wohnungsſuche. Die Götter waren mit ihm, und kaum, daß ſich ſein Blick auf das Haus gegenüber gerichtet hatte, ſo las er ſchon an einem über der Haustür angebrachten Zettel: „Drei Treppen hoch links ein elegant möbliertes Zimmer zu vermieten.“ Er nickte, wie wenn er zu ſich ſelbſt ſagte: Hier will ich Hütten bauen. Und gleich danach ging er über den Damm und ſtieg die drei Treppen hinauf. Oben angekommen, war er ein wenig unwirſch, weil es eigentlich vier waren, er klingelte aber trotzdem und hatte nicht lange zu warten, bis Frau Möhring öffnete.

„Iſt es bei Ihnen?“

„Ach, wegen das Zimmer? Ja, das is hier. Wenn Sie's ſich vielleicht anſehen wollen . . .“

„Ich bitte darum.“

Frau Möhring trat in ein einfenſtriges Mittelzimmer zurück, das als Entree für rechts und links diente und darin nichts ſtand als ein einreihig beſetzter Bücherſchrank mit einem Vogelbauer darauf; der im Sommer geſtorbene Zeiſig war jedoch noch nicht wieder erſetzt worden. Sonſt nur noch zwei Stühle und ein weißer Leinwandſtreifen als Läufer und am Fenſter eine Azalie mit einer kleinen Gießkanne daneben. Alles dürftig, aber ſehr ſauber. Und nun öffnete Frau Möhring die Tür, die rechts nach dem zu vermietenden Zimmer führte. Hierher hatten ſich alle Anſtrengungen konzentriert, ein etwas eingeſeſſenes Sofa mit rotem Plüſchüberzug und ohne Schutzdecke, eine Viſitenkartenſchale, der Große Kurfürſt bei Fehrbellin in Kupferſtich und das Bett von ſchwarz gebeiztem Holz mit einer aus zahlloſen Seidenſtückchen zuſammengenähten Steppdecke. Inmitten des Tiſches ſtand die Waſſerkaraffe auf einem großen Glasteller, der beſtändig klapperte.

Der ſchöne Mann mit dem Vollbart ſah ſich um, und

da er wahrnahm, daß die beiden Dinge fehlten, gegen die er eine tiefe Aversion hatte, Öldruckbilder und gehäkelte Schutzdecken, war er sofort geneigt zu mieten, vorausgesetzt, daß er Aussicht hätte, für seine kleinen Bequemlichkeiten seitens der Wirtin gesorgt zu sehen. Gegen den bescheiden bemessenen Preis hatte er keine Einwendungen zu erheben, Portierfrage, Heizung, alles war geregelt, und er fragte eben nach dem Hausschlüssel, als Mathilde vom Entree her eintrat.

„Meine Tochter", sagte Frau Möhring, und Mathilde und der schöne Mann begrüßten sich und musterten einander. Sie eindringlich, er oberflächlich.

„Ich nehme an, daß ich die Kleinigkeiten, die man so braucht, ohne viel Umstände zu machen, haben kann. Frühstück, Tee, mal ein Ei, Sodawasser — ich brauche viel Sodawasser und dem ähnliches."

Mathilde, die wie selbstverständlich jetzt das Wort nahm, versicherte, daß man das alles im Hause habe und daß von Umständen keine Rede sein könne. So was gehöre ja wie mit dazu; das Haus sei ruhig und anständig, ohne Musik, der Wirt, ein sehr liebenswürdiger Herr, nähme keinen ins Haus, der Klavier spiele.

„Das trifft sich gut," lächelte der Besucher; „nun, im Lauf des Tages komme ich noch mit heran und bringe einen bestimmten Bescheid." Bei diesen Worten griff er wieder nach seinem breitkrämpigen Hut aus weichem Filz und empfahl sich von Mutter und Tochter.

Mathilde begleitete ihn bis an die Flurtür. Als sie wieder zurückkam, hatte sich die Mutter auf das Plüschsofa gesetzt, was sie für gewöhnlich ungern tat, und strich über ein kleines seidenes Rollkissen hin, darauf gelbe Sterne aufgenäht waren. „Nun, Thilde, was meinst du? Die Stube steht nun schon seit den Ferien leer, ich finde, daß

die Ferien zu lange dauern, es wird Zeit, daß wir einen Mieter finden. Er will sich noch besinnen, sagt er, und uns dann einen bestimmten Bescheid bringen. Das is so Rückzug. Das sagen alle, die nicht wiederkommen wollen."

„Der kommt wieder."

„Ja, Thilde, woher weißt du das? Dann hätte er doch gleich mieten können."

„Freilich, gekonnt hätte er, aber so einer sagt nie gleich ja, der besinnt sich immer, das heißt, eigentlich besinnt er sich nicht, er schiebt's bloß so ein bißchen 'raus. Gleich ja oder nein sagen, das können nicht viele, und der schon gewiß nicht."

„Gott, Thilde, du sagst das alles so hin wie's Evangelium und weißt doch eigentlich gar nichts."

„Nein, Mutter, alles weiß ich nicht, aber manches weiß ich, und wenn ich sage: ‚Mutter, so und so,' dann is es auch so; der kommt wieder."

„Ja, Kind, warum soll er denn wiederkommen?"

„Weil er bequem is, weil er keinen Muck hat, weil er ein Schlappier is."

„Ach, Thilde, sage doch nicht immer so was, du hast so viele Wörter, die du nicht in den Mund nehmen solltest."

„Warum denn nicht, Mutter?"

„Weil es dir den Ruf verdirbt."

„Ach, was Ruf, mein Ruf is ganz gut und muß auch. Ich weiß, wo Bartel den Most holt, und weil ich's weiß, paß ich auf, ich passe ganz schmählich auf, mir soll keiner kommen! Und was die paar Redensarten sind — Gott, Mutter, die laß man ruhig, da halte ich mich dran fest, die tun mir wohl, und wenn ich so höre, daß einer immer so fromm und faul drum rumgeht, da wird mir ganz schlimm."

„Ganz schlimm — das is nun auch wieder so. Na,

rede wie du willſt, ändern kann ich dich doch nicht. Du haſt immer deinen Willen gehabt von klein an, und Vater hat immer geſagt: ‚Laß man, die wird gut, die frißt ſich durch.‘ Ja, ſo hat er geſagt, aber wenn's man wahr is. Und warum hat er denn keinen Muck — ich meine den Herrn, von dem du ſagſt, er wird ſchon wiederkommen? Und warum wird er denn wiederkommen?“

„Du ſiehſt auch gar nichts, Mutter. Haſt du denn nicht ſeine Augen geſehen und den ſchwarzen Vollbart und ordentlich ein bißchen kraus — ſo viel mußt du doch wiſſen, mit ſolchen iſt nie was los. Ich will dir was ſagen: ſo ganz hat es ihm nicht gefallen, aber es hat ihm auch nicht mißfallen, und weil Wohnungſuchen und Treppenſteigen langweilig is und einem Mühe macht, ſo denkt er bei ſich: eine Wohnung is wie die andere, und ruhig is es und kein Klavier und die bunte Steppdecke ... Warum ſoll ich da nicht mieten? Und ich will dir auch ſagen, wie er nun ſeine Zeit hinbringt. Von Suchen und Sichumtun is gar keine Rede, dazu is er viel zu bequem. Er is nur hinübergegangen nach dem Bahnhof, da ißt er ein deutſches Beefſteak oder auch bloß eine Jauerſche und trinkt ein Kulmbacher dazu, und dann geht er nach dem Café Bauer, und wenn ihm das ſchon zu unbequem is, denn er geniert ſich nicht gern und ſitzt nicht gern gerade, was man da doch muß, dann geht er nach den Zelten und trinkt ſeinen Kaffee und ſieht zu, wie ſie Skat ſpielen oder Schach, und ſchmunzelt ſo ganz ſtill vor ſich hin, wenn ein reicher Budiker mit ſeinem Wagen vorfährt und ſeinem Pferd ein Seidel geben läßt ... Und wenn er damit fertig is, dann ſchlendert er ſo durch den Tiergarten hin bis an den Schiffbauerdamm, und dann kommt er über die Brücke und ſteigt die drei Treppen 'rauf und mietet ... Ich will keinen Zeiſig mehr im Bauer haben, wenn es nicht ſo kommt, wie ich ſage!“

Mathilde behielt recht. Ob der junge Mann in den Zelten geweſen war, entzieht ſich zwar der Feſtſtellung, aber ſo viel iſt ſicher, daß er zwiſchen Fünf und Sechs wieder oben bei Möhrings die Klingel zog und mietete.

„Meine Sachen ſtehen noch auf dem Bahnhof hier drüben, hier iſt mein Schein. Sie können vielleicht jemand 'rüberſchicken und ſagen laſſen, daß ein Kofferträger oder ein Dienſtmann ſie herüberbringt. Ich will noch einen Freund beſuchen, und wenn ich wiederkomme, hoffe ich alles vorzufinden.“

Frau Möhring verſprach alles. Als er fort war, ſagte Mathilde: „Siehſt du, Mutter, wer hat recht? Du wirſt auch noch hören, daß er in den Zelten war.“

Die Sachen kamen, ein Koffer und eine große Kiſte, und als die Mutter und Tochter die Kiſte bis dicht ans Fenſter geſchoben, den Koffer aber auf einen Kofferſtänder gehoben hatten, zogen ſie ſich in ihr an der linken Seite des Entrees gelegenes Wohnzimmer zurück.

Es ſah ſehr ordentlich darin aus und auch nicht ärmlich. Vor dem hochlehnigen Kiſſenſofa lag ein Teppich mit Roſenmuſter, und neben dem Stehſpiegel mit dem Riß in der Mitte ſtanden zwei Ständer, in die eine rote und eine weiße Geranie geſetzt waren. Auf einem Mahagoniſchrank prangte ein Makartbukett, neben dem Schrank an der Wand eine Hängeetagere mit Perlenſtickerei. Der weiße Ofen war blank, die Meſſingtür noch blanker, und zwiſchen Ofen und Tür an einer Längswand, dem Sofa gegenüber, ſtand eine Chaiſelongue, die vor kurzem erſt auf der Auktion eines kleinen Geſandten erſtanden worden war und nun das Schmuckſtück der Wohnung bildete. Daneben ein ganz kleiner Tiſch mit einer Pendeluhr darauf, die einen merkwürdig lauten Schlag hatte.

Mathilde ſtellte ſich vor den Spiegel, um ſich den

Scheitel etwas glatt zu ſtreichen, denn ihr Haar war ſehr dünn und hatte eine Neigung, ſich in Streifen zu teilen. Mutter Möhring aber ſetzte ſich auf das Sofa gerade aufrecht und ſah nach der Wand gegenüber, wo ein Pifferaro auf einem Felſen ſaß und ſeinen Dudelſack blaſend, einfältig und glücklich in die Welt guckte. Mathilde ſah im Spiegel, wie die Mutter ſo ſtill und aufrecht daſaß, und ſagte, ohne ſich umzudrehen:

„Warum ſitzt du nun wieder auf dem harten Sofa und kannſt dich nicht anlehnen. Wozu haben wir denn die Chaiſelongue?

„Na, doch dazu nicht.“

„Freilich dazu, und es war noch dazu gar kein Geld, und nun denkſt du gleich, du ruinierſt ſie und ſitzt ein Loch hinein. Ich hab' es mir geſpart und habe mich gefreut, als ich dir's aufbauen konnte.“

„Ja, ja, Thilde, du meinſt es gut.“

„Und Rückenſchmerzen haſt du immer und klagſt in einem fort. Und doch willſt du nie drauf liegen. Und wenn du noch recht hätteſt, aber es ruiniert nicht, und wovon ſollte es auch, du wiegſt ja keine hundert Pfund.“

„Doch Thilde, ſchaden kann's ihr doch.“

„Und wenn auch, je eher das Ding eine kleine Sitzkute hat, deſto beſſer. So ſteht es bloß da wie geliehen und als graulten wir uns davor, uns drauf zu ſetzen. Und ſo ſchlimm is es doch nicht, wir haben ja doch unſer Auskommen und bezahlen unſere Miete mit dem Glockenſchlag. Und dann haben wir ja doch mein Sparbuch. Alſo warum machſt du dir's nicht bequemer? Es ſieht auch viel beſſer aus, wenn man ſo merkt, es is in Dienſt. Der Spiegel is alt, und das Sofa is alt. Da darf die Chaiſelongue nicht ſo neu ſein, das paßt nicht, das ſtört, das is gegen's Enſemble.“

„Gott, Thilde, ſage nur nicht ſo was Franzö'ſches, ich weiß dann immer nicht recht, was es heißt. Zu meiner Zeit, da war das alles noch nicht ſo, und mein Vater wollte von Schule noch nichts wiſſen ... Na, du weißt ja, wohin man guckt, immer hapert es. — Sieh doch mal hier ſeine Karte: ‚Hugo Großmann', das verſteh ich, aber nu kommt ſein Titel, oder was er is, und da weiß ich nicht. Was ſoll das heißen?"

„Cand jur. — das heißt, daß er Kandidat is."

„Soſo, na, das is gut, dann is es ein Prediger oder wird einer."

„Nein, Prediger nicht, dieſer is bloß ein Rechtskandidat, das heißt ſoviel als wie, er hat ausſtudiert und muß nu ſein Examen machen, und wenn er das gemacht hat, dann is er ein Referendarius. Er ticktakt jetzt ſo hin und her zwiſchen Student und Referendarius."

„Na, wenn er nur bleibt. Glaubſt du, daß er bleibt?"

„Natürlich bleibt er."

„Ja, du biſt immer ſo ſicher, Thilde. Woher willſt du wiſſen, daß er bleibt?"

„Ach, Mutter, ich ſage dir ja, du ſiehſt nichts. Wo der mal ſitzt, da ſitzt er, der is bequem, und eh' der wieder auszieht, da muß es ſchon ſchlimm kommen, und ſchlimm kommt es bei uns nicht. Wir ſind artig und manierlich und immer gefällig und laufen alle Gänge und ſehen bloß, was wir ſehen wollen."

„Glaubſt du denn, daß er ...?"

„I Gott bewahre, der is wie Gold. Mit dem kann man drei Tage und drei Nächte fahren, einen ſo Anſtändigen haben wir noch gar nicht gehabt, und dann mußt du bedenken, er is vorm Examen, und wir haben kein Klavierſpiel. Auf dem Hof das bißchen Leierkaſten, das hört er nicht, und ich will dir noch mehr ſagen, Mutter:

der bleibt nicht bloß, der bleibt auch lange, denn sehr anstrengen wird er sich nicht, er sieht so recht aus: ‚Kommst du heute nicht, so kommst du morgen,‘ und vielleicht morgen auch noch nicht.“

* * *

Hugo Großmann, der noch keinen Schlüssel hatte, war drei Minuten vor Zehn nach Hause gekommen und hatte für alles, was ihm angeboten wurde, gedankt. Er sei sehr müde und die ganze vorige Nacht unterwegs gewesen. Mutter Möhring, die sich noch einen Augenblick im Entree zu schaffen machte, hörte noch, daß er das Streichhölzchen strich, und sah den Lichtschimmer, der gleich danach unter der Tür weg bis in das Entree fiel. Dann hörte sie, daß er sich die Stiefel mit einem raschen Ruck auszog, wie einer, der schnell ins Bett will und keine Minute später.

Der nächste Tag war so schön wie der vorige. Möhrings waren Frühaufsteher, und heute waren sie schon um Sechs aus den Federn, weil sie doch nicht wissen konnten, ob ihr Mieter nicht ein noch größerer „Frühauf“ war, wie sie selber.

„Ich glaube nicht, daß er ein Frühauf is, aber man kann doch nicht wissen, und in der ersten Nacht schlafen viele so unruhig.“ Es war wohl schon Acht, als Mathilde dies äußerte, und eine Weile später setzte sie hinzu: „Du sollst sehen, Mutter, der hat einen Bärenschlaf, um den brauchst du dir die Nacht nicht um die Ohren schlagen, und von Weckeraufziehen is nu schon gar keine Rede mehr. Na, mir is es recht, wenn erst Winter ist, schlaf ich auch gern aus und warte lieber mit meinem Kaffee. Bloß, daß man um acht nur die ausgesuchten Semmeln kriegt.“

Mit diesen Worten stand sie auf und sah nach der kleinen Pendeluhr, auf der es schon ein paar Minuten über halb

neun war. „Mutter, ich werde doch wohl klopfen müſſen. Ich hatte ihn ſo auf neun Stunden taxiert, aber nun ſind es ſchon zehn und einhalb — was meinſt du?“

„Verſteht ſich, es kann ihm ja auch etwas paſſiert ſein.“

„Gewiß kann es, aber es wird wohl nicht.“

* * *

Um ein Uhr trat der neue Mieter bei Möhrings ein und ſagte, daß er nun zu Tiſch gehen wolle. Sie brauchten ſich mit ſeinem Zimmer nicht zu übereilen; er würde vor Sieben nicht wieder daſein, und wenn jemand käme, möchten ſie ſagen: erſt um Acht. Damit empfahl er ſich ſehr artig, und als er aus dem Hauſe trat, ſahen ihm Mutter und Tochter vom Entreefenſter aus nach.

Als ſie das Fenſter wieder geſchloſſen hatte, ſagte die Mutter: „Es is eigentlich ein ſehr hübſcher Menſch. Ich wundere mich, daß er noch ſo ein halber Student is. Am Ende irrſt du dich doch, Thilde, er muß doch nahe an Dreißig ſein.“

„Ja, ausſehen tut er ſo, da haſt du recht. Aber das macht der ſchwarze Vollbart, und weil er ſo breit iſt. Aber glaub' mir, er is nicht über Sechsundzwanzig. Und der Vollbart macht es auch nicht mal. Er is bloß faul und hat kein Feuer im Leibe. Das ſieht denn ſo aus, als ob einer alt wäre, bloß weil er ſchläfrig is, und ſentimental is er auch.“

„Ja, das wird er wohl,“ ſagte die alte Möhring, aber doch ſo, daß man hören konnte, ſie dachte nichts bei „ſentimental“ und wollte bloß nicht widerſprechen.

Eine Stunde ſpäter hatte Mathilde das Zimmer zurechtgemacht, während die Mutter ſich in der Küche beſchäftigte. Man war übereingekommen, ſich jeder ein

Setzei zu ſpendieren, dazu Bratkartoffeln. Als der Tiſch gedeckt und zu den Bratkartoffeln der Extrateller mit den zwei Setzeiern aufgetragen war, war auch die Tochter mit dem Zurechtmachen des Zimmers fertig, und beide ſetzten ſich zum Eſſen.

„Biſt du zufrieden, Thilde?“ ſagte die Alte und wies auf die Eier.

„Ja!“ ſagte Thilde, „ich bin zufrieden, wenn ich ſehe, daß du ſie beide ißt, und wenn ich ſehe, daß ſie dir ſchmecken, denn du gönnſt dir nie was, und davon magerſt du auch ſo ab. Kartoffeln is was ganz Gutes, aber viel Kräfte geben ſie nicht, ich werde dich nu wieder beſſer verpflegen, und wenn wir gegeſſen haben, gieß ich dir eine Taſſe Tee auf. Er hat nicht mal ſeinen Zucker verbraucht und auch nicht weggepackt, man ſieht an allem, daß er ein anſtändiger Menſch is. Aber nu nimm und ißt, Mutter!“ Und ſie legte der Alten vor und patſchelte ihr die Hand.

„Ja, du biſt gut, Thilde ... Wenn du nur einen guten Mann kriegſt.“

„Ach, laß doch.“

„Nein, ich denke immer daran, und warum auch nicht? Wie du da vorhin vor dem Spiegel ſtandeſt, von der Seite biſt du doch beinah' hübſch.“

„Laß doch, Mutter, ich weiß ſchon Beſcheid. Das mit dem Gemmengeſicht mag ja wahr ſein, und ich glaube ſelbſt, daß es wahr is, aber ich kann doch nun mal nicht immer von der Seite ſtehen.“

„Brauchſt du ja auch nicht. Und dann am Ende: du haſt die gute Schule gehabt und die guten Zeugniſſe, und wenn Vater länger gelebt hätte, dann wärſt du jetzt Lehrerin, wie du es gewollt haſt. Manche ſind ſo ſehr fürs Gebildete. Wie haſt du's denn bei ihm gefunden? Alles in Ordnung und anſtändig? Ein ganz Armer kann

er nicht ſein. Der Koffer is von Leder und beinah' ohne Holz und Pappe. Das haben immer bloß ſolche, die guter Leute Kind ſind."

„Ganz recht, Mutter, das ſtimmt, da ſind wir mal einig. Und ſo is es auch mit ihm. Guter Leute Kind muß er ſein, auf der Kommode lagen auch die Schnupftücher und die wollenen Strümpfe, du mußt es dir nachher anſehen, alle ganz gleich gezeichnet. Auch die Strümpfe. Nicht bloß mit Wolle, alle mit rotem Zeichengarn. Er muß eine ſehr ordentliche Mutter haben oder Schweſter. Denn eine andere macht es nicht ſo genau. Und die Stiefel auch in Ordnung, er muß aus einer guten Ledergegend ſein, das ſieht man an allem, und hat auch eine Juchtenbriefmappe, ſchön gepreßt; ich rieche Juchten ſo gern. Und die Bücher alle ſehr gut eingebunden und ſehen auch alle ſo ſonntäglich aus, als ob ſie nicht viel gebraucht werden. Nur ſein Schiller ſteckt voller Leſezeichen und Eſelsohren. Du glaubſt gar nicht, was er da alles hineingelegt hat: Briefmarkenränder und Zwirnsfäden und abgeriſſene Kalenderblätter. Und dann hat er engliſche Bücher daſtehen, das heißt überſetzte, die muß er auch geleſen haben, es ſind ſo viele Ausrufungszeichen und Kaffeeflecke, und an mancher Stelle ſteht ‚famos!' oder ‚großartig!' oder irgend ſo was ... Aber nun werde ich dir den Tee aufbrühen, du haſt doch noch heiß Waſſer?"

„Verſteht ſich, heiß Waſſer is immer."

Und damit ging Thilde hinaus und kam nach einer Minute zurück. Es war dasſelbe Tablett und dieſelbe Teekanne, daraus der Zimmerherr ſeinen Morgentee genoſſen hatte.

„Es is ein rechtes Glück, daß er Tee trinkt," ſagte Thilde und goß der Mutter und dann ſich ſelbſt eine Taſſe von dem neuen Aufguß ein. „Kaffee, das ſchmeckt dann

nach dem Trichter, aber vom Tee ſchmeckt das zweite eigentlich am beſten;" und während ſie das ſagte, zerbrach ſie zwei Zuckerſtückchen in viele kleine Teile und ſchob das Schälchen der Mutter hin.

„Nimm doch auch, Thilde."

„Nein, Mutter, ich mag nicht Zucker, aber du biſt für ſüß, und nimm nur immer ein bißchen in den Mund, ich freue mich, wenn es dir ſchmeckt, und wenn du wieder dick und fett wirſt."

„Ja, ja," lachte die Alte, „du meinſt es gut. Aber dick und fett, Gott, Thilde, wo ſoll das herkommen!"

* * *

Um ſieben Uhr war Hugo Großmann zurück. Er traf Thilde im Entree.

„War wer da, Fräulein?"

„Ja, ein Herr, er kam ſo um die fünfte Stunde, und ich ſagte ihm, daß Sie um ſieben wieder da ſein würden. Da wollt' er wiederkommen."

„Gut, und hat er nicht ſeinen Namen geſagt?"

„Ja doch, von Rybinski, glaub ich."

„Aha, Rybinski, nun, das iſt ſchön."

Und acht war kaum vorüber, da klingelte es, und Rybinski war wieder da und wurde hineingeführt.

„Guten Tag, Großmann."

„Tag, Rybinski. Bedaure, daß du mich verfehlt haſt. Aber nimm Platz. Nachmittags bin ich immer unterwegs."

„Weiß ſchon," ſagte Rybinski und ſchob ſich einen Stuhl an das Sofa. „Käpernick! Wird denn dieſe Dauerlauferei nicht einmal ein Ende nehmen? Paßt doch eigentlich gar nicht zu dir. Du haſt entſchieden mehr vom Siebenſchläfer als vom Landbriefträger. Alſo warum pendelſt du fortwährend zwiſchen Grunewald und Wilmersdorf

immer hin und her? Oder haſt du jetzt eine andere Pendelbewegung?“

„Muß ſich erſt herausſtellen, lieber Freund, ich bin ja erſt ſeit vierundzwanzig Stunden hier, geſtern früh angekommen, wie ich dir ſchrieb — hier drüben Friedrichſtraße. . . . Gott ſei Dank, daß ich wieder da bin und auch wieder nicht. Owinsk iſt ein Neſt, natürlich, und wenn man aufgeſtanden iſt, kann man auch ſchon wieder zu Bette gehen. Und dazu die ewige Klagerei von Mutter und Schweſter und keine Spur Verſtändnis für ein Buch oder ein Bild, und wenn ein Tanzbär auf den Markt kommt, dann iſt es, als ob die Wolter gaſtiert . . . Na, das alles iſt gerade nicht mein Geſchmack. Aber ein Gutes hat ſolch Neſt doch. Man hat Muße, man kann ſeinen paar Gedanken nachhängen, wenn man welche hat, und die Büffelei hat ein Ende. Ach, Rybinski, es geht nun wieder los. Wie ſteht es denn mit dir? Wenn ich dich ſo anſehe, mit deiner Polenmütze — nimm's mir nicht übel, aber es ſieht ſo ein bißchen theaterhaft aus — und mit deinen Stiefeln über der Hoſe, du ſiehſt mir auch nicht aus, als kämſt du recte vom Repetitorium.“

„Welch feine Fühlung du haſt, Großmann. Recte vom Repetitorium, nein. Aber etwas von recte iſt auch dabei. Recte vom Galgen.“

„Wie Roller?“

Rybinski nickte.

„Ach, mach keinen Unſinn, Rybinski, was meinſt du damit?“

„Was ich meine, davon ſpäter, erzähl mir erſt ein Wort von dir und von den Owinskern. Haſt du zufällig meinen Onkel geſehen, er kommt ja dann und wann in die Stadt zum Pferdemarkt, oder wenn er Geld leiht. Auf meinen letzten Brief hat er nicht geantwortet. Es wird

wohl gerade Ebbe bei ihm gewesen sein. — Und dein Vater, woran starb er denn eigentlich? Er kann ja noch keine Sechzig gewesen sein. Und wie steht es mit dem Vermögen? Es heißt immer, er hatte was?"

„Ja, das heißt es immer, und wenn Gott den Schaden besieht, ist nichts da oder doch fast nichts . . . Da war eine Kiste, so eine Art Arnheim, in seinem Bureau, die wir immer mit Respekt betrachteten, weil wir uns alle sagten: Da liegt es drin. Und nun denk dir, was wir nachher gefunden haben!"

„Na — die Hälfte."

„Ja, prost die Mahlzeit: eine Cereviskappe, ein Kommersbuch und ein paar hohe Jagdstiefel, gelbes Leder, genau wie wenn er sie von Wallenstein geerbt hätte."

„War er denn ein Nimrod? . . . Übrigens könntest du mir mal erst eine Zigarre geben. Ich sah da eine kleine Kiste. Sie enttäuscht mich hoffentlich nicht so wie dich die große Erbschaftskiste. — Ja, war er denn solch Jäger vor dem Herrn?"

„I Gott bewahre, dazu war er viel zu bequem und fromm. Er wird wohl, als er eben Bürgermeister geworden war, mal eine Jagd mitgemacht haben; aber als ich so'n halberwachsener Junge war, so kurz vorher, ehe ich nach Inowrazlaw aufs Gymnasium kam, fuhr er immer bloß raus, wenn das Getosle losging, mal beim Oberförster, mal beim Amtsrat, und einmal war er beim Torfinspektor, das weiß ich noch genau."

„Und dabei war dein Vater eigentlich ein famoser Knabe."

„Ja, das war er."

„Eigentlich forscher als du."

„Na, wie man's nehmen will. So im meisten sind wir uns gleich. Fürs Repetieren war er auch nie, darin müssen wir uns wohl gleich sein. Und als er den Referen-

darius hinter ſich hatte, ſchnappte er ab und ſagte: Zweimal falle ich durch und dann ſogar mit Ach und Krach und achthundert Talern, nein, da lieber Bürgermeiſter in Owinsk — und verlobt war er ja auch ſchon lange."

„Ja ſieh, Hugo, das iſt eben, was ich das Forſche nenne. Es war doch ein Entſchluß, und ſeine Familie war doch gewiß dagegen und wollte einen Miniſter aus ihm backen. Unterm Miniſter tun's ja die guten Kleinſtädter nicht, die bei der bekannten Glücksjagd, zu der wir alle geladen ſind, bloß den Kirchturm mit dem goldenen Hahn ſehen und nicht wiſſen, wie weit es iſt und wie viele Gräben unterwegs, um reinzufallen. Ich bin für die, die abſpringen."

„Du meinſt ſo im allgemeinen, ſo theoretiſch . . ."

„Nein, ganz praktiſch. Du mußt mir eine Photographie von deinem Vater ſchenken. Darauf ſehe ich mir ihn dann öfters an, ſo als Vorbild."

„Aber, Hans, du willſt doch nicht auch Bürgermeiſter werden und biſt ja auch noch vorm Referendar! Mein Vater hatte doch die halbe Quälerei hinter ſich. Sie nehmen jetzt nicht all und jeden, und Referendar iſt das wenigſte, und du ſiehſt mir nicht aus, als ob du in meiner Abweſenheit und ſozuſagen hinter meinem Rücken das Examen gemacht hätteſt und nun bloß kommſt, um dich mir in deiner neuen Würde vorzuſtellen . . . Aber verzeih, ich werde uns drüben erſt ein bißchen Abendbrot beſtellen, was man in einer Chambre garnie ſo Abendbrot nennt; ein Glück, daß die Menſchen den Schweizerkäſe erfunden haben. Und ſoll ich Tee beſtellen oder Grog?"

„Im allgemeinen bin ich für das Übergehen aus dem einen in das andere, man hat das Spiel dabei ſo hübſch in der Hand, vorausgeſetzt, daß die Flaſche nicht im Stich läßt. Aber heute laß es gut ſein, Hugo, ſparen wir uns das Gelage für eine größere Gelegenheit."

„Examen?“

„Das iſt zu unſicher, erſtens an ſich, das heißt, ob wir bis dahin kommen, und dann in ſeinem Reſultat. Nein, wenn ich von Aufſparen und größerer Gelegenheit ſpreche, ſo habe ich was anderes im Sinn und meine das, was auch mit dem ‚recte vom Galgen‘ zuſammenhängt: meinen erſten Abend.“

„Ich kann dir nicht folgen, Hans. Es iſt lächerlich zu ſagen, aber du biſt mir zu myſtiſch. Erſt recte vom Galgen und die Zuſage ſpäterer Rätſellöſung — und nun erſter Abend?“

„Hm, — ich habe doch wohl deine Auffaſſungsgabe überſchätzt, was übrigens nach Anſicht einiger eine ganz untergeordnete Gabe ſein ſoll, vielleicht im Zuſammenhang mit Logik und Mathematik. Alle Logiker verſtehen gewöhnlich gar nichts. Aber wundern muß ich mich doch, Hugo! Zu was ſind wir denn um den Königsplatz unzählige Male herumgelaufen, links den Mond und rechts Kroll und die kleine F., und haben unter Verwerfung aller bisherigen Hamletauffaſſungen einer neuen, tieferen nachgeforſcht? Um was habe ich meine Parallelen gezogen zwiſchen Amalia und Adelheid von Runeck, zwiſchen der Milford und der Eboli? Zu was das alles, wenn du ſchließlich nicht einmal verſtehen willſt, was ich mit meinem ‚erſten Abend‘ meine . . . Alſo rund heraus, ich ſpreche von meinem erſten ‚Räuber‘-Abend. Koſinsky! — Die Geſchichte mit dem Repetitorium wurde mir zu langweilig. Ja, wenn man den guten Ausgang noch ſicher hätte! Kurzum, ich bin zu Deichmann gegangen, und heute war die dritte Probe mit mir — übrigens Kraußneck brillant als Roller! Ich denke, daß ich über kurz oder lang auch ins Charakterfach überſpringe. Liebhaber iſt bloß Durchgang.“

„Durchgang? Und die ‚Räuber‘? Iſt es möglich! Dann wird alſo in acht Tagen auf dem Zettel ſtehen:

‚Kosinsky — Herr Rybinski‘. Oder willst du dein ‚von‘ beibehalten?“

„Nein, man muß auch etwas für seine Familie tun. Mein ‚von‘ wird gestrichen, wenigstens, solange ich unberühmt bin, nachher kann ich es immer wieder aufnehmen.“

„Rechnest du darauf?“

„Natürlich rechne ich darauf. Jeder rechnet darauf. Garrick war ursprünglich auch von Adel; meinst du, daß er mit der ganzen Geschichte angefangen hätte, wenn er sich nicht hätte sagen dürfen: ‚Ruhm geht über Adel‘?“

„Sag mal — und das alles ist dein Ernst?“

„Mein voller Ernst, und ich will dir auch noch mehr sagen und auch im Ernst. In ganz kurzer Zeit kommst du zu mir und sagst mir: ‚Rybinski, du hast recht gehabt, den ganzen Kram an den Nagel zu hängen;‘ was meinst du, zu welcher Rolle paßte ich wohl am besten, Dunois oder Karl Moor? Ich sage dir, du bist der geborene Karl Moor, und wenn du deinen Arm an die Eiche bindest, oder vielleicht auch, wenn du den Alten aus dem Turm holst, mußt du einfach großartig sein.“

„So, meinst du?“

„Du hast ganz das schwermütig Schwabblige, was dazu gehört, und hast auch den Brustton der Überzeugung, wenn er sagt: ‚Diese Uhr nahm ich dem Minister.‘ Das ist natürlich der Justizminister gewesen, und auf den wirst du bald ebenso schlecht zu sprechen sein wie ich. Ich habe die Schiffe hinter mir verbrannt. Alles im Leben ist bloß Frage der Courage.“

„Na höre, Hans, da spielt doch auch noch manches andere mit.“

„Du meinst Liebe. Damit komme mir nicht. Larifari. Manche sind so verrückt, und dir traue ich schon was zu. — Wer so viel spazieren läuft und die gleiche

Schwärmerei für Lenau wie für Zola hat — was dir beiläufig erſt einer nachmachen ſoll —, der iſt zu jedem Liebesunſinn fähig. Es ſieht dann auch das wie Courage aus, iſt aber das Gegenteil davon. Bloß Schlapperei, Bequemlichkeit, Hausſchlüſſelfrage ... Hugo, ſieh dich vor. Aber ſo viel will ich dir ſchon heute ſagen: wenn du dich normal entwickelſt und nicht einen koloſſalen faux pas machſt, ſo kommſt du morgen da an, wo ich ſchon heute bin. Und wenn du Referendar werden ſollteſt, was leicht möglich wäre, Aſſeſſor wirſt du nie. Laß doch die Einpaukerei! Is ja alles umſonſt. Ich kenne meine Pappenheimer."

Indem klopfte es. Großmann ging auf die Tür zu, um zu öffnen. Draußen ſtand Mathilde. Sie müſſe noch in die Stadt, und weil keiner da ſei außer ihrer Mutter, wolle ſie nur fragen, ob Herr Großmann noch irgendetwas zu Abend befehle.

„Danke, Fräulein Mathilde. Herr von Rybinski hat alles abgelehnt. Ich gehe nachher noch in den Franziskaner hinüber. Wenn Sie mir vielleicht eine Flaſche Sodawaſſer zurechtſtellen wollen ..."

Als er ſeinen Platz wieder eingenommen hatte, ſagte Rybinski: „Dadurch wirſt du dich auch nicht inſzenieren. Sodawaſſer, das trinkt doch bloß ein Philiſter."

„Das iſt erſtlich noch ſehr die Frage, denn es hängt viel davon ab, was man vorher getrunken hat, und dann will ich mich auch gar nicht inſzenieren. Frau Möhring iſt eine Philöſe und das Fräulein ihre Tochter. Und da inſzenieren! So weit ſind wir doch noch nicht runter. Und man hat ſeinen Lenau doch nicht umſonſt intus."

„Grade das, grade das! Lyrik ſchützt vor Dummheit nicht. ‚Auf dem Teich, dem regungsloſen, weilt des Mondes holder Glanz' — es braucht bloß ein bißchen

Mondſchein, ſo verklärt ſich alles, und der Teich kann auch 'ne Stubendiele ſein."

„Ich begreife dich nicht, Hans, woher haſt du denn Veranlaſſung . . ."

„Des Menſchen Beſtes ſind Ahnungen, und ſie hat ſolch Profil, faſt wie eine Gemme, ſtreng und edel und einen kleinen Fehler am Auge und iſt aſchblond. So ſchreiten keine ird'ſchen Weiber, die zeugete kein ſterblich Haus . . ."

„Unſinn, was ſoll das? Eigentlich iſt ſie doch einfach eine komiſche Figur."

„Du, ſage das nicht, ſo was rächt ſich!"

„Ach was, alles Unſinn und nochmals Unſinn. Und nun laß uns gehen . . . Wann iſt denn eigentlich dein Debüt?"

„Nächſten Dienstag. Du kannſt mir den Daumen halten. Oder noch beſſer, komm hin und klatſche!"

* * *

Die nächſten Tage vergingen ruhig. Am Vormittag hatte Hugo ſein Repetitorium. Dann ging er zu Tiſch, dann ſpazieren nach Wilmersdorf. Am Abend war er zu Hauſe, wenigſtens meiſt, und war alles in allem ein Muſter von Solidität. Was Mathilde auffiel, war das Studium. Aus allem, was ſie ſah und auch aus Andeutungen von ihm ſelbſt hörte, ging hervor, daß er ſich auf ein Examen vorbereitete; er ſteckte auch jeden Morgen, wenn er ausging, ein Buch oder ein Heft zu ſich, trotzdem war klar, daß, wenn er wieder zu Hauſe ſaß, von Studium keine Rede war. Auf einem am Fenſter ſtehenden Stehpult, das er ſich angeſchafft hatte, lagen zwar ein paar dicke Bücher umher, aber ſie hatten jeden Morgen eine dünne Staubdecke, Beweis genug, daß er ſich den Abend über nicht

damit beſchäftigt hatte. Was er las, waren Romane. Beſonders auch Stücke, von denen er manchen Tag mehrere nach Hauſe brachte. Es waren die kleinen Reclambändchen, von denen immer mehrere auf dem Sofatiſch lagen, eingekniffen und mit Zeichen oder auch mit Bleiſtiftſtrichen verſehen. Mathilde konnte genau kontrollieren, was ihm gefallen oder ſeine Zweifel geweckt hatte. Denn es kamen auch Stellen mit Ausrufungs- und ſelbſt mit drei Fragezeichen vor. Aber das waren doch nur wenige. „Das Leben ein Traum" hatte die meiſten Zeichen und Randgloſſen und ſchien ihn am meiſten intereſſiert zu haben.

„Mutter," ſagte Thilde, „wenn da nicht ein Wunder geſchieht, der macht es nie."

„Was denn, Thilde?"

„Na, das Examen. Aber ſchließlich, uns kann es recht ſein. Je länger es dauert, je länger bleibt er. Und is ja ein guter und anſtändiger Menſch. Und wenn er es macht und durchfällt, ſo bleibt er auch. Wohin ſoll er am Ende, ſehr viel Anhang ſcheint er nicht zu haben. Sogar der Herr mit der polniſchen Mütze war noch nicht wieder da."

Das hatte freilich ſeine Richtigkeit. Rybinski war ſeit ſeinem erſten Beſuch noch nicht wieder dageweſen, aber am Abend des Tages, an dem Thilde Möhring dieſe Betrachtungen gemacht hatte, kam er und traf auch ſeinen Freund Hugo zu Hauſe.

„Endlich, Hugo! Du wirſt ſchon gedacht haben, ich hätte geſchwindelt, und das mit dem Koſinsky ſei nur ein Ulk geweſen. Aber ich ſage dir, es war großer Ernſt. Eigentlich heißt es bitterer Ernſt, aber dies Wort möchte ich begreiflicherweiſe vermeiden. Man iſt übrigens der Meinung, ich müſſe gefallen, und einer ſagte mir heute früh, ich ſei der ‚geborene' Koſinsky. Leider war es

Spiegelberg, der das ſagte, aber wie das immer ſo geht, gerade dieſer iſt eine treue Seele. Na, morgen muß ſich alles entſcheiden. Ich bringe dir hier Billette, ein Parkett für dich und zwei zweiten Rang für deine Damen drüben, wenn ſie auf dieſen Namen hören, was mir allerdings zweifelhaft iſt. Ich hätte dir drei Parkette bringen können, aber ich dachte mir, beide ſo dicht bei dir könnte dich vielleicht genieren, namentlich die Alte. Sie iſt doch noch ſehr Mutter aus dem Volk. Und dann, offen geſtanden, liegt mir und dem Direktor auch mehr am zweiten Rang. Im Parkett ſitzt immer Kritik, und wenn ſich da zwei ſolche Damen auf Enthuſiasmus ausſpielen, wird es lächerlich, aber im zweiten Rang, da geht alles, und auf den zweiten Rang, wenn man ein bißchen aufpaßt, kann man ſich verlaſſen. Dein Platz unten iſt Eckplatz, es iſt alſo alles vorgeſehen ... Aber ich finde, Hugo, du biſt etwas nüchtern ..."

„Nein, Hans, ich bin nur etwas benommen. Ich dachte nicht, daß du mir Wind vorgemacht hätteſt, ich dachte nur, es wäre etwas dazwiſchen gekommen, weil es ſich ſo hinzog."

„So, ich verſtehe. Du dachteſt, man hätte ſchließlich gemerkt, es ginge doch nicht, es ſei nichts mit mir."

„Du mußt nicht empfindlich ſein. Biſt noch gar nicht aufgetreten und fängſt ſchon damit an. Aber das iſt auch nur die Hälfte von dem, was ich eben dachte; das andere iſt das mit den zwei Möhrings."

„Aber, Herz, das iſt ja leicht zu ändern, du kannſt auch zwei Parkette haben."

„Nein, das iſt es nicht. Im Gegenteil, das mit dem zweiten Rang haſt du dir ſehr gut ausgedacht und rückſichtsvoll gegen mich. Es iſt nur mit dem Mitnehmen überhaupt ſolche Sache. Wenn wir auch verſchiedene Plätze

haben, das ist doch wie gesellschaftliche Gleichstellung, und wenn ich mit der Alten über den alten Moor spreche oder sie mit mir, denn ich werde nicht anfangen, so sind wir intim, und das geht doch nicht gut. Und dann, was kann denn solche Frau sagen? Alles bringt sie in Verlegenheit."

„Ach, Hugo, das ist ja lächerlich . . ."

„Und dann muß ich sie doch hinbringen, und wenn es aus ist, muß ich sie wieder nach Haus begleiten."

„Seh ich gar nicht ein. Du machst ihnen mit den Billetts ein Geschenk und läßt sie ihrer Wege gehen."

„Gut, du sollst recht haben; ich will es so machen. Du siehst nun, warum ich so benommen war, was du ‚nüchtern' nanntest. Von nüchtern ist keine Rede. Eigentlich bin ich aufgeregt, wie wenn ich selbst den Kosinsky spielen sollte."

„Wer weiß, was kommt."

Und damit brach der Freund wieder auf, weil er noch hunderterlei zu tun und zu bedenken habe.

„Bei Philippi sehen wir uns wieder! Und ficht tapfer! Unterlieg ich, so muß ich mich ins Schwert stürzen."

Hugo lachte. „Verlange nur nicht, daß ich es dir halte."

* * *

Rybinski war kaum fort, so ging Hugo zu den beiden Frauen hinüber, um ihnen die zwei Billette zu bringen. Parkett sei ausverkauft, das sei der Grund, daß sie sich trennen müßten, aber er werde öfters hinaufsehen.

Mutter Möhring wußte gar nichts zu erwidern, Thilde aber fand sich leicht zurecht und sagte mit vielem Anstand und in ihrer ganzen Haltung wie verändert: es sei sehr

liebenswürdig, an ſie zu denken, und ſie empfänden es als eine große Ehre.

Ja, ſagte nun die Alte, das habe ſie auch ſagen wollen.

Und nachdem noch ein paar Fragen geſtellt und hin und her komplimentiert worden war, ging Hugo wieder in ſein Zimmer hinüber, während die Alte eine Hutſche an den Ofen ſchob und ſich hinſetzte. Thilde ſetzte ſich aufs Sofa und ſchob die kleine Petroleumlampe ſo, daß ſie daran vorbei zur Alten hinüberſehen konnte.

„Was ich nur anziehe, Thilde? Das Schwarzſeidene geht doch nicht mehr und war ja eigentlich auf Trauer gemacht. Und wenn ich das rote Tuch drüber binde, dazu bin ich eigentlich zu alt.“

„Ach, Mutter, das laß nur gut ſein, ich werde dich ſchon zurechtmachen. Mit ein paar Schleifen zwingen wir's ſchon, es ſieht einen ja doch keiner an, und wenn auch! Die Haube is für eine alte Frau immer die Hauptſache, und deine Haube is noch ganz gut; ein bißchen tollen und aufplätten, und du ſiehſt aus wie 'ne Gräfin.“

„Ach Kind, rede doch nicht ſolch Zeug.“

„Na, ich ſage dir, Mutter, das wollen wir ſchon kriegen. Ich habe Putzmachen gelernt und Blumenmachen auch und Klöppeln auch, und das müßte doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn ich uns nicht rausſtaffieren ſollte, wundern ſoll er ſich, wie du ausſiehſt, und wenn er uns nach dem Theater in ein Lokal führen ſollte . . .“

„Ach, Thilde, wie kannſt du nur an ſo was denken.“

„Na, wenn nicht, denn nicht. Ich hänge nicht dran, es macht nur ſo einen Eindruck und ſieht ein bißchen nach was aus, und daß man doch auch mit zugehört.“

„Ja, ja. Das is ſchon recht . . .“

„Und weißt du, Mutter, was ich dir ſchon vor ein

paar Tagen ſagen wollte, wir wollen doch die alte Runtſchen wieder ins Haus nehmen, das heißt, immer bloß eine Stunde, daß ſie drüben reinmachen kann. Ich bin ja nicht dagegen, und mir kommt es nicht drauf an. Aber neulich, da hatte er was vergeſſen und kam gerade dazu, wie ich da bei all dem Planſchen und Gießen war und der Blecheimer mitten in der Stube, da war es mir doch genierlich. Und ich denke wirklich, wir nehmen die Runtſchen. Sie kann dann auch einholen, was wir brauchen."

Die Mutter hatte kleine Bedenken und ſagte: „Thilde, das läuft ſo ins Geld. Und man weiß doch nicht, wenn er dann kündigt . . ."

„Dann kündigen wir auch wieder. Die Runtſchen is ja 'ne vernünftige Frau. Und dann, was heißt kündigen! Glaube mir, der kündigt nicht."

* * *

Der andere Tag war ein großer Tag. Der Inhalt einer großen Pappſchachtel, darin ſich Bänder und alte Blumen befanden, war auf die Chaiſelongue ausgeſchüttet, damit man einen beſſeren Überblick hatte. Der Alten war es nicht recht.

„Thilde, das fuſſelt alles ſo. Und es iſt doch unſer Prachtſtück. Kind, Kind, wo ſoll denn alles herkommen!"

Aber Thilde ließ ſich nicht einſchüchtern, und als ſie gefunden hatte, was ſie für ſich und die Alte brauchte, war ſie fleißig bei der Arbeit. Dann wuſch ſie zwei Paar hellbraune Handſchuhe. Es roch bis in Hugos Zimmer hinüber nach Benzin. Dann wurde geplättet. Thilde war in einer apart guten Laune. „Sieh nur, wie er glüht!" Und dann ſchlug ſie den Schieber mit einem Feuerhaken zu.

Ihr Mieter hatte sich den ganzen Tag nicht blicken lassen, wodurch er der Begleitungsfrage klug entgangen war.

* * *

Kosinsky war dreimal gerufen worden, und die Alte, die nicht klatschen wollte, hatte sich begnügt, dem Darsteller der Rolle zuzunicken, als er sich gerade nach der anderen Seite hin bedankte. Dann sagte sie zu Thilde, während sie dieser eine kleine, unterwegs gekaufte Papiertüte mit Drops hinreichte: „Er macht es ganz gut, er hat so viel Anstand, nich? Es muß doch sehr schwer sein."

„I Gott bewahre," sagte Thilde, die sich ablehnend gegen alles verhielt, weil sie merkte, daß Hugo es fortgesetzt vermied, nach dem zweiten Rang hinaufzusehen. Nur einmal geschah es, und nun grüßte er auch, aber ganz steif und förmlich. Sie legte sich's aber schließlich doch zum guten zurecht, und als der große Traum kam und eben die weiße Haarlocke in die Wagschale des Gerichts fiel, sagte sie sich: Es ist ein gutes Zeichen, daß er nicht rauf sieht, weil er kein Leichtfuß ist und es ernst nimmt. Er sagt sich: alles das hat eine Tragweite ... Ja, von Tragweite hat er schon ein paarmal zu mir gesprochen ... Und so ganz abgeschlossen hat er noch nicht ... Er nimmt es nicht als Spaß.

Sie kam in ihren Betrachtungen nicht weiter, weil die Alte sagte: „Sieh doch mal nach, Thilde, wer der alte Diener is, er zittert ja so furchtbar."

„Ach, laß ihn doch," sagte Thilde und reichte der Mutter die Tüte mit den Drops zurück.

* * *

Die Möhrings hatten Mantel und Hut draußen abgegeben, Thilde hatte darauf bestanden. „Mutter," hatte

ſie geſagt, „du weißt doch, daß ich's zuſammenhalte, aber mitunter is Anſtändigkeit auch das Klügſte."

„Na, wenn du meinſt, Thilde, wir wollen es aber auf eine Nummer geben."

Jetzt hatten ſie ſich eingemummelt und ſtiegen die Treppe hinunter. Unten in der Vorhalle machte ſich Thilde mit allerhand zu ſchaffen, weil ſie's für möglich hielt, daß ihr Mieter an einer der Barrieren ſtehe und auf ſie warte. Aber er war nicht da. Das gab eine neue Verſtimmung, und einen Augenblick überkam die ſonſt unerſchütterliche Thilde die Frage: Ob ich mich doch vielleicht irre? Sie war aber von einem unvertilgbaren Optimismus der Hoffnungſeligkeit, weil ſie den Charakter ihres Mieters ganz genau zu kennen glaubte, und ſagte ſich: er muß natürlich ſeinen Freund beglückwünſchen, und er kann nicht an zwei Stellen zugleich ſein.

Erſt nach zehn waren ſie zu Hauſe, was nichts ſchadete, da ſie den Hausſchlüſſel mithatten. „Siehſt du, Thilde, wie gut," ſagte die Alte, als ſie den Schlüſſel aus ihrer Taſche hervorholte.

„Ach, Mutter, als ob ich nicht gewollt hätte. Natürlich, ich dachte ſogar, wir könnten erſt um elf kommen."

Auf der Treppe trafen ſie den Portier, der eben das Gas ausdrehte. „Soll ja ſehr ſchön geweſen ſein," ſagte dieſer.

„Gott, Mieckhoff, wiſſen Sie denn ſchon?"

„Ja, meine Ida war auch da. Ida is immer da. Sie kennt welche von's Theater."

„Na, das is recht," ſagte Thilde. „Theater bildet."

Und damit ſtiegen Mutter und Tochter weiter hinauf, während der Portier in einem Anflug von Galanterie ihnen noch eine halbe Treppe aufwärts leuchtete.

Oben ſagte Thilde: „Nu, Mutter, wollen wir uns

einen Tee aufgießen und warten, bis er kommt. Er wird uns wohl auch ſehen wollen und hören, ob wir uns amüſiert haben."

„Ach, Thilde, es war ja doch ſo graulich, und der alte Mann, und wie er ausſah, wie er da 'raus kam und der andere gleich rein! Na, da fiel mir ein Stein vom Herzen. Wenn ich mir denke, daß ſo einer noch frei 'rumläuft ..."

„Das kann er ja gar nicht mehr. Es is ja ſchon ſo lange her, und dann is es ja bloß ſo was Ausgedachtes. Du denkſt immer, es is wirklich ſo."

„Ja, Gott, warum ſoll ich ſo was nich denken! Es gibt ſo viele ſchlechte Menſchen ..."

„Ja, ja, erzähle nur nicht die Geſchichte von dem Kürſchnermeiſter in Treptow; ich weiß ja, daß er ſeine Frau mit dem Marderpelz erſtickt hat. Aber es gibt auch gute Menſchen."

„Ja, die gibt es auch. Und ich glaube, unſer jetziger Herr drüben is 'n guter Menſch."

„Ein ſehr guter, das heißt, wenn er ſo is, wie ich ihn mir denke."

„Du ſagſt ja immer, du biſt ſo ſicher."

„Bin ich auch, bloß mitunter wird einem doch etwas bange. Aber es geht gleich wieder vorüber."

* * *

Die Möhrings hatten bis Mitternacht gewartet und den Tee ſchon zweimal wieder aufgegoſſen. Als aber der Mieter noch immer nicht da war, ſagte die Alte: „Thilde, was ſollen wir ſo viel Petroleum verbrennen, nu kommt er doch nich mehr. Und wenn er kommt, wird er wohl auch nich wollen, daß wir ihn ſo in ſeinem Zuſtand ſehen.

Er wird wohl in Töpfers Hotel ſitzen, im Keller unten, da ſitzen ſie immer."

Und danach waren ſie zu Bett gegangen und lagen auch ſtill und ſprachen nicht. Aber von Schlafen war keine Rede. Thilde beſchäftigte ſich mit ſeiner Haltung während des ganzen Abends und dieſer nächtlichen Kneiperei, die ganz jenſeit ihrer Berechnungen lag, und die Alte war noch immer bei dem Stück. Es ſchlug ſchon eins, als ſie ſich aufrichtete und leiſe ſagte:

„Thilde, ſchläfſt du ſchon?"

„Nein, Mutter."

„Das is gut, Kind, mir is ſo angſt. Ob es von dem Tee is? Aber ich habe ſolch Herzſchlagen und ſehe immer den alten Mann . . ."

„Ach, laß doch den alten Mann, Mutter, der ſchläft nu ſchon zwei lange Stunden, und du mußt auch ſchlafen."

„Und das einzige is, daß der Rotkopf . . ."

„Ja, ja, der hat nu ſeinen Denkzettel."

„Und was wohl aus dem armen Wurm, dem Fräulein, geworden is — wie hieß ſie doch?"

„Amalia."

„Richtig, Amalia . . . Ja, die is nu ſo gut wie eine Waiſe. Denn wenn ſie den Alten auch wieder heraus-geholt haben, lange kann er's doch nich mehr machen."

„Nein, das kann er nicht, Mutter. Aber jetzt werde ich dir ein Glas Waſſer holen, und dann legſt du dich auf die andere Seite."

„Na, ich werde mal bis hundert zählen."

* * *

Es war darauf gerechnet worden, daß Hugo ſpät auf-ſtehen würde, aber das Gegenteil geſchah: er klingelte früher als gewöhnlich und mußte wohl zehn Minuten auf

ſein Frühſtück warten. Thilde wollte dieſe Verſpätung entſchuldigen. Er meinte aber, es hätte nichts zu ſagen, er müſſe ſich entſchuldigen. Um vier nach Haus kommen und um ſieben Frühſtück, das ſei beinah unnatürlich. Ob es denn hübſch geweſen ſei, das heißt, ob ſie ſich amüſiert hätten, und wie ihnen Rybinski gefallen habe? Er wolle ausgehen und gleich in den Zeitungen nachſehen, ob er gelobt ſei. Daß ſie nicht geklatſcht hätten, ſei ſehr gut geweſen. Es falle auf und ſchade bloß und heiße dann in den Zeitungen, es ſei alles Claque geweſen. Übrigens hätte Rybinski ihm geſagt, er werde wieder Billette ſchicken, wenn er in einer neuen Rolle aufträte. Das ſei in der nächſten Woche: Dunois, Baſtard von Frankreich.

„Sie kennen die Rolle, Fräulein Thilde?"

„Ja. Den Dunois kenne ich," ſagte ſie mit Betonung des Namens ohne weiteren Zuſatz, um ihn auf dieſe Weiſe das Unpaſſende des „Baſtard" fühlen zu laſſen. Zu dem Plan, den ſie ſich ausgedacht hatte, gehörte durchaus Tugend. Sie hielt es deshalb, um ihrer Reprimande noch mehr Nachdruck zu geben, auch für angezeigt, das Geſpräch abzubrechen, ſo ſchwer es ihr wurde.

Als ſie wieder drüben in ihrem Zimmer war, fand ſie die alte Runtſchen vor, die nicht durch das Entree, ſondern durch die Küche gekommen war. Sie ſah aus wie gewöhnlich: ſchmuddelig, Kiepenhut und eine ſchwarze Klappe über dem linken Auge.

„Guten Tag, Frau Runtſchen. Nun, das is gut, daß Sie da ſind. Hat Ihnen Mutter ſchon geſagt? . . ."

„Ja, Thildechen, Mutter hat mir ſchon jeſagt, daß wieder ein Herr da is, und daß ich reinmachen und einholen ſoll. Aber wann muß es denn ſind? Von ſieben bis acht bin ich drüben bei der Leutnant Petermann und von acht bis neun bei Kulickes unten."

„Das paßt ſehr gut. Neun bis zehn iſt die beſte Zeit oder lieber noch ein bißchen ſpäter. Um die Zeit is er immer weg, und Sie können ſich's dann einrichten, wie Sie wollen, und Sie wiſſen ja auch Beſcheid, wo alles ſteht! Aber mitunter is er auch noch da und ſieht aus dem Fenſter — ja, Frau Runtſchen, dann müſſen Sie ſich ſchon ein bißchen zurechtmachen."

„Zurechtmachen?"

„Ja, Frau Runtſchen. Ich meine natürlich nur ein bißchen. Sie können nicht kommen wie 'ne Prinzeſſin, ſo viel wirft es nicht ab. Aber doch ſo das Nötigſte, eine weiße Schürze und dann, daß Sie den Kiepenhut abnehmen. Wenn er nicht da is, dann is der Kiepenhut ganz gut, und man ſieht nicht alles; aber wenn er da is, dann is doch 'ne Haube beſſer."

„Ja, Fräuleinchen, was heißt Haube?"

„Natürlich ſollen Sie ſich keine mitbringen. Aber an unſerm Ständer, da finden Sie allemal eine."

„Na, wenn's erlaubt is, dann nehme ich ſie mir ſo lange."

„Ja, Frau Runtſchen. Und denn noch eins. Die ſchwarze Klappe da dürfen Sie nicht länger als acht Tage tragen. Ich werde Ihnen Sonnabend eine neue geben. Ihr Schade ſoll es nicht ſein."

* * *

Die „Jungfrau" kam zur Aufführung mit Rybinski als Dunois. Aber weder Möhrings noch ihr Mieter Hugo Großmann wohnten der Aufführung bei, da dieſer letztere krank geworden war. Er fieberte ziemlich ſtark und bat, nach einem Arzt zu ſchicken. Dieſer kam und war mehrere Tage lang im unſichern, was es war, bis es ſich eines Morgens herausſtellte, daß es die Maſern ſeien. Er ging

zu Möhrings hinüber und ſagte: „Es ſind die Maſern, nichts Beſonderes und nichts Gefährliches. Aber Vorſicht, liebe Frau Möhring. Sonſt haben wir einen Toten, wir wiſſen nicht wie.“

„Ach Jott, Herr Doktor, er is ja erſt ſechs Wochen bei uns. Und denn ſo was! Und wenn die Leute das hören, da will ja denn keiner mehr einziehen, und vertuſcheln geht auch nich. Es ſind immer ſo viel ſchlechte Menſchen. Und Schultzes wird es auch nich recht ſein.“

„Wohl möglich. Aber nur nicht ängſtlich, liebe Frau. Noch lebt er und wird wohl auch weiter leben. Ich habe Sie nur warnen wollen, daß Sie aufpaſſen und immer naſſe Lappen über den Bettſchirm hängen. Mit dem Bazillus iſt nicht zu ſpaßen. Und vor allen Dingen keinen Zug, Zug iſt das ſchlimmſte. Da tritt alles zurück und wirft ſich auf die edleren Teile.“

„Jott, is es möglich!“

„Und dann haben wir casus mortis.“

Mathilde war dabei nicht zugegen. Als ſie von einem Gang in die Stadt nach Haus kam und hörte, was der Arzt geſagt hatte, meinte ſie: „Mutter, du kannſt doch auch gar nichts vertragen. Maſern! Das is ſo gut wie gar nichts. Jedes kleine Wurm hat ſie. Sie ſollen ſogar geſund ſein, es kommt alles raus, und das is immer die Hauptſache. Natürlich müſſen wir aufpaſſen und auch ſorgen, daß er die Runtſchen nicht zu ſehen kriegt. Er is ſo empfindlich in manchem und hat mir mal geſagt, er graule ſich ordentlich vor der Aufwartefrau.“

„Ach, das hat er bloß ſo geſagt!“

„Nein, ganz im Ernſt, Mutter. Solche, die immer Stücke leſen und ins Theater gehen, die ſind ſo. Na, und das ſchwarze Pflaſter — es is ja auch zum Graulen.“

„Ach, Thilde, was unſereiner auch alles erleben muß,

und das nennen sie dann Fügung, und man soll auch noch dankbar dafür sein."

„Red' nicht so, Mutter, das bringt Unglück, denk an Hioben. Und Fügungen! Die Leute haben auch ganz recht, wenn sie von Dankbarsein reden — wenigstens wir. Denn das kann ich dir sagen, für uns is es eine sehr gute Fügung. Und wenn ich mir was hätte denken sollen, auf so was Gutes wie die Masern wäre ich nie gekommen."

„Meinst du wirklich?"

„Ja, das meine ich."

„Aber wie denn, Thilde?"

„Das erzähl' ich dir ein andermal, wenn es erst da is. Wenn man drüber red't, dann beruft man's."

„Ach, Thilde, du rechnest immer alles, aber du kannst auch falsch rechnen."

„Kann ich. Aber du sollst sehen, ich rechne richtig."

* * *

Hugo Großmann überstand seine Masern und war im Abschülberungszustand, als der Doktor sagte: „Ja, liebe Frau Möhring, den haben wir nun mal wieder raus, das heißt, aus dem gröbsten. An gesund ist noch nicht zu denken, und die Vorsicht muß verdoppelt werden. Der kleinste Fehler, und es wirft sich auf die Ohren oder, wenn er zu früh Licht kriegt, auf die Augen, und dann ist er blind. Anderseits hätte ich gern, er könnte hier 'raus. Die nassen Lappen sind gut, aber immer nasse Lappen geht auch nicht. Könnten Sie ihn nicht umbetten? Ich meine umlogieren? Vielleicht etwa in das Entreezimmer? Sie müssen dann freilich zusperren und allen Verkehr mit der Welt abschneiden, und wer zu Ihnen will, muß durch die Küche. Aber Krankheit entschuldigt alles. Überlassen

Sie's man Fräulein Mathilde, die iſt findig, die wird ſchon Rat wiſſen."

Und damit ging er.

Mathilde rechtfertigte wirklich das gute Vertrauen, das der Doktor zu ihr hatte, und ſagte: „Doktor Birnbaum hat ganz recht. Er muß raus, ich kann die Lappen ſchon gar nicht mehr riechen. Aber das mit dem Entree, das geht nicht. Entree! Das ſieht ſo weggeſetzt aus, ſo nicht hü und nicht hott. Er is doch ein ſtudierter Mann und ein Bürgermeiſterſohn, und ſeine Maſern hat er bei uns gekriegt. Er muß in unſere Stube . . ."

„Aber, Thildchen, das geht doch nich! Wir haben ja doch bloß die eine. Und denn ein Bett und ein fremder Mann drin, es geht doch nich."

„Es geht alles, aber das mit dem Bett is gar nicht nötig. Das Bett bleibt ſtehen, wo's ſteht, und abends bringen wir ihn rüber und packen ihn ein und ſeine Reiſedecke drüber, daß er ſich nicht bloß wirft."

„Und bei Tage . . ."

„Bei Tage is er bei uns hier drüben. Er wird nichts tun, was uns genieren kann, und ich kann immer rausgehen. Du freilich, na, du biſt eine alte Frau, und er könnte dein Sohn ſein, und an dich muß er ſich wenden. Aber er wird nicht, er is viel zu anſtändig, er ſchadet ſich lieber. Und da haben wir ihn denn, ſolange die Rekonvaleszenz dauert, immer drüben und müſſen die Rouleaus halb 'runterlaſſen, daß er kein Licht kriegt, und müſſen ihm was erzählen oder was vorleſen. Aber erzähl nicht ſo viel von Vatern, du gehſt immer ſo ins einzelne, und ſo was Intereſſantes war Vater nicht."

„Aber er war ein ſehr guter Mann."

„Ja doch. Das war er."

„. . . ein ſehr guter Mann. Und dann, Thilde, was

ich ſagen wollte: wie denkſt du dir das eigentlich mit ihm? Sein Bett bleibt drüben, und auf einen Stuhl können wir ihn doch nicht ſetzen. So lange kann er ſich doch nich' gerade halten, er is ja doch noch krank und ſchwach."

„Nein, das kann er nicht. Und da ſiehſt du nu wieder, wie gut es is, daß wir die Chaiſelongue haben. Ich wußte, daß ſich das verlohnen würde."

„Ja, meinſt du, daß das geht? Es is doch ſozuſagen unſer Prachtſtück. Der Stehſpiegel hat den Riß und ſieht nicht recht nach was aus. Aber die Chaiſelongue — du darfſt doch nich vergeſſen, vierzehn Tage oder vier Wochen dauert es, und dann is ſie hin. Er wird Kuten einliegen und alles eindrücken, denn Kranke ſind unruhig und liegen mal hier und mal da."

„Das is ja gerade das Gute, da verteilt es ſich aufs Ganze, und von Kuteneinliegen iſt keine Rede. Und wenn auch, Mutter, wer was will, der muß auch was einſetzen. Er ſieht dann, daß wir ihm unſer Beſtes geben, und wie ich ihn kenne, wird es ihn rühren, denn er hat was Edles, das heißt ſo auf ſeine Art. Zu viel darf man von ihm nicht verlangen."

* * *

Gleich an dem Tag, an dem dies Geſpräch geführt wurde, wurde Hugo Großmann in die Möhringſche gute Stube herübergenommen und auf der Chaiſelongue inſtalliert. Er nahm ſich da ganz gut aus. Ein kleines Tiſchchen ſtand neben ihm mit einem Heliotrop darauf, es roch aber zu ſtark und wurde durch weiße Aſtern erſetzt. Auf einem grünen Weinblatteller lagen zwei Apfelſinen, daneben ſtand eine Klingel, aber bloß als Putzſtück, denn Mutter und Tochter waren immer da und brauchten nicht erſt zitiert zu werden. Der Arzt war mit dieſer Umlogierung

ſehr zufrieden und ſagte, als er mit Hugo allein war, allerlei Verbindliches über ſo „gute Menſchen“, in deren ganzem Verhalten ſich die einzig wahre Bildung ausſpräche: die Herzensbildung. Fräulein Mathilde ſei übrigens überhaupt gebildet und, wenn man ihren Kopf öfter anſehe und ſich ſo mehr hineingelebt habe, beinah eine Schönheit.

Draußen im Entree ſtanden Mutter und Tochter und ſtellten allerlei Fragen, was für den Kranken erlaubt ſei und was nicht. „Immer im Dämmer,“ ſagte der Doktor, „am beſten iſt es, wenn er auch in einem geiſtigen Dämmer bleibt.“

„Aber wir dürfen doch mit ihm reden?“

„Gewiß, liebe Frau Möhring, alles, was Sie wollen, nur nichts Aufregendes.“

„O du mein Gott, wie werd' ich denn was Aufregendes . . .“

„Und Vorleſen iſt vielleicht auch erlaubt?“ unterbrach Thilde, die ſah, daß ſich die Mutter noch weiter über das „Aufregende“ verbreiten wollte.

„Ja, vorleſen geht, aber nicht viel und nichts Schweres.“

Als ſie wieder bei Hugo eintraten, erzählte ihm Thilde, was der Doktor alles erlaubt habe: nur immer abends ein grüner Lichtſchirm, eine grüne Lampenglocke ſei nicht genug, und wenn er Luſt hätte, ſo dürfte ihm auch was vorgeleſen werden. Drei-, viermal des Tags, aber nie länger als eine halbe Stunde.

Hugo lächelte erfreut, denn ſeine Krankheit fing an, ihm langweilig zu werden, und als Thilde fragte, was er denn wohl wünſche, Bücher ſeien ja da die Hülle und Fülle, da ſagte er: ja, die Geſchichte von Zola, wo das Paradies drin vorkomme, die möchte er wohl hören, er ſei gerade bis dahin gekommen, wo das Paradies beſchrieben würde. Freilich, es käme noch ſo manches darin vor, und er wiſſe nicht, ob er an Fräulein Thilde das Anſinnen ſtellen dürfe . . .

Thilde merkte gleich, daß er dies in Erinnerung an das kurze Gespräch über den „Bastard" von Orleans sagte, und wenn sie damals geglaubt hatte, sich den sittlichen Standpunkt sichern zu müssen, so hatte sie jetzt das Gefühl, daß sie den Bogen der Sittlichkeit nicht überspannen und nicht den Eindruck des Engen und Spießbürgerlichen wecken dürfe. Sie sagte denn also, während sie sich an das Fußende der Chaiselongue stellte: in der Schilderung des Paradieses, wenn auch ein Sündenfall darin vorkäme, sehe sie kein Hindernis. Auf einem so niedrigen Standpunkt stehe sie nicht. Ein Mädchen müsse freilich auf sich halten im Leben und Gespräch und in Theaterstücken und dürfe nicht alles sehen und hören wollen, denn gerade die Neugier sei ja der erste Versucher gewesen, aber ein Mädchen müsse sich auch vor Prüderie zu wahren wissen, wenn ihr ihr Gefühl sage, selbst das Stärkste stehe hier um einer großen Sache willen. Und das sei nicht bloß in Theaterstücken und Romanen so, das sei auch schon so beim Lernen und im Konfirmandenunterricht. Sie habe früher bei Pastor Kleinschmidt aus der Bibel vorlesen müssen, da wären mitunter furchtbare Worte vorgekommen, und sie denke noch bisweilen mit Schrecken daran zurück. Aber immer wenn sie gemerkt habe, daß so was komme, dann habe sie sich zusammengenommen und die Worte ganz klar und deutlich und mit voller Betonung ausgesprochen.

Hugo nickte nur und fand bestätigt, was Doktor Birnbaum eben über Thilde gesagt hatte. Wie richtig, wie gescheut war das alles! Und er freute sich über ihre tapferen und aufgeklärten Ansichten.

‚Es ist ein merkwürdiges Mädchen,' grübelte er, ‚nicht eigentlich schön, wenn man sie nicht zufällig im Profil sieht, aber klug und tapfer, ich möchte sagen, ein echtes, deutsches Mädchen, charaktervoll, ein Wesen, das jeden

glücklich machen muß, und von einer großen Innerlichkeit, geistig und moralisch.'

* * *

In dieser Richtung gingen von Stund an Hugos Gedanken, und als er vielleicht zwei Wochen vor Weihnachten, Mitte Dezember, wieder in sein eigenes Zimmer hinüberquartiert wurde, was der alten Möhring eine heimliche Genugtuung verursachte, hatte sich die Überzeugung bei ihm festgesetzt, daß Thilde ganz die Frau sei, die für ihn passe. So gewiß er sich für einen ästhetisch fühlenden und mit einer latenten Dichterkraft ausgerüsteten Menschen hielt, so war er im Leben selbst doch von großer Bescheidenheit, beinah zaghaft, und hatte kein rechtes Vertrauen zu seinem Wissen und Können.

„Ich bin ein unnützer Brotesser", hatte er zu Rybinski gesagt, der ihn lachend mit der Versicherung getröstet hatte: „Dann gerade schmeckt's am besten." Und diese Beurteilung seiner selbst war richtig, und weil sie richtig war, war auch das richtig, daß Thilde für ihn passe. Sie hatte gerade das, was ihm fehlte, war quick, findig, praktisch. Er wollte sich noch vor Weihnachten ihres Jaworts versichern. Daß ihm das nicht versagt würde, davon hielt er sich überzeugt. Denn schließlich war er doch immer ein Bürgermeisterssohn, während Thilde — so viel sah er wohl — auf Geburtsstolz verzichten mußte.

„Fräulein Thilde," sagte er, als sie gleich am ersten Abend seiner Wiederumquartierung ihm den Tee brachte und klein geschnittenen Schinken und Butterbrot, „Fräulein Thilde, Sie sind sich immer gleich gegen mich in Ihrer Güte, und weil Sie glauben, es würde mir alles noch schwer, so haben Sie auch den Schinken schon zerschnitten. Sie haben mich gepflegt und verwöhnt und mir all die

Wochen über erſt gezeigt, wie glücklich man im Leben ſein kann. Eine liebevolle Hand iſt das, was man im Leben am meiſten braucht. Aber ſetzen Sie das Teezeug erſt hin . . . Und nun geben Sie mir Ihre liebe kleine Hand, denn es iſt eine kleine Hand, und treten Sie hierher mit mir ans Fenſter und ſehen Sie mit mir auf das Bild da, das Gewölk, das am Mond vorüberzieht und ſich wieder aufhellt im Vorüberziehen. Es läßt ſich vielleicht ausdeuten, aber ich mag es nicht, und auch ohne das, nur angeſichts dieſes Bildes frage ich Sie, ob ich Ihre liebe kleine Hand auch noch weiter behalten darf, lange noch — ein Leben lang."

Sie gab nicht unmittelbar Antwort und beſchäftigte ſich vielmehr damit, das Rouleau herunterzulaſſen. Dann faßte ſie ihn ſachte beim Arm, führte ihn vom Fenſter weg bis an das hochlehnige Sofa zurück und ſagte, während ſie ſich auf die andere Seite des Tiſches ſtellte und beide Hände auf die Kante legte: „Sie ſind noch ſo angegriffen, ich höre es an Ihrer Stimme, in der noch die Krankheit zittert, und daran, daß Sie gerade den Mond in unſer Geſpräch gezogen haben . . . Ach, Herr Großmann, der Mond iſt nichts für Sie, Sie brauchen Sonne . . . Sonne gibt mehr Kraft."

„Das mag ſchon ſein, aber das iſt keine Antwort, Fräulein Thilde. Sie ſollen ja nur ‚ja' oder ‚nein' ſagen."

„Nun denn — alſo ja. Trotzdem es noch lange dauern wird, bis es dahin kommen kann . . ."

„Auf dem alten Weg, ja. Aber es gibt auch neue Wege."

Sie lächelte fragend: „Rybinski-Wege?"

Hugo ſchwieg, weil ſie ſeine Gedanken erraten hatte.

„Nein, Hugo, davon darfſt du nicht reden, dann nehme ich mein ‚Ja' gleich wieder zurück. Ich will nicht in der Welt herumziehen und dir die Königsmäntel zurechtſchneidern.

Ich bin fürs Ernſte, fürs Hergebrachte und auch für Religion, nicht bloß für Standesamt. Alles, meine ich, muß ſeinen Zweck haben. Ich rechne darauf, daß du mir durch Arbeit den Beweis deiner Liebe gibſt. Erſt das Examen. Das andere findet ſich. Dafür will ich ſchon ſorgen . . . Aber nun komm, daß wir's Mutter ſagen. Oder nein, heute lieber nicht. Du biſt noch nicht feſt genug auf den Füßen, ich werde es ihr ſelbſt ſagen, heute abend im Bett, und morgen früh kommſt du dann. Ob ſie ſich freut, weiß ich nicht, aber ‚ja' wird ſie ſchon ſagen."

Sie ſtellte die kleine Teekanne vor ihn hin, und was ſonſt noch auf dem Tablett ſtand. Und als ſie alles geordnet und die Decke gerade gezupft hatte, nahm ſie das Tablett unter den linken Arm, bückte ſich zu ihm herab und gab ihm einen Kuß auf die Stirn. Er wollte ſie, vielleicht in unklarer Vorſtellung von Bräutigamsrecht und -pflicht, feſthalten und einen Sturm auf ihre ſchmalen Lippen verſuchen, aber ſie entwand ſich ihm ſanft. An der Türe legte ſie den Zeigefinger an die Lippen und nickte ihm nochmals zu.

* * *

Das geplante Bettgeſpräch hatte ſtattgefunden und war unter Vermeidung aller Umſchweife mit dem Satz begonnen worden: „Mutter, weißt du was?"

„Was denn, Thilde?"

„Ich habe mich mit ihm verlobt."

Die Alte richtete ſich auf wie ein Geſpenſt, ſah Thilde an und ſagte dann: „Jott, was ſoll nu aus mir werden."

„Gar nichts, Mutter, du bleibſt, was du biſt, und ein Eſſer is weniger. Und wenn du was brauchſt, dann ſchick' ich es dir."

„Ja, kann er denn — hat er denn was?"

„Noch nicht, Mutter. Aber wenn ich ihn bloß erſt

habe, ſo richtig verlobt vor Gott und Menſchen, dann wird es ſchon werden. Er ſieht ja doch aus wie auf der Kanzel, und ſo einer kommt immer an. Ich werde ihn ſchon anbringen."

„Und wirklich verlobt und nicht bloß ſo geſagt, und nachher ſitzt du da, wie ſo ganz, ganz arme und unglückliche Mädchen daſitzen . . ."

„Mutter, was du nur immer denkſt! Vater hat doch geſagt: ‚Thilde, halte dich propper', und hab' ich etwa nicht? Und nu kommſt du immer mit ſolchen Geſchichten. Oder denkſt du wirklich, daß ich ſo dumm bin? Er wollte mir ſchon einen Kuß geben und war ſehr ſtürmiſch, weil er noch krank is, aber ich habe ihn in ſeine Schranken zurückgewieſen."

„Das is recht, Thildchen. Und wann denkſt du denn, daß es ins Blatt kommt, oder ſoll es ganz ſtille und verborgen bleiben? Es is doch immer beſſer, andere wiſſen es auch. Dann geniert er ſich mehr, wenn er ſich vielleicht noch anders beſinnt."

„Ach, anders beſinnt. Er darf ſich nicht anders beſinnen, und er wird auch nicht, und er will auch nicht. Er wird nu morgen früh bei dir anfragen, und da mußt du was Gutes ſagen und nicht ſo klein und ängſtlich ſein, und er muß ſehen, daß wir nicht auf ihn gewartet haben."

„Ja, da haſt du recht, aber was ſoll ich ſagen? Du mußt mir was zurechtmachen, was paßt."

„Das geht nicht, Mutter. Dann verſchnappſt du dich und ſagſt es an der unrichtigen Stelle."

„Ja, das is möglich. Na, denn werd' ich bloß ſagen: ‚Gott ſei mit dir'."

„Das is genug, aber du darfſt ihn nicht gleich ‚du' nennen. ‚Du' kommt erſt, wenn es drin geſtanden hat und wir richtig Verlobung gefeiert haben. Ich denke ſo

Heiligabend. Unterm Chriſtbaum, das hab' ich mir immer gewünſcht. Das hat dann ſo ſeinen Schick und is auch ſo 'n bißchen wie kirchliche Handlung. Und is ſchon ſo 'n Vorgeſchmack, das heißt, ich meine von der Trauung, denn bei dir muß man ſich immer vorſichtig ausdrücken, du denkſt gleich . . ."

* * *

Am nächſten Morgen hielt Hugo richtig um Thildens Hand an, und die Alte ſagte gar nichts, ſondern nickte nur immer und ſtreichelte ſeine Hand. Das war auch das allerbeſte. Dann zog ſich Hugo wieder in ſein Zimmer zurück, und er ſah nun Thilde faſt weniger als ſonſt. Wenn es irgend ging, wurde die Runtſchen vorgeſchoben. Allerdings war dies mit beſonderen Schwierigkeiten verknüpft, weil gerade ſogenanntes Matſchwetter war, was die Runtſchen in ihrer Erſcheinung auf das niedrigſte Maß des Möglichen herabdrückte. Für eine reine Schürze war zwar immer geſorgt, und den Kiepenhut, mit dem ſie verwachſen war, mußte ſie abnehmen, aber man konnte nicht ſagen, daß das viel half. Ganz im Gegenteil, weil die Mannsſtiefel, die die Runtſchen bei ſolchem Wetter trug, in einem beleidigenden Gegenſatz zu der weißen Schürze ſtanden.

All das entging Thilden nicht, aber ſie hatte nicht Zeit, ſich mit dieſen verhältnismäßig geringfügigen Dingen zu beſchäftigen, da die heranrückende Verlobung unter dem Chriſtbaum (es waren nur noch vier Tage) ſie ganz in Anſpruch nahm. Eine kleine Geſellſchaft ſollte gegeben werden, aber wie ſie zuſammenſetzen? Einen Augenblick war an Schultzens und auch an Frau Leutnant Petermann nebenan gedacht worden, deren Mann ſchon 1849 im badiſchen Aufſtand gefallen war. Aber Thilde ließ beide Pläne wieder fallen. Schultzens waren zu reich und

konnten denken, man wolle etwas von ihnen oder wolle ſich mit ihnen wichtig tun, und ſo ſtand es doch noch lange nicht. Und die Petermann war wohl arm genug, aber ſie hatte ſo etwas Schnippiſches und ſprach ſo gebildet, weil ſie früher Schneiderin geweſen war, was nun keiner merken ſollte.

Kurzum, Thilde ſah ein, daß aus dem Kreiſe eigener Bekanntſchaft niemand recht zu wählen ſei, und einigte ſich in einem Geſpräch mit Hugo dahin, daß nur ein Vetter Hugos, ein ſonderbares altes Genie, das zwiſchen Maurerpolier und Architekt ſtand und ſeit einundzwanzig Jahren der Freund einer Witwe war (ein Umſtand, der über ſein Leben entſchieden hatte), geladen werden ſollte. Dieſer auf geiſtige Getränke geſtellte Vetter, von dem Hugo zu kalauern pflegte, daß ſeine Verwandtſchaft zu Karoline Pichler näher ſei als zu den Großmanns, paßte gut, weil er kein Spielverderber war. Außerdem mußte natürlich Rybinski geladen werden. Gegen zehn wollte dann Thilde — dies war ein von ihr geſtelltes, frühere Beſchlüſſe halb aufhebendes Amendement — zu Schultzens runtergehen und ſich als Braut vorſtellen und daran die beſcheidene Frage knüpfen, ob Herr Rat und Frau Rätin vielleicht auch eine Viertelſtunde ihnen ſchenken und ſich von ihrem Glück überzeugen wollten. An der Ausführung dieſes letzteren Planes war der alten Möhring beinah mehr gelegen als an der Verlobung ſelbſt. Ein Wirt blieb doch immer die Hauptſache. Das mit dem Bräutigam konnte doch am Ende nichts ſein, aber das mit Schultzens, das war immer was.

Das Billett an Rybinski ſchrieb natürlich Hugo. Rybinski kam und ſagte zu, vorausgeſetzt, daß er ſeine Braut mitbringen dürfe.

„Deine Braut?“ wunderte ſich Hugo; „biſt du denn verlobt?“

„O ja, ſchon ſeit meinem Debüt, und wir ſind ſehr d'accord. Aber natürlich kann ſo was auch wieder zurückgehen, und wenn du mal ſo was hören ſollteſt . . .“

„Ach ſo, ich verſtehe ſchon. Ich darf ſie doch als deine Braut vorſtellen?“

„Ich muß ſogar ſehr darum bitten.“

* * *

Der Vierundzwanzigſte kam und ging. Die Verlobung war proklamiert worden, und die ſechs Menſchen, aus denen die ganze Geſellſchaft beſtand, waren ausnahmslos ſehr vergnügt geweſen. Eine halbe Stunde lang ſogar Schultze, der auf Thildens Aufforderung in einer gewiſſen Paſchalaune, ſein Volk beglückend, in der kleinen Möhringſchen Wohnung erſchienen war: zurückhaltend in bezug auf alles, was an Speiſe und Trank aufgetragen wurde, aber deſto intimer mit Rybinskis Braut. Rybinski ſelbſt lachte dazu, verſicherte dann und wann, daß er ſich mit dem Rechnungsrat über das Schnupftuch ſchießen müſſe, weil ihm ein derartiger Eingriff in geheiligte Rechte überhaupt noch nicht vorgekommen ſei, und verſprach ſchließlich, beim Rat und der Rätin ſeine Viſite zu machen, ſpäteſtens zu Neujahr, aber ohne Braut.

„Man kann doch nicht wiſſen, wie ſich die Frau Rätin dazu ſtellt,“ flüſterte er ſeinem neuen Freunde zu. Und Schultze zwinkerte.

Den Toaſt auf das Brautpaar brachte der Vetter Architekt aus. Man werde nicht überraſcht ſein, wenn er ſeinerſeits als ein Mann des Baus auch die Ehe, als deren Vorkammer die Verlobung anzuſehen ſei, wenn er auch die Ehe als einen Bau betrachte. „Das Fundament, meine Herrſchaften, iſt die Liebe. Daß wir dieſe hier haben, iſt

erwieſen, und der Mörtel, der bis in alle Ewigkeit den Bau zuſammenhält, das iſt die Treue.“

Schultze nickte, Rybinski rief „Bravo!“ und drohte ſeiner neben Schultze ſtehenden Braut mit dem Finger, worauf er mit der geballten Fauſt eine Stichbewegung machte, als müſſe Schultze erdolcht auf dem Platze bleiben. Der Vetter Architekt aber fuhr fort: „Der Mörtel, ſage ich. Aber auch der beſtgefügte Bau, bei den Erſchütterungen, die das Leben mit ſich bringt, bedarf noch der Stützen und Klammern, und dieſe Klammern und Stützen, das ſind die Freunde, das ſind wir. Auch Putz und Schmuck hat ein gutes Haus, und in ſeine Niſchen ſehen wir gern allerhand liebe, kleine Geſtalten geſtellt, ‚Putti‘ ſagen die Italiener, Putten ſagen wir ſelbſt. Ich weiß, ich greife vor, aber in dieſer heiteren Stunde wird auch ein heiterer Blick in die Zukunft geſtattet ſein. Es lebe das Brautpaar, es lebe das Haus, das die Ehe bedeutet, es lebe die Zukunft, es leben die Putten!“

Rybinski umarmte den Redner und ſprach etwas von dem geheimnisvollen Reiz der angeborenen oratoriſchen Begabung. Sie ſei wie ein Quickborn: ein Schlag mit dem Pegaſushuf, und die Quelle ſpringe. „Geſegnet die, die dieſen Huf beſitzen!“

Erſt gegen Mitternacht ging man auseinander, und die Tochter der alten Runtſchen, eine ſchmucke Perſon, die an einen Bahnhofsgepäckträger verheiratet war, und die ſchon beim Mantelabnehmen und dann beim Mohnpielenpräſentieren die Bedienung gemacht hatte, begleitete die Herrſchaften hinunter. Selbſt Schultze nützte ſeine Sonderſtellung nicht aus und gab ihr, als er auf dem erſten Treppenabſatz in ſeine Wohnung abſchwenkte, ein Trinkgeld. Alle benahmen ſich in dieſer Beziehung ſehr anſtändig, und oben angekommen, teilten die alte und die

junge Runtſchen die Beute, was wieder von der jungen Runtſchen ſehr anſtändig war. Die Alte war aber über die ganze Aushilfe ſehr verſtimmt und ſchien mit dieſer Hälfte nicht zufrieden zu ſein, die eben nur die Hälfte und nicht das Ganze war.

„Du haſt es doch nich ſo nötig, Ulrike," ſagte ſie.

„Ja, Mutter, du kannſt doch nicht runterleuchten mit dein eines Auge. Erſt fällſt du, und dann fallen im Dunkeln die andern auch. Du vergißt immer das mit das eine Auge. Und manche graulen ſich auch. Und was denkſt du bloß! Glaubſt du denn, daß der alte Schultze ſich ſo honorig gemacht hätte, wenn du 'runtergeleuchtet hätteſt? Ich ſage dir, der ſieht ſich ſeine Leute ordentlich an."

* * *

Mutter und Tochter ſaßen noch lange in ihrem Bette auf. Es gab viel zu ſprechen. Für die Alte war Schultze die Hauptperſon, er habe doch feiner gewirkt als die andern, und man hätte doch merken können: der hat's. „Es gibt einem doch ſo ein Gefühl, un' das hat er."

„Ach Mutter, du verſtehſt ja ſo was nicht. Schultze war der einzige, der in die Geſellſchaft nicht paßte Von uns will ich nicht reden, aber die andern! Ja, das waren ja lauter feine Herren, alle ſtudiert und Kunſt dazu. Der Vetter auch, denn wer ſo was baut, das is auch 'ne Kunſt. Und nur von Putten hätt' er nicht reden ſollen. Aber daran ſiehſt du es gerade: feine Leute, die ſind ſo, die behandeln all ſo was ſpielerig und laſſen immer — wie unſer Doktor Stubbe ſagte — den rechten Ernſt vermiſſen. Aber es kommt doch immer ſo was raus, was nicht jeder ſagen kann . . . Und nu Schultze! Ja, du mein Gott, wenn er nicht ſo ſonderbares Zeug zu Rybinskis Braut geſagt hätte, ſo hätte er ſo gut wie gar nichts geſagt. Und

dann war es auch nicht fein, daß er gar nichts nahm, und is bloß Tuerei. Sehr viel Gutes kriegt er unten auch nicht. Aber du haſt ſeine großen Manſchettenknöpfe immer angeſehen und die zwei Steine vorn im Chemiſett, und weil er Wirt is, ſo denkſt du, es war was Feines. Ich habe ihn auch nur 'raufgeholt, weil du doch nu mit ihm auskommen mußt, wenn ich mal weggehe."

„Na, wann denkſt du denn?"

„Ich denke mir, ſo zu Johanni."

„Hat er denn ſchon was?"

„Nein, noch nicht, Mutter. Aber ich werde es nu in die Hand nehmen. Morgen und übermorgen ſind Feiertage, da kommt keine Zeitung, aber den dritten Feiertag abends, da ſteht es drin. Und Verlobung haben wir nu gehabt, und nu is die Reihe an mir."

* * *

Die alte Runtſchen hatte ſich ſchließlich beruhigt und gab zu, daß Ulrike ſehr anſtändig gehandelt habe. Sie hätte ihr ja auch gar nichts geben oder wenigſtens mogeln können, aber daran war gar nicht zu denken, dazu war es viel zu viel.

‚Überhaupt, es is eigentlich ein gutes Kind, un bloß daß ſie ſich ein bißchen ziert und mit die Augen ſo ſchmeißt. Na, jung is ſie und dazu die ſchönen blonden Haare. Runtſch war ſchwarz, und ich erſt recht. Sie hießen mich immer die Schwarze. Es muß aber doch ſo Beſtimmung geweſen ſein.'

In dieſer Richtung gingen die Gedanken der alten Frau, das Verſöhnliche herrſchte vor, aber wenn ſie auch verbittert geweſen wäre, ſo hätte dieſe Verbitterung nicht anhalten können, weil ſie vom frühen Morgen des

andern Tages an ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit im ganzen übrigen Haus und der Nachbarschaft war. Jeder wollte was wissen, und wohin sie kam, wollte man hören, wie die Verlobung gewesen wäre. Zu begreifen war es ja eigentlich nicht, darin waren alle einig. Solch feiner Herr und ein Studierter und nu' diese Thilde mit ihrem gelben Teint. Und des Morgens müßte sie reinmachen und ausgießen und nun doch Braut, und ehe Gott den Schaden besieht, steht sie da mit weiß Atlas und Myrte. So hieß es bei den Portiersleuten und namentlich im Keller nebenan, wo sie Sellerie, Petroleum und Semmel zum Frühstück einholte.

Zuletzt kam sie zu Frau Leutnant Petermann, und hier erst, weil diese wegen eines Unfalls am Abend vorher noch im Bett lag, blühte ihr Weizen.

„Jott, Frau Leutnant, Sie liejen noch? Was is denn los?"

„Ach, Runtschen, jetzt geht es ja wieder, aber bis vier habe ich kein Auge zugetan. Solch furchtbare Schmerzen ... Der halbe Backzahn ist weg."

„Na, aber wie denn?"

„Ja, wie das so geht. Da hatte ich mir nun das Bäumchen angesteckt und sein Bild darunter gestellt und wollte seine Briefe noch mal lesen, das heißt, bloß die ersten, wo er noch wie rapplig war. (Er war so.) Und als ich da nun sitze und lese und mir den Teller 'ranrücke und zu knabbern anfange, erst ein kleines Marzipanherz und dann eine Pfeffernuß und dann ein Stück Steinpflaster, da beiß ich in das Steinpflaster 'rein, gerad' an eine Mandelstelle, und da sitzt nu gerade ein Stück Mandelschale, was man ja nicht sehen kann, weil alles die gleiche Farbe hat, und weil ich scharf zubiß, war der halbe Zahn weg."

„Und mit runterjeſchluckt?“

„Nein, ſo weit kam es gar nicht. Ein Glück, daß ich warmes Waſſer im Ofen hatte. Da habe ich dann geſpült und geſpült, und nun hat es ſich beruhigt. Aber nun ſagen Sie, Runtſchen, wie war es eigentlich? Setzen Sie ſich auf den Rohrſtuhl, aber nicht zu nah da neben den Ofen, ein bißchen Wärme wird er wohl noch haben.“

„Jott, Frau Leutnant, wie ſoll es jeweſen ſein. Sehr fein war es. Rechnungsrat Schultze war auch da.“

„Mit ihr?“

„Nein, ohne.“

„Na, das konnt' ich mir denken. Er nimmt es nicht ſo genau, die Rätin aber, die hält auf ſich wie alle Frauen. Und wer war denn noch da?“

„Ja, die Namens weiß ich nicht, Frau Leutnant, bloß eine Braut war noch da, die ſie Fräulein Bella nannten, und alle ſehr drum rum, weil ſie ſehr hübſch war. Schultze fand es auch. Und was denken Sie wohl, was ſie meiner Ulrike jejeben hat, die war nämlich auch mit da und mußte 'runterleuchten.“

„Ja, wer will das ſagen, Damen geben doch nie Trinkgeld.“

„Ja, die gab aber, einen Taler hat ſe ihr ſpendiert.“

„Ach, Unſinn.“

„Nee, Frau Leutnant, es is ſo, Ulrike hat mir alles erzählt und wird doch nich mehr jeſagt haben, wo ſie mit mir teilen mußte. Das heißt, müſſen war es eigentlich nich. Das Fräulein alſo ſagte: ‚Hans, gib mir mal das Portemonnaie,‘ und dann nahm ſie's raus und ſagte: ‚Wir berechnen uns morgen.‘ Und es is nur ſchade, daß es Schultze nich mehr hörte, oder vielleicht war es auch janz

jut. Er war ſchon vorher janz weg, und es war beſſer, daß er allein jekommen war."

„Und wie war denn die Braut, was hatte ſie an?"

„Sie hatte ihr braunes Merino an mit lila Einſatz."

„Und war wohl eine große Zärtlichkeit, wie? Solche wie Fräulein Thilde, wenn's da mal kommt, die ſind immer ſehr zärtlich."

„Nich daß ich ſagen könnte, Frau Leutnant. Ich habe nichts jeſehen, und die Wohnung is ſo, daß man eigentlich alles ſehen muß. Alles offen wie aufs Tempelhofer Feld und kein Vorhang und keine Schirme. Und Lichter waren überall zu finden. Thilde war auch immer bloß um die Schüſſeln herum und präſentierte, wenn Ulrike nicht da war, und Herr Hugo, was der Bräutjam is, der ſtand immer ſo da, und als ein älterer Herr, aber noch nicht ſo ältlich wie Schultze, das Brautpaar leben ließ, da ſah er ſo verflixt aus, als wenn er nich ſo recht zufrieden wäre."

„Kann ich mir denken."

„Oder eigentlich bloß, als ob er jar nich ſo recht mit dabei wäre und wäre janz wo anders. Vielleicht is das noch ſo von ſeiner Krankheit, denn ein bißchen ſpack ſieht er noch aus. Oder vielleicht is es auch nich ganz richtig mit ihm?"

„Das iſt es, Runtſchen. Es iſt nicht ganz richtig mit ihm. Und wenn Sie gehen, nehmen Sie ſich das Steinpflaſter mit, das noch neben dem Baum liegt, aber ſehen Sie ſich vor damit."

„Ach, Frau Leutnant, bei mir is es nich mehr ängſtlich." —

Thilde war am ſelben Morgen in einer gehobenen Stimmung. Sie war nun Braut, und das andere mußte ſich von ſelber geben. Solange ſie bloß Fräulein Thilde

war und den Tee zu bringen und eine Bestellung auszurichten hatte, lag die Sache noch schwierig genug, jetzt aber hatte sie das Recht zu sprechen und zu handeln. Das mit den Theaterstücken war ein Unsinn und mit dem ewigen Lesen auch, und Rybinski und seine Braut, die ihr übrigens — trotzdem sie die Sachlage durchschaute — sehr gut gefallen hatte, mußten über kurz oder lang beseitigt werden. Rybinski war eine Gefahr, noch dazu eine komplizierte.

Zunächst aber konnte von einem Vorgehen keine Rede sein, weil sie deutlich einsah, daß sie zur Erreichung ihrer Zwecke der Fortdauer guter Beziehungen zu Rybinski und seiner Mitwirkung durchaus bedurfte. Wenn für sie feststand, daß sie Hugo zu trainieren habe, so stand auch ebenso fest, daß sie so was wie Zuckerbrot beständig in Reserve haben müsse, um Hugo bei Lust und Liebe zu erhalten, und dazu war Rybinski wie geschaffen. Überhaupt nur nichts Gewaltsames, nur nichts Übereiltes, alles mit Erholungspausen.

Ihrem natürlichen Gefühl nach hätte sie den ersten Feiertag nicht vorübergehen lassen sollen, ohne mit ihrem Verlobten über ihre Zukunft zu sprechen und gleich ein bestimmtes Programm aufzustellen, aber in ihrer Klugheit empfand sie, daß etwas Nüchternes und Prosaisches darin liegen würde, den Tag nach der Verlobung, der noch dazu der erste Weihnachtsfeiertag war, mit der Behandlung solcher Fragen zu profanieren, und so bezwang sie sich und nahm sich vor, ihm eine Woche Weihnachtsferien zu bewilligen und ihn zu kleinen Vergnügungen anzuregen. Er sollte sehen, wie gut er's auch im behaglichen getroffen habe, und daß Thilde durchaus verstand, sich seinen Wünschen anzupassen. Am Ende dieser Ferienwoche wollte sie dann mit der Prosa herausrücken unter Hinweis, daß

ohne Durchführung ihres Programms von Glück und Zufriedenheit und überhaupt von einem Zuſtandekommen ihrer Ehe keine Rede ſein könnte.

* * *

Ja, dieſe Ferienwoche. Thilde war nicht zum Wiedererkennen und ſchien eine Verſchwenderin geworden.

„Hugo, das iſt nun unſere Flitterwoche, wenn ich mir ſolch Wort, das uns eigentlich gar nicht zukommt, erlauben darf. Aber ich will es mir erlauben, es iſt ſo ſchön, ſpäter ſolche Erinnerung zu haben. Und ich denke es mir hübſch, wenn wir mal alt geworden ſind, von ſolcher Zeit ſprechen zu können. Und darum muß alles wie Sonnenſchein ſein, und wir wollen es ſo recht genießen."

Hugo hielt Thildens Hand in der ſeinen und ſagte: „Das iſt recht, Thilde. Das freut mich, daß du ſo ſprichſt; ich dachte, du hätteſt gar nicht recht Sinn dafür, für die Freude, für das ſüße Nichtstun, was doch eigentlich das beſte bleibt."

Thilde hielt es nicht für klug, ihn eines andern zu belehren, ſie ſchwieg unter freundlichem Lächeln, und Hugo fuhr fort: „Ich dachte, du ſeieſt immer nur für Pflicht und Ordnung und Stundehalten, was mir — ſo ſehr es mir gefiel — doch auch wieder etwas ängſtlich war, weil man auch im guten zu viel tun kann. Und nun ſehe ich, daß ich eine heitere, lebensluſtige Braut habe. Ja, das iſt beinah mehr Glück, als ich verdiene ... Aber nun ſage, Herz, was nehmen wir heute vor? Wähle aber nicht zu ängſtlich und ſprich nicht von Geld und beſcheidenen Verhältniſſen. Wenn man ſich verlobt hat, da darf man in nichts ängſtlich ſein und muß einem zumute ſein, wie wenn man das Tiſchlein-deck-dich hätte."

„Schön," ſcherzte ſie, „dann wollen wir ins Opern-

haus, Proszeniumsloge, vielleicht haben wir den Kaiser vis-à-vis."

„Nein, Thilde, so darfst du nicht sprechen. Ein bißchen Spott ist gut, das kleidet. Aber so viel nicht, sonst werde ich wieder irre an dir."

„Nun, dann wollen wir zu Kroll und die Weihnachtspantomime ansehen."

Er stimmte freudig zu, fragte dann aber: „Und die Mutter, müssen wir sie nicht mitnehmen?"

„Wir werden es ihr wenigstens anbieten müssen, vielleicht, daß sie ‚nein' sagt. Ich bekenne, daß ich gern mit dir allein wäre, solche Freude genießt sich am schönsten zu zweien."

Hugo war wirklich glücklich. Er entdeckte Seiten an seiner Braut, die eine Perspektive auf ein höheres und feineres Glück eröffneten, als er an jenem Abend des ersten Geständnisses erwartet hatte. Was damals in ihm lebte, war eine Dankbarkeit, war ein weiches, sentimentales Gefühl, in dem die vorangegangene Krankheit noch nachspukte. Jetzt schien es ihm, daß Thilde wärmerer Gefühle fähig sei, vielleicht sogar einer Leidenschaft, und seine Brust hob sich.

So begann die Festwoche. Man ging zu Kroll und vergnügte sich ganz leidlich trotz Gegenwart der Mutter, die nach anfänglicher Ablehnung ihren Entschluß geändert hatte, als sie hörte, daß „Schneewittchen und die sieben Zwerge" gegeben würde. Thilde war eigentlich froh darüber, denn der Alten eine Freude zu machen, war ihr fast wichtiger als alles andere. Was sie zu Hugo von „Genießen zu zweien" gesprochen hatte, war nur so hingesagt, weil sie wußte, daß er gern so was hörte.

Am zweiten Feiertag fuhr man in einer offenen Droschke, deren Vorbau den Wind abhalten mußte, nach

Charlottenburg hinaus, aber nicht die große Chauſſee hinunter, ſondern im Umweg erſt nach der Rouſſeauinſel und dann am Neuen See vorüber. Auch hier war Mutter Möhring zugegen. Es war rührend, die alte Frau zu ſehen. Am Neuen See ſtieg man einen Augenblick aus, um den Schlittſchuhläufern zuzuſehen, und die Alte freute ſich wie ein Kind über die vielen Flaggen und Fahnen, aber bloß über die großen. Von den kleinen meinte ſie, ſie ſähen aus wie Taſchentücher auf der Leine. Möhring habe auch ſolche bunten gehabt, weil er immer viel geſchnupft habe.

So brachte jeder Tag was Neues. Das Glanzſtück war aber ein Diner à part im Reſtaurant, zu dem auch Rybinski geladen war. Natürlich mit Braut. Bei dieſem Diner fehlte die Alte, weil ſie wohl infolge der Fahrt durch den winterlichen Tiergarten und zu langem Stehen im Schnee bei den Schlittſchuhläufern ihren Hexenſchuß gekriegt hatte. Hugo war damit nicht unzufrieden und diesmal auch Thilde, weil ſie einſah, daß das feine Reſtaurant kein Lokal für Mutter war.

Rybinski ſprach von ſeinen neueſten Bühnentriumphen und machte damit einen großen Eindruck auf ſeinen Freund und Landsmann Hugo, was Thilde mit einiger Sorge wahrnahm. Es kam ihr aber Hilfe von Bella, die die ganze Kunſtfrage großartig überlegen behandelte und beſtändig lachte, wenn das Wort „Talent“ fiel. Denn ſie meinte, das gänzliche Fehlen davon ſei es ja gerade, was ihr ihren Hans ſo unausſprechlich teuer machte. Überhaupt Talent! Talente gäbe es ſo viele, ſie erſchrecke ſchon immer, wenn ſie von einem neuen höre. Aber Hans von Rybinski gäbe es nur einen, und der wiege ihr zehn Talente auf. Sie ſei nun mal für das ſchöne Menſchliche und in der Liebe für das Übermenſchliche.

„Glaubt ihr nicht," ſagte Rybinski gutmütig, „mein Koſinsky hat ihr Herz erobert. Ein unvergeßlicher Moment! Noch am ſelben Abend fing unſer Glück an."

„Da ſagt er die Wahrheit — aber warum war es ſo? Als Koſinsky war er er ſelbſt. Schade, daß die Rolle nicht bedeutender iſt, und daß man ſie drüben nicht recht kennt. Ich ginge ſonſt mit ihm nach Amerika rüber, immer quer durch, und wenn wir bei San Francisco wieder rauskämen, wären wir Millionäre. Jeden Tag bloß Koſinsky mit Polenmütze und Silberſporen."

Während des Eſſens trank Rybinski auf das Brautpaar, und Hugo hätte dieſen Toaſt eigentlich in gleicher Form erwidern und auch vom Brautpaar ſprechen müſſen. Das konnte er aber doch nicht über ſich bringen, und ſo begnügte er ſich, die Kunſt leben zu laſſen und zwei befreundete Herzen. Die andern waren damit zufrieden.

Und nun ging die Weihnachtswoche ihrem Ende zu. Der 31. Dezember war da und mit ihm die Frage, ob man in eine Sylveſtervorſtellung mit Schlußakt im Café Bauer gehen oder aber zu Hauſe bleiben, einen guten Punſch machen und Blei gießen wolle. Man entſchied ſich für das letztere, weil die alte Möhring zwar ſchon wieder außer Bett war, aber doch immer noch Schmerzen hatte. Geladen wurde nur der Vetter Architekt, und Ulrike ſollte ganz wie am Weihnachtsabend bei Tiſch aufwarten.

„Die Alte kann ich nicht ſehen," hatte Hugo mit großer Beſtimmtheit erklärt. Das mußte berückſichtigt werden; aber man wollte ſie doch auch nicht ganz weglaſſen, und ſo ſaß ſie draußen in der Küche und durfte nachher den großen Blechlöffel halten, in dem Thilde das Blei ſchmolz.

Als dieſe zuerſt gegoſſen hatte, erhob ſich die Frage, was es ſei. Die Runtſchen hielt es für eine „Krone",

Ulrike aber ging weiter und erklärte es für eine „Wiege". Mathilde, die Verlegenwerden albern fand, bestritt Ulrikens Auslegung und erklärte nur, das ginge nicht. Worauf Ulrike meinte: „Jott, Fräulein, es jeht alles." Denn Ulrike war eine sehr schlaue Person, die ihr Geschlecht kannte. Aber bei Thilde verfing es nicht. Diese ging mit der Krone, oder was es sonst war, in das Vorderzimmer zurück, wo man eine Weile weiterorakelte, bis Hugo die Gläser mit einem guten, nach eigenem Rezept gebrauten Punsch füllte. Seines Vaters Haus war berühmt für Punsch gewesen. Der Alte hatte solche Spezialitäten.

* * *

Es war noch nicht viel nach Mitternacht, als Mutter und Tochter wieder allein in ihrem Zimmer waren. Es war etwas stickig, eine merkwürdige Luftmischung von Punsch, Wachsstock und türkischem Tabak, so daß Thilde sagte: „Mutter, wenn es dir nicht schadet, möchte ich wohl das Fenster noch ein bißchen aufmachen."

„Ja, mach auf, Thilde, was soll es mir am Ende schaden, und dann is mir auch so sonderbar zumut und so feierlich, weil gerade Neujahrsnacht is. Ich möchte wohl die Singuhr spielen hören, die spielt immer so was Schönes und Frommes."

Thilde rückte der Alten einen Lehnstuhl ans Fenster, aber so, daß sie der Zug nicht traf, dann sagte sie: „Ach, Mutter, die Singuhr, du denkst immer noch, du wohnst in der Stralauer Straße, da wohnen wir doch aber nicht mehr. Und dann is ja Mitternacht nun schon lange vorbei, und die Singuhr muß sich doch auch ein bißchen ausruhen."

„Ja, du hast recht, Thilde; ich vergeß immer. Ich weiß nich, ich bin doch noch nich so alt, aber ich bin schon

ſo taprig. Mitunter denk ich, es is gar kein Unterſchied mehr zwiſchen der Runtſchen und mir."

„So mußt du nicht ſagen, Mutter, du haſt überhaupt ſo was Kleines und Ängſtliches. Und man muß ſich nicht ſo klein machen, dann machen einen die Leute immer noch kleiner."

„Ja, das is ſchon richtig, aber man muß ſich auch nich zu groß machen, und daß wir die Ulrike wieder hierhatten, die bloß immer die Augen ſo ſchmeißt und immer denkt, ſie is es, und die alte Runtſchen mußte draußen ſitzen und den Gießlöffel halten, und ich ſah wohl, wie ihr die Hand zitterte, weil ſie recht gut gemerkt hatte, daß wir ſie hier vorn nich mehr ſehen wollen — ja, Thilde, das is, was ich ſo ſage, man ſoll ſich auch nich zu groß machen. Und wenn du auch ſagen wirſt, daß wir es nich ſind, und daß bloß unſer Herr Hugo es nich will, ja warum will er es nich? Daß ſie das Pflaſter hat, das is kein Unglück, und die meiſten haben eins. Und ich ſage dir, Hochmut kommt vor dem Fall. Und ſo hoch is er doch auch nich. Es is wie ein hartes Herz und eine Grauſamkeit."

„Ach Unſinn, Mutter, wenn der ein hartes Herz hat, hat jedes Kaninchen auch eins. Ein zu weiches Herz hat er, das is es. Das muß ich ihm abgewöhnen. Denn die, die ein zu weiches haben, ſind immer faul und bequem und können auch nicht anders, weil alles, was hier ſitzt, keinen rechten Schlag hat."

„Meinſt du, Thilde?"

„Ja, Mutter, wenn man verlobt is, hört man ja mitunter den Herzſchlag, weil man ſich ſo nahe kommt. Und wenn man anders wollte, ſo wär' es Ziererei. Ja, was denkſt du wohl, was er für einen Herzſchlag hat? Wie 'ne Taſchenuhr."

„Am Ende war's auch ſeine Taſchenuhr?“

„Nein, es war ſein Herz. Und das einzige Gute iſt, und deshalb is das ſo wichtig, wenn er was Häßliches ſieht, dann ſchlägt es beſſer, und dann hat er ein ſtarkes menſchliches Gefühl und beinah männlich. Und ein ſo guter Menſch er is, das Liebſte an ihm is mir doch, daß er immer einen ſo furchtbaren Schreck kriegt, wenn er die Runtſchen in ihrem Kiepenhut ſieht und all das andere. Es is mir ja leid um ſie, aber er ſteht mir doch näher, und du glaubſt gar nicht, wie wichtig das is. Sieh, Mutter, mit einem ſchwachen Mann is eigentlich nicht recht was zu machen. Aber man muß auch nicht zu viel verlangen, und wenn einer bloß ſo viel hat, daß er ſagen kann: ‚Thilde, die Runtſchen muß mir draußen bleiben‘, ſo iſt das ſchon ganz gut. Denn wer ſo furchtbar gegen das Häßliche is, der kommt auch zu Kräften, wenn er was ſehr Hübſches ſieht.“

„Ach, Thilde, das is ja das Allerſchlimmſte, das kenn' ich auch, damit komm mir nich.“

„Ja, Mutter, gerade damit komme ich. Du denkſt bloß immer an Ulriken und an Schultzen unten, aber das is nicht die richtige Hübſchigkeit, das is, was man das Untere nennt, das Niedere. Daneben gibt es aber auch was, das is das Höhere, und ſieh, wer das hat, der kann auch das Schwache ſtark machen. Lange vor hält es wohl nicht, aber es kommt doch, es is doch da. Und wie er gegen das Häßliche is, ſo is er auch für das Gute. Und dies alles hab' ich dir ſagen müſſen, damit du mir nicht wieder mit der Alten da draußen kommſt. Daß er ſo gegen die Runtſchen is, das is mein Hoffnungsanker. Und nun komm, Mutter, es is ja ſchon über eins, und morgen is ein ſchwerer Tag für mich. Denn morgen is die Ferienwoche vorbei, und morgen muß ich ihn ins Gebet nehmen.“

„Ach Gott, Thilde, was ſoll nu wieder ‚ins Gebet nehmen' heißen? Mitunter is mir doch recht bange. Und ſo geht es nu ins neue Jahr rein, und unſer bißchen Erſpartes wird immer weniger. Er is ja doch auch kein Studierter, er is ja bloß ein alter Student."

„Ja, das is er, aber laß nur gut ſein, wenn ich auch nicht viel aus ihm mache, ſo viel doch, daß ich ihn heiraten kann, und daß ich dir alle Monate was ſchicken kann, und daß ich einen Titel habe."

* * *

Der erſte Januar war ein wundervoller Wintertag, alles bereift und übereiſt, aber nicht ſehr kalt und eine helle Winterſonne am blauen Himmel. Hugo war früh auf, ſo früh, daß Möhrings noch ſchliefen. Er ging hinüber, klopfte an das Schlafzimmer, und als er Thildens etwas erſchrockene Stimme gehört hatte, rief er durch die Türſpalte, daß er ſein Frühſtück in den Zelten nehmen wolle.

„Das tu nur," rief Thilde zurück, während die Alte vor ſich hin brummelte: „Gott, ſo fängt er nu an, das is nu Neujahr."

Hugo hörte aber nichts davon, er drückte ſchon die Entreetür ins Schloß und überließ es Thilde, die Alte ein bißchen zurechtzuweiſen.

„Mutter, mit dir is auch gar nichts. Ich bin doch nun verlobt und ſeine Braut, und ich muß dir ſagen, du mußt nun wirklich ein bißchen anders werden."

„Ja ja, Thilde, ich will ja."

„Sieh mal, du ſchadeſt uns. Ich habe dir neulich geſagt, wir ſeien keine kleinen Leute, die Runtſchens ſeien ‚kleine Leute', und das is auch richtig, aber wenn du immer gleich ſo weimerſt, dann ſind wir auch kleine Leute.

Wir müſſen nun doch ein bißchen forſcher ſein und ſo, was man ſagt, einen guten Eindruck machen . . .“

„Ach Thilde, es koſt't ja alles ſo viel — wo ſoll es denn herkommen?“

„Dafür laß mich man ſorgen. Und wenn nicht einen forſchen Eindruck, ſo doch einen anſtändigen und gebildeten. Aber weimern is ungebildet.“

„Und ſo fängt nu das neue Jahr an,“ wiederholte die Alte, „ſo mit Zank und Streit und mit in-die-Zelten-Gehen. Und ich glaube, ſo früh kriegt er noch gar keinen Kaffee. Die Zelten ſind ja bloß für Nachmittag.“

„Ach, er wird ſchon für ſich ſorgen. In ſo was is er findig . . .“

* * *

Hugo genoß den ſchönen Morgen. Er war glücklich, mal wieder einen weiten Spaziergang machen zu können, denn ſeit dem Tag, da er krank geworden, war er nicht herausgekommen. Er freute ſich über alles und wußte nur nicht recht, ob es das Bräutigamsgefühl oder bloß das Rekonvaleszentengefühl ſei. Er ging bis über Bellevue hinaus, und erſt auf dem Rückweg machte er ſich's in dem mittleren Zelt bequem, wo der Alte Fritz mit dem Krückſtock am Straßengitter ſteht. Dabei hing er ſeinen Gedanken nach und überlegte. ‚Heut früh kriegt nun auch meine Schweſter meinen Brief, und dann wird es ein großes Gerede geben. Aurelie iſt ein ſehr gutes Mädchen und auch nicht eng und nicht kleinlich, aber ſie hat doch ſo'n ſonderbares Honoratiorengefühl und kann eigentlich auch nicht anders ſein. Und wenn ſie nun lieſt, daß ich mich mit einer Chambre-garnie-Tochter verlobt habe, dann wird ſie die Naſe rümpfen und von Philöſe ſprechen. Und vielleicht ſchreibt ſie mir auch einen impertinenten Brief . . . Nun,

ich muß es hinnehmen. Möhrings sind sehr gute Menschen, auch die Alte auf ihre Art, aber wenn sich einer mokieren will, dann kann er's . . . Schließlich schadet es nichts, man kann sich über alles mokieren. Und wenn Aurelie Thilden erst sieht, wird sie sich vielleicht auch wundern. Thilde hat nichts Gefährliches, aber das ist auch ein Glück. Wenn sie so was hätte, wohin sollte das sonst führen bei unsern Aussichten und so täglichem Verkehr! Und auch schon jetzt, ich muß mich vor Intimitäten hüten. Sie hat was Herbes, aber das kann auch nur angelegte Rüstung sein. Im übrigen weiß ich, was ich mir und andern schuldig bin.' —

Es war schon zwölf, als er wieder nach Hause kam. Er hatte noch an der Ecke der Friedrichstraße eine Litfaßsäule durchstudiert und war zu dem Ergebnis gekommen, daß sie den Abend in den Reichshallen verbringen wollten, wo eine Luftkünstlerin merkwürdige Sachen aufzuführen versprach. Sie war auch auf dem Zettel abgebildet, wie sie in leichtem Kostüm, eigentlich nur einer Andeutung, durch die Luft flog.

‚Ich sehe gern so was,' sagte er zu sich, als er von der Säule her in die Friedrichstraße einbog. ‚Es ist sonderbar, daß mir alles Praktische so sehr widerstreitet. Man kann es eine Schwäche nennen, aber vielleicht ist es auch eine Stärke. Wenn ich solche schöne Person durch die Luft fliegen sehe, bin ich ganz benommen und eigentlich beinah glücklich! Ich hätte doch wohl auch so was werden müssen. Ausübender Künstler oder Luftschiffer oder irgend etwas recht Phantastisches. Zum Beispiel Tierbändiger, das hat von klein an einen besonderen Reiz für mich gehabt. Es soll auch alles nicht so gefährlich sein, wie es aussieht. Sie machen sich etwas Zibet oder Moschus ins Haar, dann schnappt er nicht zu . . . Gott, wenn Thilde wüßte, daß ich so ver-

wegene Gedanken habe! Nun, Gedanken sind zollfrei. Und es zieht auch nur so über mich hin. Wenn ich ernsthaft zusehe, merke ich, daß alles lächerlich ist . . . Tierbändiger! Und dabei hat mich Thilde in Händen. Sie denkt, ich merke es nicht, aber ich merke es ganz gut. Ich lasse sie gehen, weil ich es so am besten finde. Schließlich ist man, was man ist, und wenn ich nur so leidlich bequem durchkomme . . .

Bei dieser Stelle seiner Betrachtungen war er vor Schultzens Palazzo angelangt und sah hinauf. Schultze stand im Samtschlafrock und türkischem Fes am Fenster und grüßte gnädig hinunter, wobei er seinen Fes lüftete. Hugo erwiderte den Gruß, war aber nicht sehr erbaut davon, weil sich in dem Ganzen etwas von Überheblichkeit aussprach, jedenfalls nicht viel Respekt. Dann stieg er die Treppe hinauf. Das Messingschild eine Treppe hoch war glänzend geputzt, und ein Hausmädchen mit kokettem Häubchen und Tändelschürze, das Schultze selbst gemietet hatte, stand auf dem Vorflur am Treppenfenster und sah in den Hof hinunter. Als Hugo vorüberging, wandte sie sich um und grüßte sehr artig, aber doch mit einem Gefühl von Überlegenheit über ihn oder eigentlich über Thilde.

Hugo fühlte es heraus, und eine ziemlich unbehagliche Stimmung überkam ihn. Ein Glück nur, daß er solchen Anwandlungen ebenso rasch entrissen werden konnte, wie sie ihm anflogen. Als er oben war, dachte er schon wieder an die Reichshallen und das Bild auf dem Zettel, und wieder gehoben in seiner Stimmung, trat er ins Entree, legte den Überzieher ab und ging zu Möhrings hinüber.

Er fand nur Thilde, die merkwürdig gut aussah und sich ihm in einem neuen Kleide präsentierte. Die Alte war nicht da.

„Guten Tag, Thilde, und viel Glück zum neuen Jahr . . . Aber wo ist denn Mutter?“

„Die wollte zwei Neujahrsbesuche machen. Bei Schmädickes und bei Dammers. Sind noch alte Hausbekannte von der Zeit, wo wir noch in der Stralauer Straße wohnten.“

„Davon habe ich ja nie gehört . . .“

„Ist auch nicht nötig, sie machen sich nichts aus uns, und wir machen uns nichts aus ihnen. Sie sind nur langweilig und sehr eingebildet, aber Mutter hat mal so ihre alten Sätze, von denen sie nicht abgeht: man soll alte, gute Freunde nicht aufgeben usw. Als ob es alte Freunde wären! Aber es sind keine Freunde, bloß alt sind sie, das ist richtig. Und alle Neujahr einmal geht Mutter hin. Ich denke mir, es ist auch ein bißchen Neugier . . . Und nun sage, wo warst du?“

Hugo berichtete getreulich, und während sich Thilde auf das Sofa und Hugo dicht neben sie setzte, sprach er auch von der Litfaßsäule, und daß sie heute abend in die Reichshallen gehen wollten. Da wäre die Tochter der Luft, eine pompöse Person und doch ganz ätherisch. Die Mutter könne ja ganz gut mitgehen.

Thilde sah ihn an und lächelte ruhig, dann nahm sie seine Hand und sagte: „Reichshallen? Nein, Hugo, das ist nun vorbei. Wir waren nun von Heiligabend bis Sylvester jeden Tag aus, oder hatten unsern Punsch, und einmal waren wir in einem ganz feinen Lokal, ich möchte beinah sagen über unsern Stand und unsere Verhältnisse; aber nun ist es auch genug, und nun müssen wir anfangen.“

„Ja, womit denn, Thilde?“

„Nimm es mir nicht übel, aber so was kannst nur du fragen. Willst du mir erlauben, dir offen meine Mei-

nung zu ſagen, und willſt du mir verſprechen, mir nichts übelzunehmen und von vornherein davon ausgehen, daß ich's gut meine mit dir und allerdings auch mit mir?"

„Gewiß, Thilde, ſprich nur, ich weiß ja, daß es immer was Vernünftiges iſt, was du ſagſt. Mitunter ein bißchen zu ſehr. Aber in dieſer Woche habe ich dich auch von der lebensluſtigen Seite kennen gelernt."

„Und das ſollſt du auch weiter, Hugo. Ich bin gar nicht ſo ſchlimm und ſo ſchrecklich vernünftig, wie manche glauben. Ich bin auch für ein hübſches Kleid und für Vergnügen, aber mit Arbeit muß es anfangen. Daß wir arme Leute ſind, das weißt du, und daß du nicht reich biſt, weißt du auch. Zweimal Null macht Null, und mit Null ſoll man nicht in teure Lokale gehen und nicht einmal die Tochter der Luft ſehen. Wir ſind nun verlobt, und ich bin glücklich, einen ſo guten und einen ſo hübſchen Mann zu haben, und bin ſicher, daß ihn mir viele nicht gönnen, die Rätin unten gewiß nicht — und die Frau Petermann ſchon gar nicht. Das ſind neidiſche alte Weiber, und das ſchöne blonde Frauenzimmer unten mit dem Spitzenhäubchen, ſieht mich auch immer ſo an . . . Nun, Neid macht glücklich, und ich bin es. Aber Stillſtand iſt Rückſchritt, ſagte mein Vater das Jahr vor ſeinem Tod, als er keine Weihnachtszulage gekriegt hatte."

„Du haſt ja recht," unterbrach Hugo.

„Freilich hab' ich recht, aber du ſagſt das nur, weil du nicht weiter zuhören willſt. Ich weiß, das iſt all ſo was, was doch ſchließlich wichtiger iſt als Koſinsky, womit ich aber nichts gegen unſern Schiller geſagt haben will, und all ſo was hörſt du nicht gern. Es ſoll alles bloß hübſch ausſehen und glatt gehen und bequem ſein. Nun gewiß, Bequemlichkeit iſt ja immer das Bequemſte, verſteht ſich, und ich kann dir ſagen, wenn früher die

Herren um ſieben ihren Kaffee wollten — und einen hatten wir, der war ſchon immer um Glock ſechs auf — und ich mußte dann raus und Kien ſpalten und mit einem Tuch über den Kopf zu Bäcker Pfannſchmidt, um die Semmeln zu holen — ich kann dir ſagen, da hätte ich mich auch lieber noch mal rumgedreht und das Kiſſen übers Kinn gezogen, denn es war ein bitterkalter Winter, und ich bibberte man ſo . . .“

„Na, Thilde, das iſt ja nun vorbei.“

„Ja, das ſagſt du ſo hin. Vorbei. Was heißt vorbei? Verlobt ſind wir, das heißt alſo, wir wollen doch mal heiraten und in eine chriſtliche Ehe eintreten. Alles muß ſein Vergnügen haben, aber auch ſeinen Ernſt. Und der Ernſt kommt erſt. Und da wir doch nicht als Herr und Frau Student oder Kandidat, was eigentlich das gleiche iſt, durch die Welt gehen können, ſchon deshalb nicht, weil wer kein Amt und keinen Dienſt hat, auch kein dienſtliches Einkommen hat, was wir doch haben müſſen, wenn wir leben wollen und eine Familie bilden wollen . . .“

„Ach, Thilde, das iſt ja noch weit hin.“

„. . . alſo nur leben wollen, ſo mußt du für das ſorgen, was zum Leben nötig iſt, das heißt, du mußt nun endlich dein Examen machen und nicht immer die Bücher beiſeite ſchieben und die ‚Geſpenſter‘ leſen — was übrigens, wie ſein Titel ſchon ausdrückt, ein grauliches Stück iſt — dein Examen machen, ſage ich, je eher, je lieber. Und von morgen ab wird angefangen . . .“

„Aber wie denn?“

„Ganz einfach. Statt an die Reichshallen und an die Tochter der Luft zu denken, denkſt du an das Repetitorium, was du während deiner Krankheit ganz vergeſſen haſt. Und ſchon vorher war es auch nicht viel damit, und du bezahlteſt bloß und gingſt ſpazieren. Aber nun mußt

du wirklich hingehen, und abends, ihr habt ja da solche Frageheste mit beigeschriebener Antwort, was ich alles auf deinem Stehpult habe liegen sehen, abends kommst du zu Mutter und mir herüber und kannst dich auch auf die Chaiselongue legen, wenn es dir paßt, und dich mit deiner alten Reisedecke mit dem Löwen drauf zudecken. Und wenn du so daliegst, während ich dir alles abfrage und nicht eher ruhe, als bis du mir Red' und Antwort stehen kannst und alles ganz genau weißt wie am Schnürchen . . ."

„Aber Thilde . . ."

„Verlaß dich drauf; wenn es was werden soll, so kommst du und legst dich hin oder kannst auch sitzen bleiben, und ich frage dich. Und heut abend, wenn dir so sehr daran liegt, kannst du noch mal die Tochter der Luft sehen. Aber ich gehe nicht mit, ich habe vorläufig keinen Sinn für Vergnügen. Und morgen abend fangen wir an."

Hugo wußte nicht recht, ob er froh oder verstimmt sein sollte. So schwach war er nicht, um nicht einzusehen, daß Thilde mit ihm machte, was sie wollte, und so uneinsichtig war er nicht, daß er das sehr Unheldische seiner Situation nicht herausgefühlt hätte. Aber das waren nur kurze Anwandlungen. Eigentlich war er ganz froh, daß jemand da war, der ihn nach links oder nach rechts dirigierte, wie's gerade paßte. Daß es gut gemeint war, und daß er dabei vorwärtskam, empfand er jeden Augenblick, und was ihm über gelegentliche Mißstimmungen am besten forthalf, war die Beobachtung der Methode, nach der Thilde mit ihm verfuhr. In seinem ästhetischen Sinn, der sich an Finessen erfreuen konnte, sah er diese Methode mit einem gewissen künstlerischen Behagen und freute sich der Erleichterung, die das pädagogische Verfahren ihm unmittelbar gewährte.

Es stand nämlich für Thilde fest, daß sie sich hüten

müſſe, ſeiner Tragfähigkeit mehr zuzumuten, als dieſe doch nur ſchwache Kraft beim beſten Willen leiſten konnte, weshalb ſie mit Klugheit und Geſchick für Unterbrechungen Sorge trug. Wenn das Examinieren, das ſie nach Möglichkeit in ein quickes Frag- und Antwortſpiel verwandelte, bedrücklich zu werden anfing und ſich bei Hugo etwas von Ermüdung zeigte, ſo brachte ſie ein Glas Tee oder Rotwein oder eine Ingwertüte, und während ſie ihm daraus präſentierte und auch wohl ſelbſt ein Stückchen nahm und von den Molukken ſprach, wo der Ingwer am beſten eingemacht würde, und wo ſie von China her (oder vielleicht würden ſie auch nachgemacht) die großen blaugeblümten Porzellankrüge hätten, glitt ſie zu Tagesfragen über und las ihm von Chriſtenverfolgungen in China vor oder von den Franzoſen in Anam oder Tonkin oder von dem Krieg, den die Holländer mit den Eingeborenen führen müßten. Die Japaner ſeien den Chineſen doch weit voraus, und ein Volk, das ſolche Naturbeobachtung habe und ſolche Blumen und ſolche Vögel machen könne, das bedeute doch eine allerhöchſte Kultur, was man von jedem Teebrett abſehen könne. Dabei wolle ſie noch nicht einmal von dem Lack ſprechen, der doch auch unerreicht daſtehe.

So war Thilde groß in Übergängen, und wenn ſie derart mit Hilfe der Zeitung bei den Molukken und Japanern begonnen hatte, war es ihr ein leichtes, ſich bis zu Kroll und der Sembrich und ſogar bis zu Rybinski zurückzufinden, und wenn ſie dann noch was Pikantes, das ſie eigens für Hugo ſammelte, zum beſten gegeben und ihn erfriſcht hatte, ſagte ſie: „Nun aber: ‚Bricht Verkauf Miete oder nicht?‘“

Und Hugo ging dann mit wiedergewonnener Kraft ins Feuer und antwortete mitunter ſo gut, daß Thilde ihre heimliche Freude daran hatte.

Die alte Möhring war immer dabei, ſchon weil ſie nicht wußte, wo ſie anders hinſollte. So kam Ende Januar heran, und als eines Abends Hugo um die zehnte Stunde das Zimmer verlaſſen und Thilde die Gläſer und Taſſen auf die Seite geräumt hatte, ſagte die Alte, während ſie ſich auf eine Fußbank und mit dem Rücken gegen den Ofen ſetzte: „Sag mal, Thilde, lernt er denn gut?“

„O, ganz gut, Mutter; eigentlich viel beſſer, als ich dachte.“

„Ja, ja, das kommt mir auch ſo vor, und er is auch ein bißchen viviger, als er eigentlich is. Aber du kommſt immer mit ſo viel dazwiſchen.“

„Wie denn dazwiſchen?“

„Gott, mit ſo viel vom Theater und von Bella. Mir is, was ſo dazwiſchen kommt, immer das liebſte. Und wenn gar nichts zwiſchen käme, ſo ging ich auch zu Bett. Aber es is doch wohl nich richtig, daß immer ſo viel zwiſchen kommt.“

Thilde lachte. „Doch, Mutter, es is ganz richtig ſo. Sieh mal, ungefähr ſo. Wenn ich heut noch nach Spandau gehen ſoll, na, dann zieh' ich mir einen Gummimantel über und nehme den Regenſchirm und ſtaple los. Und in Charlottenburg lehne ich mich mal an und ſeh' nach, was die Uhr iſt, und um zwölf bin ich in Spandau, und um vier bin ich wieder hier und bringe dir deinen Kaffee.“

„Ja, Thilde, das glaub' ich ſchon, aber was meinſt du nu eigentlich?“

„Und nu nimm mal an, daß du gehen ſollteſt. Auch nach Spandau. Na — bis vors Brandenburger Tor kommſt du in einem Zug. Und dann ſetzt du dich auf die erſte Bank, und wenn du dich ausgeruht haſt, dann kommſt du bis an den Kleinen Stern und dann bis an den Großen Stern, dann bis an die Chauſſeehäuſer, und überall

is 'ne Bank, und überall kannſt du dich ausruhen, und ſo kommſt du endlich nach Spandau. Sagen wir: gegen Abend. Aber du kommſt doch an. Und ohne Ruhebank wärſt du liegen geblieben und gar nicht angekommen."

„Ja ſo, nu verſteh ich. Ohne die Bank kommt er nich an. Na, wenn er bloß ankommt."

„Er wird ſchon," ſagte Thilde.

* * *

Und richtig, er kam an. Hugo beſtand. Er hatte zwar nur das Notdürftigſte gewußt, es aber trotzdem erzwungen: daſitzend wie Huß auf dem Konzil zu Konſtanz, ernſt, ſchwärmeriſch und beſcheiden, halb tapfer und halb angſtvoll. Dieſe ſeine Haltung war es geweſen, die ſchließlich alles zum guten geführt hatte. Seine Perſönlichkeit hatte geſiegt. Einer der Herren Examinatoren nahm ihn beiſeite und ſagte: „Lieber Großmann, es war alles gut. Ich gratuliere Ihnen."

In einem merkwürdigen Seelenzuſtand, gehoben und doch auch gedrückt — gedrückt, weil er an die Zukunft dachte — kam er nach Haus und ſah ſich dieſer Stimmung erſt enthoben, als er hier Mutter und Tochter begegnete. Thilde, deren Auge leuchtete, blieb verhältnismäßig ruhig, nicht ſo die Alte, von der geküßt zu werden er nur mit genauer Not im letzten Augenblick durch Rückzug in ſein Zimmer vermeiden konnte. Mutter Möhring war das nicht recht, und weil ſie das Bedürfnis der Ausſprache hatte, mußte nun Thilde alles mit anhören, was der Alten auf der Seele brannte.

„Gott ſei Dank, Thilde, nu kann man doch wieder ruhig ſchlafen und weiß auch, was aus einem wird. Denn gut is er doch eigentlich und wird eine alte Frau nich umkommen laſſen . . ."

Hugo ſchrieb Briefe nach Haus. Auch ein paar Zeilen an Rybinski, um ihn wiſſen zu laſſen, daß alles gut abgelaufen ſei.

Als er gegen ſieben wieder hinüberging, fand er ein kleines Souper vor, das Thilde ſamt einer Flaſche Rüdesheimer (mit einer aufgeklebten Rheinlandſchaft als Beweis der Echtheit) aus einem benachbarten großen Reſtaurant herübergeholt hatte. Das Aufmerkſame, das darin lag, und beinah mehr noch der gute Geſchmack, mit dem alles arrangiert worden war, blieben nicht ohne Wirkung auf Hugo, der ſich plötzlich von dem Gefühl ergriffen ſah, doch vielleicht in ſeinem dunklen Drang das Rechte getroffen zu haben. Gewiß, es waren einfache Menſchen und etwas unter ſeinem Stand, aber doch gut und ordentlich zuverläſſig. Und alles andere war ja nur Schein und Plattiertheit. Und er reichte über den Tiſch hin Thilden die Hand, womit er ſagen wollte: Wir verſtehen uns!

Dann ließ er ſich's ſchmecken, und als er den wiederholten Widerſtand der alten Möhring, die jedesmal die Hand über das Glas hielt, endlich beſiegt und auch ihr von dem goldklaren Wein eingeſchenkt hatte, verſtieg er ſich bis zu einem launigen Toaſt, darin er die gute Möhring mit dem guten Examinator verglich und die beiden im Verein leben ließ. Nach Tiſch brachte Thilde den Kaffee, der zu Ehren des Tags von einer Extraſtärke war.

„Höre, Thilde, der geht aber ins Blut. Ich kriege dann immer ſolch Jucken."

„Ach laß nur, Mutter, wenn er nur ſchmeckt."

„Ja, ſchmecken tut er und ſtark iſt er, oder wie Möhring immer ſagte: ‚Mutter, da is keine Bohne vorbeigeſprungen!' Jott, wenn ich ſo an Vatern denke, was würde der wohl geſagt haben!"

Und nun mußte ſich Hugo in einen Großvaterſtuhl

ſetzen und genau berichten, wie es eigentlich geweſen wäre. Ja, Thilde fragte ſogar, ob er auch nicht zu ſicher geantwortet hätte. Sie habe mal gehört, das könnten die Herren nicht leiden. Hugo beruhigte ſie hierüber, und als alles erzählt und im Vorbeigehen auch erwähnt war, daß er gleich an ſeine Mutter und Schweſter nach Owinsk geſchrieben habe, kam er überhaupt auf Owinsk und ſeine Jugend und ſein Elternhaus zu ſprechen, und welch forſches Leben ſie da geführt hätten. Bürgermeiſter und Apotheker und Rechtsanwälte, die lebten immer am forſcheſten, weil ſie das meiſte Geld hätten, und eigentlich ſei ſolch kleinſtädtiſches Leben viel vergnüglicher als ein Leben in der großen Stadt, und immer ſei was los, und wenn ſie nicht Skat ſpielten, ſo ſpielten ſie Theater, und wenn nicht Ball wäre, ſo wäre Schlittenbahn, und dann bimmelte das Schellengeläute den ganzen Nachmittag, und die Schneeflocken flögen, und die hübſchen Frauen (denn in den kleinen Städten gäbe es immer hübſche Frauen) hätten die Hand im Muff und, wenn es ſehr kalt wäre, auch die Hand von ihrem Partner.

„Jott," ſagte die alte Möhring, „was heißt Partner? Wo ſind denn die richtigen Männer, die dazu gehören?"

„Die ſind in einem andern Schlitten."

Hugo plauderte noch ſo weiter, und es gelang ihm, auch Thilden ein kleines Lächeln abzugewinnen. Die Moralia der Owinsker waren ihr um ſo weniger ängſtlich, als ſie ſich überzeugt hielt, daß ihres Bräutigams Hand nie in ſolchem Muff geſteckt hatte. Hugo malte nur gern ſo was aus, weil er es hübſch fand, aber es lag nicht in ihm, ſolche Bilder in Taten umzuſetzen. All das wußte Thilde recht gut, die denn auch, ſtatt ſich mit Eiferſucht zu quälen, aus Hugos Schilderung des Owinsker Lebens nur das heraushörte, was ſie für ihre eigenen Pläne

brauchen konnte. Was immer bei ihr feſtgeſtanden hatte, daß Hugo in eine kleine Stadt und nicht in eine große gehöre, das war ihr jetzt klarer denn je zuvor.

Hugo ſelbſt zog ſich früh zurück, denn wenn auch ſiegreich, war es doch ein heißer Tag geweſen. Aber er mochte noch nicht ſchlafen und ging auf und ab in ſeinem Zimmer. Alles in allem war ihm nicht ſehr ſiegerhaft zumute. Er war Referendar, alles ganz gut, aber nun blieb noch der Aſſeſſor, und wenn er daran dachte, daß dieſe zweite Weghälfte notoriſch viel, viel ſteiniger ſei, ſo überkam ihn das gleiche Angſtgefühl wieder, das er ſchon auf dem Heimweg von der Examinationsſtätte bis zur Georgenſtraße gehabt hatte. Mit Thilde war nicht zu ſpaßen. Und er rechnete mit halber Beſtimmtheit darauf, daß ſie vielleicht morgen ſchon das am Neujahrstag mit ihm geführte Geſpräch wiederholen und ihm zum zweitenmal die Leviten leſen würde, vielleicht wieder unter Bewilligung einer Ferienwoche. Dann nahm das Repetieren bei Tag und das Frag- und Antwortſpiel bei Abend wieder von neuem ſeinen Anfang, und davor erſchrak er und zweifelte, daß er's überwinden werde. Vielleicht wäre es beſſer geweſen, er wäre durchgefallen, dann wäre die ganze Quälerei vorbei. Verlobt war er freilich, aber doch erſt ein Vierteljahr. Das wollte nicht viel ſagen. Und am Ende — mußte es denn gerade die Juriſterei ſein, die ſo gar nicht zu ihm paßte, weil alles ſo ſteif und hölzern war? Rybinski lebte doch auch! Und wenn er auf der Poſener Bahn fuhr — deſſen entſann er ſich jetzt mit Vorliebe — und an den kleinen Stationen vorüberkam, wo das Bahnhofsgebäude halb im wilden Wein lag und der Bahnhofsvorſtand mit ſeiner roten Mütze den Zug abſchritt, während eine junge Frau mit einem Blondkopf neben ſich halb neugierig und halb gelangweilt aus dem Fenſter der kleinen Beletage

ſah, — Gott, da war ihm ſchon manch liebes Mal der Gedanke gekommen: ja, warum nicht Bahnhofsvorſtand? Und dieſer Gedanke kam ihm wieder, und wenn nicht Bahnhofsvorſtand, warum nicht Güterinſpizient oder Telegraphiſt? Das bißchen Tippen mußte ſich doch am Ende lernen laſſen, und mitunter kam auch mal ein intereſſantes Telegramm, und man kriegte Einſicht in allerlei.

Dieſen Betrachtungen hingegeben, wurde er ruhiger. Aber am andern Morgen war die alte Sorge wieder da, und er war verlegen, als ihm Thilde ſeinen Kaffee, den er immer noch allein nahm, in ſein Zimmer brachte.

„Guten Morgen, Hugo. Sieh bloß, wie prächtig die Sonne heut ſcheint, das iſt dir zu Ehren! Und es iſt auch warm draußen. Du ſollteſt ſpazieren gehen und dich nach all den Strapazen ein bißchen erholen. Denn wenn einer auch noch ſo tapfer iſt" — und ſie lächelte dabei —, „vor einem Examen hat doch jeder Furcht. Gehen macht wieder friſch, und vielleicht bringſt du uns ein paar Neuigkeiten mit. Die Tochter der Luft iſt ja wohl nicht mehr da, ſonſt ließe ſich drüber reden, und wir könnten vielleicht hingehen ... Heut vormittag muß ich in die Stadt. Soll ich dir etwas mitbringen, oder haſt du vielleicht auf etwas Appetit, mein lieber, alter Menſch, du? Du biſt mir doch recht blaß geworden!"

Und dabei gab ſie ihm einen Kuß mit ihren ſchmalen Lippen und nickte ihm dann im Hinausgehen von der Tür herüber nochmal freundlich zu.

„Merkwürdiges Mädchen!" dachte Hugo; „ſo gut und ſo tüchtig. Aber Küſſen iſt nicht ihre Force ... Nun, man kann nicht alles verlangen, und jedenfalls bin ich froh, daß ſie nicht gleich wieder davon angefangen hat. Es wird wohl nur eine Galgenfriſt geweſen ſein, aber wie viele Tage hat denn das Leben, und ein Tag iſt ſchon immer was."

* * *

Hugos Befürchtungen ſchienen ſich nicht erfüllen zu ſollen, das Examen war Ende März geweſen, und ſchon war es Mitte April, ohne daß Thilde von Aſſeſſorexamen und Vorbereitung dazu geſprochen hatte. Sie ließ es gehen, war voll kleiner Aufmerkſamkeiten, unter denen Dramenvorleſen aus kleingedruckten Reclamheften obenan ſtand, und hatte ſich nur darin geändert, daß ſie minder häuslich ſchien als früher und jeden Vormittag ein paar Stunden in der Stadt verbrachte.

Hugo ſelbſt kümmerte ſich nicht darum und auch kaum die Alte, bis ſie eines Tags ſagte: „Thilde, du biſt jetzt immer gerade weg, wenn die Runtſchen kommt und reinemacht. Ich will- ja nichts ſagen, aber ſie rennt immer gegen, weil ſie nichts ſehen kann, und ſchlägt alles 'zwei. Heute wieder die grüne Lampenglocke."

„Ja, das is ſchlimm, Mutter . . ."

„Wo gehſt du denn eigentlich immer hin?"

„Leſehallen für Frauen, Mutter."

„Na, und da?"

„Da leſe ich Zeitungen."

„Aber Hugo kriegt doch jeden Tag eine!"

„Freilich, aber eine is nich genug, ich brauche viele."

„Na, wenn du meinſt — für mich wär' es nichts."

Und dabei blieb es. Die Alte kam nicht wieder darauf zurück, bis eine Woche ſpäter dieſe halb geheimnisvolle Zeitungsleſerei auch ohne weitere Frage ihre Erklärung fand.

Es war ein Sonntag, an welchem Tag die Leſehalle nur von elf bis eins auf war, und um halb zwei war Thilde wieder zu Hauſe.

„Guten Tag, Mutter. Es riecht ein bißchen nach verbrannt. Du haſt wohl nicht recht nachgeſehen?"

„Doch, Thilde, jetzt eben. Und da habe ich es auch

gleich gemerkt und habe ein paar Kohlen 'rausgenommen und habe auch aufgegoſſen. Und geärgert habe ich mich auch, denn es koſt't ja ſo viel, aber ich konnte nich eher 'rausgehen, weil die Schmädicke hier war."

„Na, die hätt' auch wegbleiben können! Die Schmädicke bedeutet nie was Gutes und kommt immer bloß aus Neugier oder aus Boshaftigkeit und um einem armen Menſchen einen Floh ins Ohr zu ſetzen."

„Ach, Thilde, da tuſt du ihr aber unrecht, wenigſtens heut. Sie kam bloß, um uns zu gratulieren von wegen Hugos Examen, und wann denn nu Hochzeit ſei . . ."

„Und da haſt du geſagt, noch lange nicht, nicht wahr? Kann ich mir denken. Denn du biſt ewig in einer Todesangſt und glaubſt immer noch, es wird nichts werden, und alles is umſonſt geweſen und alles für nichts ausgegeben. Das is immer deine Hauptangſt, und wenn du deine Ängſte kriegſt, dann machſt du dich klein und jämmerlich und auch vor ſolcher Perſon wie dieſer Schmädicke, dieſer ſpitznaſigen Poſamentierswitwe."

„Nein, Thilde, das hab' ich nich geſagt. Ich habe nich geſagt ‚noch lange nich'. Ich habe bloß geſagt, ich wüßt' es nich, aber du täteſt mitunter ſo, als ob es wohl bald losgehen würde."

„Und da, was ſagte ſie da?"

„Nu, da ſagte ſie: ‚Ja, liebe Frau Möhring, manche haben Courage. Referendar is nich viel un eigentlich bloß ein Anfang. Aber aller Anfang is ſchwer, un ich kann man ſagen, es is immer etwas, un Miniſter wird er ja wohl nich werden wollen. Oder am Ende vielleicht doch. Jott, wenn ich mir denn Thilden denke . . .'"

„Das ſagte ſie?"

„Ja, Thilde, ſo was war es."

„Unverſchämte Perſon. Und dumm dazu. Aber ſie

wird ſich wundern, wenn wir ihr die Hochzeitsanzeige ſchicken."

„Ach Thilde, rede doch nich ſo was. Wenn man ſo was red't, denn bered't man's, un es wird nie was. Aber es hat doch ſchon ſo viel gekoſtet, un ich weiß mitunter gar nich, wo's herkommt."

„Ja, Mutter," lachte Thilde, „ich kann eben hexen."

„Jott, Kind, nu red'ſt du auch noch ſo. Wenn man den Teufel ruft, is er da. Und zum Spaß darfſt du doch ſo was nich ſagen in einer ſo ernſthaften Sache. Vater ſagte auch immer: ‚Ja, die Leute glauben, es is 'n Vergnügen. Aber es is kein Vergnügen, un der Hochzeitstag is der ernſthafteſte Tag, und manche, die ſich nich recht trauen, ſehen auch ſchon ſo aus.' Und nu ſprichſt du von Hexen und tuſt, als ob alles ſchon da wäre, und als ob es zu Johanni losginge."

„Geht es auch, Mutter."

„Ja, aber Thilde, das fährt mir ja in alle Glieder! Denn du ſtehſt ja ſo da, wie wenn du alles ſchon in der Taſche hätteſt."

„Hab' ich auch," und dabei holte Thilde einen halben, zweimal zuſammengefalteten Konzeptbogen aus der Taſche, ſchlug ihn auseinander und ſagte: „Nu lies mal, Mutter."

„Ach, wie kann ich denn leſen, und alles Bleiſtift geſchrieben, und ohne Brille . . ."

„Nun, dann hör zu, dann will ich leſen."

Und Thilde las: „Qualifizierte Perſonen . . . Verſtehſt du, Mutter?"

„O, ich werd' ſchon, lies nur weiter."

„Qualifizierte Perſonen, das heißt Perſonen, die mindeſtens das erſte juriſtiſche Staatsexamen beſtanden haben und darüber vollgültige Zeugniſſe vorlegen können,

werden bei Geneigtheit hierdurch aufgefordert, ſich um die Bürgermeiſterſtelle unſerer Stadt zu bewerben. Gehalt 3000 Mark bei freier Wohnung und einigen andern Emolumenten. Aſpiranten werden erſucht, ihre Zeugniſſe einzuſenden, wenn ſie nicht vorziehen, ſich den Unterzeichneten gleich perſönlich vorzuſtellen.

Magiſtrat und Stadtverordnete zu Woldenſtein,
Weſtpreußen."

Die Alte war an die Chaiſelongue gegangen und ließ ſich darauf nieder, was ſie ſonſt immer vermied, namentlich ſeit das Wertſtück durch Hugos fünfwöchige Krankheit etwas gelitten hatte.

„Jott, Thilde, is es denn möglich? Du biſt doch ein und aus. Von Hexen red' ich nich, denn fliegt es wieder weg. Aber hat er denn die Stelle ſchon? Es gibt ja doch wohl ſo viele für ſo was. Und wenn er auch 'n ſehr ſchöner Mann is und den Augenaufſchlag hat, daß man gleich denkt: nu lieſt er die Sonntagsepiſtel — ja, ich denke mir, es gibt ſo viele ſo. Und manche ſind fixer wie er und ſchnappen es ihm weg ..."

„Das laß nur gut ſein, in Fixigkeit ſoll ihm diesmal keiner über ſein. Er muß noch heut weg mit dem Nachtzug. Woldenſtein liegt eine Stunde von der Bahn, und ein Omnibus wird doch wohl da ſein. Um fünf is er auf der Station und um ſechs in Woldenſtein in Weſtpreußen. Ein Gaſthof zum ‚Goldenen Roß' oder ſo irgendetwas wird doch wohl daſein, ich denke mir, dem Rathaus grade gegenüber, und da kann er bis zehn Uhr ſchlafen. Denn ausſchlafen muß er erſt, ſonſt is er nicht zu brauchen. Und dann frühſtückt er und macht ſich ſein, und um Schlag zwölf tritt er an und macht ſeine Verbeugung. Und ich will nich Thilde heißen, wenn ſie nich gleich alle

ſagen: Natürlich, der muß es werden. Und der Neid von der alten Schmädicke hilft auch noch, und den Tag nach Johanni hat ſie die Anzeige."

* * *

Frau Schmädicke kriegte wirklich die Anzeige, denn alles kam genau ſo, wie Thilde vorausgeſagt hatte, und am Johannistag konnte die Hochzeit in einem ganz kleinen Saal des Engliſchen Hauſes gefeiert werden. Paſtor Hartleben, der getraut hatte, ließ ſich bewegen, auch dem kleinen Feſtmahl beizuwohnen, und hielt eine gefühlvolle humoriſtiſche Rede, die beſſer war als die Traurede in der Kirche. Er ſaß der Braut gegenüber zwiſchen Hugos Mutter und Schweſter, die von Owinsk herübergekommen waren mit noch zwei Couſinen, von denen jede mal auf Hugo gerechnet hatte. Da ſie beide aber halb polniſch und ſehr hübſch waren, ſo verſchlug es ihnen nicht viel, und als die Feierlichkeit überwunden war, tranken ſie Hugo zu, gaben ihm einen Muhmenkuß, der ſo laut klang, wie wenn man ein Baumblatt auf der hohlen Hand zerklappt, und ſagten unter liebenswürdiger Drohung gegen die Braut, alte Liebe roſte nicht, was alles von Thilde mit großer Seelenruhe hingenommen wurde. Hugos Vergangenheit beunruhigte ſie wenig. Viel konnte es nicht geweſen ſein, und noch weniger beunruhigte ſie die Zukunft. Außerdem waren es 15 Meilen von Owinsk bis Woldenſtein!

Beim Kaffee ſetzten ſich die beiden Polinnen neben Paſtor Hartleben, der ſich von dem katholiſchen Leben in Owinsk erzählen ließ und ſchmunzelnd zuhörte, als die katholiſche Geiſtlichkeit und zum Schluß auch der evangeliſche Geiſtliche durch die Hechel beider hübſcher Mädchen durchmußte.

Rybinski war auch dagewesen mit einer neuen Braut, von der er behauptete, diesmal sei es ernsthaft.

„Wirklich?“ hatte Hugo zweifelnd gefragt.

„Ja! Sie ist nämlich Tragödin.“

Die Schmädicke saß neben der alten Möhring und sprach viel von dem Hochzeitsgeschenk, das sie zum Polterabend (der aber ausfiel) geschenkt hatte. Es war eine rosafarbene Ampel an drei Ketten. Die Schmädicke war sehr geizig.

„Ich hab' es mir lange überlegt, was wohl das Beste wäre, da mußte ich dran denken, wie duster es war, als Schmädicke kam. Ich kann wohl sagen, es war ein furchtbarer Augenblick und hatte so was, wie wenn ein Verbrecher schleicht. Und Schmädicke war doch so unbescholten, wie nur einer sein kann. Und seitdem, wenn 'ne Hochzeit ist, schenk ich so was. Zu viel Licht ist auch nich gut, aber so gedämpft, da geht es.“

Die alte Möhring nickte mit dem Kopf, schwieg aber, denn sie hatte sich über die Ampel geärgert.

* * *

Noch am selben Abend reiste das junge Paar ab, und zwar gleich nach Woldenstein. Weil sie aber vorhatten, die erste Nacht in Küstrin und die zweite Nacht in Bromberg zuzubringen, so nannten sie diese Fahrt doch ihre Hochzeitsreise, ja, Hugo tat sich etwas darauf zugute.

„Ich finde es nicht in der Ordnung, daß es immer Dresden und die Brühlsche Terrasse sein muß oder gar der Zwinger. In Küstrin wollen wir uns am andern Morgen das Gefängnis des Kronprinzen Friedrich ansehen und die Stelle, wo Katte hingerichtet wurde. Das scheint mir passender als der Zwinger.“

Thilde war mit allem einverstanden gewesen. Küstrin

war Etappe nach Woldenstein, und daß Woldenstein baldmöglichst erreicht wurde, nur darauf kam es ihr an. Am 26. mittags waren sie da. Sie bezogen die Wohnung, die schon der frühere Bürgermeister innegehabt und die Hugos Mutter und Schwester von Owinsk aus eingerichtet hatten, teils mit einigen alten Sachen aus dem Owinsker Elternhaus, teils mit neu angeschafften Möbeln und Stoffen, die sämtlich in Woldenstein gekauft waren.

„Es wird wohl teurer sein und nicht viel taugen," hatte Thilde gesagt, „aber es bringt sich wieder ein. Wir müssen uns beliebt machen. Woldenstein ist jetzt die Karte, darauf wir setzen müssen."

Am 1. Juli wurde Hugo eingeführt und eroberte sich gleich die Herzen durch eine Ansprache, die er hielt. Er sei ein halber Landsmann und habe von Jugend an der Überzeugung festgehalten, daß die wahre Kraft des Landes in den östlichen Provinzen liege. Von daher habe die Monarchie ihren Namen, aus Königsberg stamme das preußische Königtum, und wenn Woldenstein auch nicht bestimmt sei, derart in die Geschichte des Landes einzugreifen, so sei auch das Kleinste groß genug, durch Pflichterfüllung und durch Festhalten an den alten preußischen Tugenden vorbildlich zu wirken und dem Land eine Ehre und Sr. Majestät dem König eine Freude zu sein.

An dieser Stelle wurde Beifall laut, denn Woldenstein wählte konservativ. Aber Hugo, der gut sah, hatte doch das spöttische Lächeln bemerkt, mit der eine kleine Gruppe seiner Zuhörer diese patriotische Wendung begleitete, weshalb er hinzufügte: „Sr. Majestät dem König, der ein Hort der Verfassung ist, zu der wir alle stehen mit Leib und Leben."

Der Schluß dieser Rede hatte so gut gewirkt, daß die Firma Silberstein & Ehrenthal ein Ständchen für den

neuen Bürgermeiſter veranlaßte, das ihm auch am ſelben Abend noch gebracht wurde. Die Konſervativen ſchloſſen ſich aus, aber nicht aus Demonſtration gegen Hugo, ſondern aus Demonſtration gegen die fortſchrittliche Firma.

Die nächſten Tage waren etwas unruhig. Hugo hatte Beſuche in der Stadt und auch in der Umgegend zu machen, namentlich beim Landrat, der in Berlin persona gratissima war, und mit dem er gleich entſchloſſen war ſich gut zu ſtellen. Dies war nicht ganz leicht, da das Ständchen höhern Orts doch Anſtoß erregt hatte. Thilde aber meinte: „Das tut nichts, Rom iſt auch nicht an einem Tage erbaut worden. Gut Ding will Weile.“

Sie richtete zunächſt ihr Augenmerk auf die Einrichtung des Hauſes und vervollſtändigte ſie durch allerhand kleine Einkäufe. Am dritten Tage nach ihrer Ankunft trafen auch noch verſchiedene Sachen aus Berlin ein, darunter die Ampel. Hugo war nicht abgeneigt, ihr den Ehrenplatz zu geben, der der Schmädicke vorgeſchwebt hatte, Thilde aber erklärte: „Da ſieht ſie ja keiner,“ und hängte ſie in den Hausflur, wo ſie freilich bei den hellen Sommertagen zunächſt noch zu keiner Wirkung kommen konnte.

Das Beſte der Wohnung war der hübſche, ziemlich große Garten, der, nach Paſſierung eines ſchmalen Hofes mit einem Truthahn und Perlhühnern — alles vom vorigen Bürgermeiſter übernommen — unmittelbar hinter dem Haus lag. Durch die Mitte zogen ſich Buchsbaumrabatten, halbwegs war eine Sonnenuhr, und in den Beeten, die rechts und links angelegt waren, blühten Balſaminen und Ritterſporn, überragt von rieſigen Sonnenblumen, für die der Vorbeſitzer eine Vorliebe gehabt haben mußte. Hier war Thilde beſonders tätig. Sie trug dann einen großen weißen Gartenhut eigener Erfindung und legte, wenn Hugo

vom Rathaus kam, ihren Arm in den ſeinen, um ſich, während ſie mit ihm auf und ab ſchritt, von den Sitzungen erzählen zu laſſen.

„Ich bin mitunter in Verlegenheit," ſagte er. „Sie haben ein Vertrauen zu meiner Rechtskunde, und ich ſoll immer gleich auswendig und am Schnürchen wiſſen, was in jedem Fall zu tun und was rechtens ſei. Natürlich ſage ich immer, es läge ſehr ſchwer, es ſei ein komplizierter Fall, der je nachdem höchſt wahrſcheinlich ſo oder ſo entſchieden werden müſſe. Dabei ſchlägt mir aber doch das Herz, denn alles, was ich da ſage, kann auch Unſinn ſein."

„Du fängſt es nicht richtig an, Hugo. Was heißt Rechtsfragen! Rechtsfragen, das iſt für Winkelkonſulenten. Und wenn es was Ordentliches iſt, dann mußt du ſagen, da wollen wir Juſtizrat Noack fragen: ich halte den für einen ſcharfen Kopf ..."

„Ja, Thilde."

„... für einen ſcharfen Kopf. Und wenn du das ſagſt, ſo legt dir das keiner zum ſchlimmen aus, und den Juſtizrat haſt du nun ſchon ſicher auf deiner Seite. Der ſagt dann: ‚Ihr Herren, da habt ihr endlich mal einen richtigen Bürgermeiſter, einen klugen, verſtändigen Mann. In der Regel wollen ſie alles ſelber wiſſen. Das iſt Pfuſcherei, das iſt, wie wenn die Apotheker die Kranken kurieren wollten. Dazu gehört noch mehr. Ein Bürgermeiſter iſt ein Verwaltungsbeamter, ein kleiner Regent, kein Rechtſprecher, und das kann ich euch ſagen, der verſteht zu regieren. Er iſt ein Adminiſtrationstalent, er hält auf Ordnung, und er hat Ideen.'"

„Ja, Thilde."

„Und er hat Ideen, ſage ich."

„Ja, das ſagſt du, oder läßt es deinen Juſtizrat ſagen. Aber wer hat Ideen? Ideen, das iſt nicht ſo leicht."

„Ganz leicht.“

„Ach, Thilde, das ist ja Torheit. Ideen . . .“

„Ideen hat jeder, der sie haben will. Du bist bloß zu ängstlich, du hast kein Vertrauen zu dir, du denkst immer, die andern sind wunder wie klug und verstehen alles besser. Wenn man Bürgermeister ist, dann muß man so was aufgeben.“

„Ja, das sagst du wohl, aber ich muß doch mit etwas kommen . . .“

„Natürlich.“

„Ich muß doch mit was kommen und Vorschläge machen. Und was soll ich vorschlagen?“

„Alles.“

„Ach, Thilde, das ist doch Torheit. Du sagst ‚alles‘, und ich weiß gar nichts.“

„Weil du die Augen nicht aufmachst und die Ohren erst recht nicht. Du bist immer wie halb im Traum, Hugo.“

Er lächelte duldsam.

„Sieh, das ist hier der Weg zwischen der Stadt und dem großen Torfmoor. Allkitten hat mir gesagt, im Herbst, wenn es regnet, sei gar nicht durchzukommen. Und wer seinen Torf bis dahin nicht eingefahren hat, der mag sehen, wo er bleibt.“

„Habe ich auch gehört.“

„Ja, aber du denkst dir eben nichts dabei. Du mußt morgen den Stadtverordneten vorschlagen, daß ein Steindamm angelegt wird — es ist ja nur eine halbe Meile — oder eine Klinkerchaussee oder doch mindestens ein Knüppeldamm, daß die Wagen im Modder nicht stecken bleiben. Und dann laß ein Chausseehaus bauen, es ist ja alles noch auf städtischem Grund und Boden, und der Landrat hat nichts mit dreinzureden. Und für den einen Groschen

Chauſſeegeld haben die Leute dann einen Steinweg und können noch ſtolz ſein, daß ſie ſo was aus eigenen Kräften und eigenen Mitteln gebaut haben."

„Seh' ich ein. Iſt ein guter Vorſchlag."

„Und dann mußt du wegen der Garniſon anbohren. Allkitten ſagt mir, daß ſchon lange davon die Rede war, daß aber dein Vorgänger nicht wollte, vielleicht weil er ſich wegen ſeiner Frau fürchtete. Sie ſoll nämlich etwas reichlich forſch geweſen ſein."

„Ja, das iſt richtig."

„Nun, da ſiehſt du's. Und die Knauſerei mit dem Stallgebäude, das iſt ja der reine Unſinn. Allkitten hat mir erzählt, die Stadtverordneten hätten nicht gewollt. Ja, warum nicht? Weil der Anſtoß fehlte. Nun, bei mir liegt es nicht, und wenn der ſchönſte Rittmeiſter kommt, du kennſt doch deine Thilde."

Hugo verſicherte, daß er ſich ganz überzeugt halte.

„Von einem ganzen Regiment kann natürlich nicht die Rede ſein. Dazu iſt Woldenſtein zu ſehr Neſt, und Silberſtein & Ehrenthal können es nicht 'rausreißen und Rebekka Silberſtein auch nicht ... Übrigens iſt es eine hübſche Perſon, aber doch nicht zum Heiraten, und für ſonſt iſt ſie zu ſtreng ... Alſo nicht das ganze Regiment, für einen adligen Oberſten iſt auch eigentlich gar keine Wohnung hier, höchſtens in unſerer erſten Etage."

„Thilde ..."

„Aber zwei Eskadrons, das geht. Und nun berechne dir mal, wie das wirkt. Von Brot will ich nicht reden, das backen ſie ſelber. Aber dreihundert Pferde und dreihundert Menſchen, und ein Kaſino müſſen ſie doch auch haben. Und dann die jungen Frauen und Ball und Theater! Silberſtein iſt gegen das Militär, aber das gibt ſich. Die ganze Bäckerei und Schlächterei kommt auf einen

andern Fuß, und Woldenſtein hört auf, ein Neſt zu ſein, und wird eine Stadt, und vielleicht ziehen ſie hier mal eine Diviſion zuſammen und machen ein Kavalleriemanöver, und wenn der General bei uns wohnt, ſo haſt du den Kronenorden weg, du weißt nicht wie."

Hugo bückte ſich, um einen Ritterſporn zu pflücken und Thilden in den Gürtel zu ſtecken.

„Und ſieh, Hugo, ſo mußt du es anfangen All dies kleine Zeug, das ihr da immer durchſprecht, damit zwingſt du es nicht. Das kann jeder. Aber immer auf dem Auskiek ſein, immer ſehen, was ſo dem Menſchen zugute kommt, damit zwingſt du's, und das iſt, was ich vorhin ‚Ideen' genannt habe. Die Welt kann nicht jeder auf einen hohen Fleck bringen, aber Woldenſtein ſoweit zu bringen, daß es alle Woche mal in der Zeitung ſteht, und daß die Menſchen erfahren, es gibt einen Ort, der heißt Woldenſtein — ja, Hugo, das iſt möglich, und das iſt in deine Hand gegeben."

„Oder in deine," lächelte Hugo. „Aber du haſt recht, wir wollen es verſuchen."

* * *

In dieſer Weiſe gingen die Unterhaltungen, die Thilde mit Hugo führte, wenn er vom Rathaus in ſeine Wohnung zurückkehrte. Gegen den Herbſt hin wurde auch die Ampel jeden Abend heruntergenommen und ein Unſchlittlicht hineingetan, was dann ſo magiſch leuchtete, daß niemand vorüberging, der nicht einen Blick in den Hausflur getan hätte.

„Die Berliner haben doch einen Schick für ſo was," meinte Rebekka Silberſtein und drang in ihren Vater, auch dergleichen anzuſchaffen.

„Rebekka, wenn er kommt — ich ſage nicht wer —

dann ſollſt du haben die Ampel, und nicht roſa ſollſt du ſie haben, du ſollſt ſie haben in Rubin und ſollſt haben, wenn du ſchläfſt, einen himmliſchen Glanz."

Rebekka war unzufrieden über dies Hinausſchieben, aber ſie war beinah die einzige Unzufriedene in der Stadt. Alle andern freuten ſich über ihr neues Stadtoberhaupt, und Silberſtein, der viel las und immer ſehr gebildet ſprach, ſagte: „Der hat die Iniative. Das Initative hat jeder, aber die Iniative, das iſt es, was den hohen Menſchen von dem niedrigen unterſcheidet."

Ehrenthal, der immer widerſprach, widerſprach auch in dieſem Fall, aber Silberſtein ereiferte ſich heftig: „Sage nichts, Ehrenthal, oder du tuſt ihm unrecht und bringſt es auf deinen Kopf. Iſt er nicht wie Nathan, iſt er nicht der Mann, der die drei Ringe hat, iſt er nicht gerecht und ſieht doch aus wie ein Apoſtel, und ſeine Frau Gemahlin, eine ſehr gebildete Dame, hat geſprochen von der Dreieinigkeit, und daß der Papſt in Rom und Luther und Moſes müßten aufgehen in einem. Und das eine ſei Preußen. Und ſie ſei geſegnet wegen der Einheit. Das hat ſie geſagt, und ich ſage dir: Moſes bleibt, Moſes hat die Priorität."

So ging alles gut in Woldenſtein. Nur der Landrat verhielt ſich kühl, und es war ganz erſichtlich, daß er weder von der „Iniative", die ſein eigenes Licht in den Schatten ſtellte, ſonderlich erbaut war, noch von Hugos Nathanſchaft und der Gleichberechtigung der drei Konfeſſionen. Es kamen Begegnungen vor, bei denen Hugo „geſchnitten" wurde, beſonders von der Frau Landrätin, die Tänzerin erſt in Agram und dann in Wien geweſen war und ſich nun offenbar die Feſtigung des chriſtlich Germaniſchen zur Lebensaufgabe geſtellt hatte. Hugo war mehr als einmal in bittere Verlegenheit geraten und hatte ſich bei ſeinen

Spaziergängen im Garten, die bis in den Spätherbſt hinein fortgeſetzt wurden, verſchiedentlich gegen Thilde darüber ausgeſprochen.

„Du verſtehſt es nicht," ſagte Thilde und nahm eine beurre grise vom Baum. „Sieh, Hugo, die Birne da iſt noch hart, und du mußt ſie vier Wochen aufs Stroh legen, eh' ſie ſchmeckt; aber noch eh' die vier Wochen 'rum ſind, habe ich dir den Landrat weich gemacht. Er iſt ein ſehr guter Herr und eigentlich liebenswürdig von Natur, und das müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn er nicht zu bekehren wäre. Wer eine Tänzerin heiratet, hat immer ein weiches Herz."

Hugo ſeufzte, denn er litt unter der Gegnerſchaft und ſah kein Ende davon. Aber er hatte Thilde unterſchätzt, und die vier Wochen waren noch nicht um und die Birne noch nicht präſentiert, als Hugo Ende November von einer Kreistagsſitzung heimkam und nicht genug von der Liebenswürdigkeit des Landrats erzählen konnte.

Thilde ſagte kein Wort, und Hugo ſah erſt einigermaßen klar in der Sache, als er am ſelben Abend Silberſtein in der Reſſource traf.

„Haben Sie ſchon geleſen, Herr Großmann?" fragte dieſer augenzwinkernd, und als Hugo verneinte, gab er ihm die vorletzte Nummer der „Königsberger Hartungſchen Zeitung", die in Woldenſtein am meiſten geleſen wurde, mit den Worten: „Sehr gut geſchrieben. Ein feines Artikelchen. Aber er iſt es wert. Er iſt ein feiner Herr, der Herr Landrat." Und dabei ließ er Hugo mit dem Zeitungsblatt allein.

Hugo ſchüttelte den Kopf und ſetzte ſich in einen Stuhl neben dem Schanktiſch, auf dem ſechs, acht Weingläſer mit Apfelſinencreme, eine Baumtorte und kleine Korianderkuchen ſtanden. Er ſelbſt hatte ſich ſchon vorher einen Curaçao

geben laſſen, und während er daran nippte, las er die blau angeſtrichene Stelle:

„Woldenſtein, 14. November. In unſerm Kreis rührt man ſich bereits für die Wahlen, ohne daß eine beſonders preſſante Benötigung dafür vorläge. Denn die Wahl unſeres Landrats v. Dunajewski darf wohl als geſichert angeſehen werden, da, ſoviel wir bisher erfahren konnten, ſeine politiſchen Gegner auf Aufſtellung eines Gegenkandidaten verzichtet haben. Sowohl die polniſch-katholiſche wie die fortſchrittliche Partei vereinigen ſich in Würdigung der hervorragenden Charakter- und Verwaltungseigenſchaften des Landrats v. Dunajewski und halten es für ihre Pflicht, ſelbſt auf Koſten ihrer ſonſtigen politiſchen Überzeugungen ihrem Vertrauen zu ihm Ausdruck zu geben. Es läßt ſich hier von einem Sieg der Perſönlichkeit ſprechen, der um ſo glänzender iſt, als das landrätliche Hausweſen eine beſondere Anziehung auf das Polentum ausübt. Die feine Sitte, die dem Polentum ſo viel bedeutet, hat in dieſem Hausweſen ihre Stätte. Dieſe Vorzüge würdigt auch der Fortſchritt trotz geſellſchaftlichen Draußenſtehens vollauf, weil der vorherrſchende Ton nicht nur ein Ton der Vornehmheit, ſondern beinah mehr noch der ſchönſten Humanität iſt. Frau v. Dunajewski hat einen Krippenverein gegründet, zu dem auch die dritte Konfeſſion beigeſteuert hat, und die Tätigkeit dieſes Vereins wird am Weihnachtsabend Freude in die Hütten der Armut tragen. Über alle großen Fragen hinaus bedarf unſer Kreis vor allen Dingen einer Sekundärbahn, um endlich bequeme Verbindung mit der Weichſel zu haben, eine Sache, darin alle Parteien einig ſind. Und dieſe Bahn uns zu ſichern, iſt Landrat v. Dunajewski geeigneter als jeder andere, da ſeine Beziehungen zum Hof bekannt ſind. Adel, wenn er die Zeit begreift und

auf Exklusivität verzichtet, ist immer die beste Lokalvertretung."

Hugo legte das Blatt aus der Hand und nahm einen Korianderkuchen. „Also daher! Er hält mich für den Verfasser. Natürlich, da in Woldenstein nur drei Menschen in Betracht kommen können: Silberstein, der katholische Lehrer und ich. Und da es Silberstein und der Lehrer aus inneren Gründen nicht sein können, so bin ich es ..."

Er erhob sich und sah in den Saal nebenan hinein, um noch an Silberstein eine Frage zu richten, aber der war fort, und so brach er auf, um nach Haus zu gehen.

Unterwegs fiel ihm ein: Sollte vielleicht ...? Aber nein, das war nicht möglich, dazu war es alles zu gewandt, zu routiniert ausgedrückt! Und noch damit beschäftigt, trat er in sein Zimmer, wo Thilde gerade den roten Papierschirm über die Lampenglocke warf.

„Guten Abend, Thilde. Nun, was gibt es?"

„Das mußt du wissen, du warst ja aus."

„Ja, ich war in der Ressource, nur eine Viertelstunde, und dann kam Silberstein und gab mir die ‚Hartungsche' mit einem Artikel darin aus Woldenstein."

„Ach, das ist gut, ich dachte schon, er wäre untern Tisch gefallen."

„Aber Thilde! Dann ist es am Ende doch so ...? Dann hast du den Artikel eingeschickt?"

Thilde lachte. „Ja, das mit dem Landrat, das mußte anders werden, das ging nicht so weiter."

„Also wirklich, du hast ihn geschrieben?"

„Nein, geschrieben nicht eigentlich."

„Aber wer denn?"

„Ein Unbekannter, dem ich nun zu Dank verpflichtet bin. Als wir damals das Gespräch hatten, da sah ich jeden Tag, wenn die ‚Vossische' kam, in die Wahlangelegen-

heiten hinein, und es ſind wohl nun ſchon acht Tage, da fand ich das alles in einer kleinen Korreſpondenz aus Myslowitz, und danach habe ich es ſo zurechtgemacht. Wenn man erſt das Geſtell hat, iſt es ganz leicht, eine Puppe zu machen."

Er ſchüttelte mit gutmütigem Lächeln den Kopf, war aber doch etwas betreten.

„Thilde, du ſollteſt doch lieber ſo was nicht tun."

„Ich dachte, du würdeſt mir danken, daß ich das beglichen und deine Stellung angenehmer gemacht habe."

„Ja, du kannſt aber mal damit ſcheitern. Es kann auch mal ſchief gehen."

„Gewiß, alles kann mal ſchief gehen, und die ſich dadurch einſchüchtern laſſen, die ſitzen ſtill und tun gar nichts. Schief gehen! Ich würde da lieber warten, bis es ſo weit iſt; bis dahin aber würde ich mich freuen, wenn einer für mich ſorgt. Silberſtein, der ſo ſchrecklich gebildet iſt, ſpricht immer von deiner Initiative."

„Ja, und es iſt mir auch mitunter fatal genug, beſonders wenn du dabei biſt. Aber ich bitte dich, halte du nicht zu viel davon."

* * *

Seit dem Artikel in der „Hartungſchen" hatte ſich Hugos Stellung in Woldenſtein und in der Umgegend noch weſentlich verbeſſert. Auch der katholiſche Lehrer war gewonnen worden, nachdem auf Thildens Anregung eine Gehaltszulage für ihn beantragt und bewilligt worden war. Thilde freute ſich ihrer Errungenſchaften und gab ihrer Freude auch dadurch Ausdruck, daß ſie ſich modiſch kleidete, wobei Silberſtein, der oft nach Poſen und Breslau fuhr, mit Rat und Tat helfen mußte. Die Reſſource leitete Beziehungen ein, und ein Erſcheinen im landrätlichen Haus

war in hohem Maß wahrſcheinlich. Es ſetzte ſich mehr und mehr die Meinung feſt, daß die Frau Bürgermeiſter ſehr klug ſein müſſe und immer wiſſe, was in der Welt los ſei. Selbſt Ehrenthal gab zu, ſie „höre das Gras wachſen“, und ſagte huldigend: „Sie hat entſchieden was von unſern Leuten.“

Im ganzen ließ ſie ſich aber all das nicht zu Kopf ſteigen und blieb nüchtern und überlegend, und nur darin zeigte ſich ein kleiner Unterſchied gegen früher, daß ſie ſich zu einer gewiſſen Koketterie bequemte und auf Hugo einen Frauenreiz auszuüben ſuchte. Sie ging darin ſo weit, daß ſie die Ampel vom Flur her in das Schlafzimmer nahm und ſcherzend zu Hugo bemerkte: „Draußen im Flur hat ſie nun ihre Schuldigkeit getan, ſchade, daß das Roſa wie gar nichts ausſieht. Es müßte Rubinglas ſein. Man kriegt dann ſo rote Backen. Die liebe Schmädicke! Was wohl Mutter ſagen würde . . .“

„Ja,“ ſagte Hugo, „die würde ſich freuen über dich, und ich habe es mir auch überlegt, ob wir ſie nicht zum Feſt einladen ſollen.“

Thilde ſchüttelte den Kopf. „Nein, Hugo, dazu haben wir es denn doch noch nicht. Und ſie müßte doch Zweiter fahren oder wenigſtens doch von Bromberg aus . . . Und dann, es geht auch überhaupt nicht. Wir müſſen für ſie ſorgen, natürlich müſſen wir das, denn ſie iſt doch eine gute alte Frau und immer ſo allein und bloß die Runtſchen um ſich her, was gerade kein Vergnügen iſt . . .“

„Nein,“ beſtätigte Hugo, den es bei dem bloßen Namen wieder überlief.

„. . . die Runtſchen und die Schmädicke, die auch nicht viel beſſer iſt. Aber einladen hierher, geht nicht. Wir packen ihr eine Kiſte zuſammen, Schinken, Eier, Butter, und legen ihr vier oder ſechs Paketchen Thorner Kathrinchen

bei und einen ſchwarzen Muff, den ſie ſich ſchon lange gewünſcht hat, und Gummiſtiefel mit Pelz, und wenn ſie das auspackt, dann freut ſie ſich viel mehr, als wenn wir ſie hier mit in die Reſſource nehmen ... Und überhaupt, es geht mal nicht. Der Landrat könnte da ſein oder die gnädige Frau. Und nun denke dir einen Boſtontiſch und Mutter mit dem Landrat zuſammen! Ich glaube, Mutter kann gar nicht Boſton. Sie hat ſeit Vaters Tod bloß immer Patience gelegt ... Nein, dazu iſt mir Mutter zu ſchade, daß ſie ſie hier auslachen. Und dann, Hugo, auch unſertwegen. Wir ſind doch hier das, was man in Büchern und Zeitungen die oberen Zehntauſend nennt, obſchon Woldenſtein erſt dreitauſendfünfhundert Einwohner hat, und was der Adel auf dem Land iſt, das ſind die Honoratioren in der Stadt, und das ſind wir ... Alſo, es geht nicht. Ich denke, wir warten, bis ein Jahr um iſt, und dann nimmſt du Urlaub, und dann beſuchen wir Muttern und können dann auch ſehen, was aus Rybinski geworden iſt."

Hugo war mit allem einverſtanden. Er hatte das mit der Alten auch nur ſo geſagt, weil er Thilden eine Freude machen wollte. Zugleich dachte er an ein Weihnachtsgeſchenk. Er fand Rubinglas auch hübſcher.

* * *

Die Woche zwiſchen Weihnachten und Neujahr verging in Saus und Braus. Der Landrat, der während der letzten vier Wochen im Reichstag geweſen war, kam zurück, und eine Feſtlichkeit drängte die andere. Am Weihnachtsabend war erſt Aufbau für die armen Kinder aller Konfeſſionen, wobei Thilde, die Landrätin und Rebekka Silberſtein die Leitung übernahmen. Am Sylveſterabend war

Theateraufführung in der Reſſource, wo erſt „Monſieur Herkules“ und dann „Das Schwert des Damokles“ geſpielt wurde. Hugo hätte gern mitgewirkt, mußte aber verzichten, weil es ſich nicht paſſe. Silberſtein gab den Buchbindermeiſter Kleiſter und erfuhr, daß ſein Spiel an Döring erinnert habe. Hugo mußte den ganzen Abend an Rybinski denken und beneidete ihn um das Leben in der freien Kunſt. Der Ball, der folgte, ließ aber trübe Gedanken nicht aufkommen; er ſelbſt eröffnete mit der Landrätin die Polonäſe, und der Landrat folgte mit Thilde, die die Reichstagsberichte jeden Morgen las und gelegentlich ſogar einen Satz aus einer kurzen Rede zitierte, die der Landrat über die Simultanſchulfrage gehalten hatte.

„Sie intereſſieren ſich auch für Politik, meine gnädigſte Frau?“

„O ja, Herr Landrat. Je mehr ich die kleinen Verhältniſſe fühlte, die mich umgaben, je mehr empfand ich eine Sehnſucht nach Auffriſchung, die nur, ich will nicht ſagen das Ideal, aber doch das Höhere ergeben kann. Ich darf ſagen, daß die Reden Bismarcks erſt das aus mir gemacht haben, was ich bin. Es iſt ſo oft von Blut und Eiſen geſprochen worden, aber von ſeinen Reden möchte ich für mich perſönlich ſagen dürfen: Eiſenquelle, Stahlbad. Ich fühlte mich immer wie erfriſcht.“

Beim Souper, das den Tanz auf eine Stunde unterbrach, ſaßen ſich Landrat und Bürgermeiſter gegenüber. Als der Tanz um zwei Uhr wieder begann, rückten ſie nebeneinander, und der Landrat ſagte: „Bürgermeiſter, Freund, Sie haben eine famoſe Frau! Koloſſal beſchlagen! Weiß ja Beſcheid wie 'n Reporter oder eigentlich beſſer! Die Reporter ſind Maſchinen und folgen bloß mit Ohr und Hand. Aber Ihre Frau, Donnerwetter, da merkt man was! Muck, Raſſe, Schick ... Sagen Sie, was iſt es

für eine Geborene? Vielleicht Kolonie oder Familie, die den Adel hat fallen laſſen?"

Hugo nannte den Namen, und der ſchon ſtark angeſiſſelte Landrat fuhr fort: „Hören Sie, Bürgermeiſter, da ſteckt etwas drin ... Oder ob vielleicht die Mutter? ..."

Hugo ſagte, ſoviel er wiſſe ...

„Na, ganz egal," ſchloß der Landrat, „ganz egal, woher es kommt, wenn's nur da iſt. Und muß ein Bombengedächtnis haben."

Hugo, gegen den Schluß hin, tanzte noch eine Redowa mit der Landrätin und geleitete dann beide bis an den draußen wartenden Schlitten. Er war im dünnen Frack mit weitausgeſchnittener Weſte, und draußen, wo er noch eine Weile ſtehen mußte, blies ein ſcharfer Südoſtwind von den Karpathen her. Als er mit Thilde eine Stunde ſpäter in ſeiner Wohnung ankam, war er im Fieber und fröſtelte.

„Thilde, mir iſt nicht recht. Ich möchte ein Glas Zuckerwaſſer."

„Immer Zuckerwaſſer. Wer trinkt Zuckerwaſſer, wenn er von einem Ball nach Hauſe kommt! Ich werde dir eine Taſſe Kaffee machen."

Sie holte die Spirituslampe, ſetzte das Keſſelchen auf und machte ihm eine Taſſe Kaffee von drei Lot.

Er fieberte heftig.

* * *

Wäre das Wetter über Nacht anders geworden, ſo hätte das Fieber vielleicht nicht viel bedeutet. Aber der Wind ging noch mehr nach Oſten herum, und an Schonung war nicht zu denken, weil verſchiedene Viſiten zu machen und allerhand Pik- und Stuhlſchlitten für den Nachmittag zu beſorgen waren. Sich davon auszuſchließen, war um ſo unmöglicher, als Hugo beim Abſchied um die Ehre ge-

beten hatte, die Landrätin auf dem Eise fahren zu dürfen. Eine kleine Eitelkeit kam hinzu, denn er war ein sehr guter Schlittschuhläufer und wollte sich in den Pausen als solcher zeigen. Thilde schlug ihm zum Frühstück ein Glas Portwein vor, aber sein Zustand war doch schon so, daß er selbst auf Haferschleim drang. Er genoß auch bei Tisch nichts anderes und nahm ein Schächtelchen isländische Moospastillen mit sich, als er um drei zu dem Rendezvous auf dem Eis aufbrach. Er sah sehr verändert aus, was auch Thilden nicht entging, und weil sie trotz aller Abhärtungsprinzipien, nach denen sie selber lebte, nicht ohne Teilnahme für ihn war, so würde sie ihn vielleicht vom Eise zurückgeschickt und bei der Landrätin, die noch nicht da war, entschuldigt haben, wenn nicht ein alter polnischer Graf, dessen Bekanntschaft sie schon am Abend vorher gemacht hatte, sich ihrer bemächtigt und ihr auf seinem kleinen Muschelschlitten mit zwei davor gespannten Scheckenponies einen Platz angeboten hätte. Sie mußte das annehmen, denn er war der reichste und angesehenste Mann der ganzen Gegend, Original und schon über siebzig.

Thildens franke, ganz uneingeschüchterte Manier hatte ihm schon auf dem Sylvesterball gefallen, und er war „enchantiert", als sie seine Aufforderung, den Platz im Schlitten einzunehmen, ohne weiteres annahm. Er fuhr selbst und legte seine mächtige Wolfsschur um den kleinen Schlittensitz herum, wobei er Thilden aufforderte, die Schur von rechts her zu halten, so daß sie wie in einer Pelzlaube saß. Und nun flog der Schlitten über das Eis hin, und die Glöckchen läuteten, und die weißen Decken blähten sich im Wind, während der Alte von der Pritsche her seine Konversation aufnahm.

„Freut mich ungeheuer, meine gnäddigste Frau ... sacrebleu, man sieht doch ... große Stadt ... andere

Menſchen ... ja, ja, Berlin ... bin nicht preußiſch ich, nicht ſerr ... aber Berlin ... o Berlin, eine merrkwürdigen Stadt, eine tollen Stadt ..."

Thilde verſicherte lächelnd, daß ſie davon eigentlich wenig gemerkt habe. Das Berlin, das ſie kenne, ſei ſehr wenig toll, faſt zu wenig. Es paſſiere ja eigentlich gar nichts.

„Ja, meine Gnäddigſte, das macht die Stelle, wo man ſteht, von derr aus man ſieht ... Ich habe geſtanden immer ſerr in Front, immer ſerr avancé."

„Glaub' ich, Herr Graf. Ihre geſellſchaftliche Stellung ..."

„O, nicht das ... Das war einmal — vor dem großen Tor. O, viele Lichter da, viele Schlitten. Da hatten wir Maskenball ... Kroll, ja richtig ... Kennen Sie Kroll?"

„Gewiß, Herr Graf, jede Berlinerin wird doch Kroll kennen."

„Ja, und da hatten wir Maskenball. Ich Fledermaus. Und da hatten wir — Orpheum ..."

„Auch davon habe ich gehört."

„Aber ich habe geſehen ... Eine merrkwürdigen Stadt, eine tollen Stadt. Aber eine Stadt ohne ... ohne Grimaſſe."

„Ja, das iſt wahr."

„Eine Stadt von ſerr freier Bewegung ..."

„Ich glaube doch nicht überall."

„Nein, überall nicht, das iſt wieder, wo man ſteht, meine gnäddigſte Frau. Wo ich geſtanden, ſerr freie Bewegung und keine falſche Verſchämmung ..."

„Aber doch vielleicht eine richtige?"

„Verſchämmung immer falſch, immer Grimaſſe, und ich liebe ſerr die freie Bewegung."

Eine Herzählung ſämtlicher Berliner Lokale mit freier Bewegung ſtand in Ausſicht, und wer will ſagen, wo Graf Goſchin ſchließlich gelandet wäre, wenn nicht eine plötzlich quer durch das Flußeis gezogene Rinne das Weiterfahren gehindert und zur Umkehr gezwungen hätte. Wenige Minuten, und der Schwanenteich war wieder erreicht, wo ſich die Woldenſteiner Honoratioren in engerem Kreis bewegten, die jüngeren in der Nähe eines Leinwandzeltes mit einer Punſch- und Waffelbude, daraus der angeſäuerte Fettqualm ins Freie ging. In Front dieſer Bude hielten die Schlitten, und auf einer Bank, der die eine Wand der Bude als Rückenlehne diente, ſaßen Hugo und die Landrätin, die eben den Pikſchlitten verlaſſen hatte, um ſich hier zu erholen. Hier hielt jetzt der kleine Muſchelſchlitten des Grafen an, und dieſer ſchlug den Pelz zurück, um Thilden aus ihrem warmen Gefängnis zu entlaſſen.

„Ja, mein Herr Bürgermeiſter, es hat nicht ſollen ſein.“

„Was, Herr Graf?“

„Eskapade. Wollte wie Gott der Unterwelt oder Pluto . . .“

„Warum nicht höher hinauf, warum nicht Jupiter?“ lächelte Thilde.

„Ah, ich verſtehe, wegen der Attrappe. Gnäddigſte Frau haben eine ſpitze Zunge.“

Er winkte von den Leuten, die umherſtanden, einen heran, gab ihm die Zügel und hieß ihn den Schlitten ſeitwärts führen, an eine Stelle, wo braunes Weidengebüſch vom Ufer her auf das Eis hinabhing. Dann faßte er Hugo unter den Arm und ging auf die Bude zu, um ſich ein Glas Punſch geben zu laſſen.

„Serr erfreut, Bürgermeiſter. Eine ſcharmante Frau, kluge Frau, gar nicht bißchen ängſtlich. Auf alles ein-

gehen und denken immer, alles geht vorüber, und den Kopf wird es ja wohl nicht koſten."

Hugo, halb geſchmeichelt, ſtimmte zu. Das ſei ſo die Schule der großen Stadt.

„Ja — merrkwürdigen Stadt, tollen Stadt."

Dieſe Worte hatten etwas Beunruhigendes ſelbſt für Hugo, der ſeiner Thilde ſicher zu ſein glaubte. Er kam aber nicht dazu, dem lange nachzuhängen, denn ein heftiger Huſtenanfall zwang ihn, ſich an einer Banklehne feſtzuhalten. Als der Anfall vorüber war, kam der Graf mit einem Glas Punſch. Das löſe, meinte er aufmunternd.

Hugo kam in die Verlegenheit, ablehnen zu müſſen, das würde ſeinen Zuſtand nur verſchlimmern.

„Kann nicht verſchlimmern. Punſch nie."

Als er aber Hugo mit ſeinen liſtigen, etwas blutunterlaufenen Augen anſah, kam ihm doch ein Zweifel, ob Punſch auch hier ein Allheilmittel ſei, und er ging ſogar hinaus und rief die noch im Geſpräch mit der Landrätin auf der Bank ſitzende Thilde an.

„Gnäddigſte Frau, Ihr Herr Gemahl ... Packen wir ihn in die Schur, und der Knecht kann ihn nach Hauſe fahren."

„Es iſt wohl beſſer, wir gehen zu Fuß, Herr Graf," ſagte Thilde, und Hugo am Arm führend, der traumhaft hin und her ſchwankte, ſchritten ſie auf die Stadt zu.

Als ſie fort waren, ſetzte ſich der Graf neben die Landrätin und ſagte: „Woldenſtein kann ſich nach neuen Bürgermeiſter umſehen."

Die Landrätin lächelte. „Bei Ihnen draußen gedeiht wohl das zweite Geſicht?"

„Nein, aber ich ſehe gut." —

* * *

Der Arzt war über Land. Erſt gegen Morgen kam er und hatte gegen Thildens Behandlung des Kranken — Brotrinde in Eſſigwaſſeraufguß, ein Mittel, das noch von der alten Möhring herrührte — nichts Erhebliches einzuwenden.

„Es hat nichts geſchadet," ſagte er, „und das iſt immer ſchon viel."

Er verordnete dann eine Abkochung, und als Thilde fragte, ob ihres Mannes Krankheit was zu bedeuten habe, lächelte er ein wenig und ſagte:

„Einigermaßen. Es iſt eine Lungenentzündung. Vor allem Ruhe."

Thilde war eine gute Krankenpflegerin und gab Hugo die Medizin mit einer Genauigkeit, als ob das Leben an der Minute hinge. Sie glaubte nicht daran, aber ſie wollte nichts verſäumt haben. Die Vormittagsſtunden vergingen unter Umwandlung des Schlafzimmers in ein Krankenzimmer. Die nach dem Hof hinausgehenden Fenſter wurden verhangen und mit Stroh verſtopft, während die Tür nach der Vorderſtube offen blieb, nur durch eine halbe Portiere geſchützt.

Thilde ſah oft von draußen hinein, ohne daß der Kranke irgend etwas verlangt hätte, dann ging ſie wieder an das Vorderfenſter, das von der vorigen Frau Bürgermeiſter her noch einen altmodiſchen Tritt und einen Fenſterſpiegel hatte. Dieſer Fenſterſpiegel war eigentlich überflüſſig, denn es gab ſo wenig zu ſehen, daß es auch nichts zu ſpiegeln gab. Mitten auf dem Marktplatz ſtand das Rathaus mit einer ſchräglaufenden hölzernen Stiege, die bis zum erſten Stock ging und ſich in einem ſchmalen Laubengang fortſetzte, aber alles von Holz. Dicht neben dem Rathaus ſtanden ein paar alte Scharren, jetzt verſchloſſen und mit Schnee bedeckt. An der Marktplatzſeite

war die Löwenapotheke, deren Proviſor hinter der Ladentür ſtand und gähnte, denn ſeit der Mixtur für den Herrn Bürgermeiſter war ſeine Tätigkeit noch nicht wieder in Anſpruch genommen worden. Daneben ein Bäckerladen mit einem ſchräggeſtellten Blechkuchen im Schaufenſter und einigen bewundernd davorſtehenden Kindern. Die Sonne ſchien ſo grell darauf, daß Thilde die großen Zuckerſtellen erkennen konnte.

Zwiſchen alledem glitt ihr Auge hin und her und nahm erſt eine andere Richtung, als ſie — diesmal allerdings mit Hilfe des Spiegels — den Briefträger die Herzog-Kaſimir-Straße heraufkommen ſah. Er trat auch gleich darauf ins Haus, und Thilde ging ihm entgegen, um ein paar Briefe in Empfang zu nehmen. Einer war aus Breslau, alſo wahrſcheinlich eine Rechnung oder eine Preisliſte, der andere eine Verlobungsanzeige von Rybinski (aber mit einer andern Dame), und der dritte von der alten Frau Möhring. „Frau Bürgermeiſter Großmann, geborene Möhring. Woldenſtein in Weſtpreußen.“ Die Buchſtaben waren ſo ſteif gekritzelt wie auf einem Waſchzettel.

Gott, dachte Thilde, wenn Mutter doch bloß nicht immer „geborene Möhring“ ſchreiben wollte. Möhring iſt doch das wenigſte.

Dann ging ſie bis an die Portiere und horchte hinein, und als ſich nichts in der Schlafſtube regte, ging ſie wieder bis ans Fenſter und ſetzte ſich in den kleinen ſchwarzen Stuhl mit drei Holzſtäbchen, der hier ſtand, und nun las ſie.

„Meine liebe Thilde!

Die Kiſte kam gerade Heiligabend an, aber ſchon früh, und da gerade die Runtſchen da war, ſo ſagte ich, na Runtſchen, nu wollen wir ſie aber auch gleich aufmachen.

Und da hätteſt du ſehen ſollen, wie geſchickt ſie war, und wie ſie jeden einzelnen Nagel rausholte ohne Kneifzange, bloß alles mits Küchenmeſſer. Und als wir alles 'raushatten, gab ich ihr eins von die Pakete, weil ich dran denken mußte, daß ihr die Petermann zu vorige Weihnachten auch ein großes Stück Steinpflaſter geſchenkt hatte. Sie war aber noch nicht ganz zufrieden, bis ich ihr ſagte, na Runtſchen, wenn es ſo weit iſt, den Schinkenknochen, den kriegen Sie auch.

Da bedankte ſie ſich: ich weiß das ſchon von Ulrike, ſie ſind immer ſehr nach Fleiſch, natürlich, wer ſoll es denn bezahlen. Und muß ich Dir doch ſagen, daß ich mich ſehr über alles gefreut habe, weil man doch die Liebe ſieht, und dann auch, weil ich ſehe, daß Ihr's könnt, und daß Ihr's dazu haben müßt. Und ſieh, das iſt doch die Hauptſache. Denn mit der Sparkaſſe, das iſt ja nu vorbei, weil es alles ſo viel gekoſtet hat, und wenn ich mir denke, daß es auch noch knapp ginge, ja, was ſollte da werden.

Ins Spittel mag ich nicht. Und nu ſage mir, Thilde, wie ſteht es eigentlich mit Dir? Und Du haſt mir noch immer nicht geſchrieben von wegen der Witwenkaſſe. Die Schmädicke ſagte mir zwar neulich, ſie müßten einkaufen, ob ſie wollen oder nicht, aber es wäre mir doch lieb zu hören, daß Du ganz ſicher biſt. Ich bin immer ſo ſehr fürs Sichere. Denn der Menſch denkt, und Gott lenkt, und heute rot und morgen tot. Und er hatte auch mitunter ſo rote Backen, was mir nicht gefallen hat. Und auch die Runtſchen ſagte, glauben Sie mir, Frau Möhring, es ſitzt ihm hier. Und nun grüße Deinen lieben Mann und ſag ihm, ich ließ ihm ein glückliches neues Jahr wünſchen, er verdient es, und es wird ſich ſchon belohnen. Es iſt ja viel drauf

gegangen, aber es ſchadet nicht, und ich habe es alles gern gegeben, und die Schmädicke ſagte neulich: Aufs Kapital kommt es nicht an, wenn man bloß gute Zinſen hat.

Deine Dich liebende Mutter

Adele Möhring, geborene Printz."

‚Gott, nun auch noch Printz,' meinte Thilde, ‚was ſich Mutter nur eigentlich denkt! Und was ſie da ſchreibt, als ob ſie ſich geopfert und mir mit ihrem Sparkaſſenbuch, was doch mein war, mein Glück bereitet hätte. Na, ſie war immer ſo, und auf ihre Art meint ſie's gut, erſt mit ſich und dann mit mir. Und dann war das Gute, daß ſie mir immer freie Hand gelaſſen hat. Eine weimerige alte Frau, aber ich habe doch mit ihr leben können. Und vielleicht muß ich wieder mit ihr leben.'

* * *

Hugo genas, und Ende Februar ſaß er im Garten in Front von einem Weinſpalier, auf das eine warme Frühjahrsſonne fiel. Thilde ſaß neben ihm und las ihm die Zeitung vor, denn es waren die Tage, wo Bismarck ins Schwanken kam. Hugo fing jedes Wort auf und zeigte großes Intereſſe, ergriff aber nicht Partei. „Sie werden wohl beide recht haben," meinte er.

Thilde lächelte. „Ja, Hugo, das biſt ganz du. Beide recht. Ich bin für einen."

Über den Zaun fort grüßten die Nachbarn, die ſich ſchon in ihrem Garten zu ſchaffen machten, und ſtellten auch Fragen nach ſeinem Befinden, denn ſo kurze Zeit er in der Stadt war, ſo war er doch ſehr beliebt, und jeder freute ſich ſeiner Wiedergeneſung.

Die Landrätin kam perſönlich und klagte ſich an:

eigentlich ſei ſie ſchuld, er habe ſich's bei Oſtwind auf dem Eis geholt. Und der alte Graf ſchickte eine große Melone aus ſeinen Treibhäuſern mit einem Billett voll phantaſtiſcher Verbindlichkeiten und Ratſchläge.

Nach Berlin hin war all die Wochen über kein Wort über die Krankheit vermeldet worden, weil Thilde dem Gejammer der Alten entgehen wollte, und auch jetzt, wo die Geneſung im Gang war, ſchrieb ſie nichts von der zurückliegenden ſchweren Sorge.

Vielleicht unterließ ſie es auch, weil ſie der Geneſung mißtraute, wozu — wie ſich bald zeigen ſollte — nur zu viel Veranlaſſung vorhanden war.

Eines Tages, als Hugo wieder in der Sonne ſaß, ſchlug das Wetter plötzlich um, ein Schüttelfroſt ſtellte ſich ein, und ehe noch der Arzt es feſtſtellen konnte, war es klar, daß ein Rückfall eingetreten war. Er nahm die Form einer rapide fortſchreitenden Schwindſucht an, und am zweiten Oſterfeiertag abends trat der Tod ein, nachdem der Kranke Thilde nochmals ans Bett gerufen und ihr für ihre Tüchtigkeit, ihre Liebe und Pflege gedankt hatte. Dieſe Worte waren ehrlich gemeint, denn die Bedenken einer früheren Zeit waren ganz geſchwunden, und er ſah längſt in Thilde nichts mehr als die rührige, kräftige Natur, die ſein Leben beſtimmt und das bißchen, was er war, durch ihre Kraft und Umſicht aus ihm gemacht hatte.

Am dritten Oſterfeiertag bei untergehender Sonne wurde er auf dem Woldenſteiner Kirchhof begraben. Alles war da: der alte Graf, der es auf den Arzt ſchob und dann wieder verſicherte, er habe es ſchon am Neujahrstag gewußt. Der Landrat, der, weil Oſterferien waren, gerade in ſeinem Kreis ſein konnte, viel Adel aus der Nähe und die ganze Bürgerſchaft einſchließlich der dritten Konfeſſion. Auch der Proviſor, der ſich zufällig einen

neuen Frühjahrsanzug hatte machen lassen, wollte nicht fehlen. Ein Bläserchor blies, der alte Graf unterhielt sich ziemlich laut, und was Woldenstein an Blumen hatte, wurde auf das Grab gelegt.

Der Geistliche geleitete Thilde in ihre Wohnung, und während der alte Graf im „Herzog Kasimir" eine Flasche herben Ungar ausstach, saß Thilde auf dem Trittbrett ihres Wohnzimmers und sah auf den immer dunkler werdenden Marktplatz, über den ein Westwind einige braune Winterblätter trieb.

Dann wurden ein paar an Ketten hängende Laternen angesteckt, und im Schatten des Rathauses, da wo die Stiege hinaufführte, stand plaudernd ein Liebespaar. Sie ließen sich durch den immer heftiger werdenden Wind nicht stören, der die Laternen hin und her bewegte, so daß sie an ihren Ketten quietschten und knarrten.

Als Thilde wohl eine halbe Stunde lang auf das alles hinausgestarrt hatte, zündete sie die Lampe an und setzte sich an ihren Schreibtisch, um ein paar Zeilen an ihre Mutter zu schreiben:

„Liebe Mutter!

Heute gegen Abend haben wir Hugo begraben. Es war sehr schön und feierlich, alle Welt erschien, auch der Adel aus der Umgegend. Prediger Lämmel hielt die Rede. Sie wird gedruckt und wird uns dann — denn bis dahin denke ich wieder in Berlin zu sein — von hier aus zugestellt werden. Wie ich Dir gleich bemerken will, kostenfrei, auch der Druck. Denn Du wirst wohl sehr in Angst sein. Ich muß Dich aber ernsthaft bitten, mich mit dieser Angst nicht quälen zu wollen. Ich habe von hier aus für Dich gesorgt, und ich werde weiter für Dich sorgen. Du denkst immer an jämmerlich zugrundegehen, aber so-

lange Deine Thilde lebt, ſolange wirſt Du zu leben haben, deſſen ſei verſichert.

Ich empfange noch das Gehalt bis Jahresſchluß und die Witwenpenſion vom erſten April an. Dies wird Dir einen Stein von der Bruſt nehmen, und wenn Du erſt weißt — und deshalb habe ich dies alles vorausgeſchickt —, daß Du nicht ins Spittel kommen und nicht wie die alte Runtſchen reinmachen und einholen brauchſt, wirſt Du vielleicht auch zuhören, wenn ich Dir ſage, daß Hugo gut geſtorben iſt. Ganz wie ein feiner Menſch, der er immer war. Denn er war aus einem guten Haus, was immer die Hauptſache bleibt. Er hat mir auch noch gedankt, als ob ich wunder was für ihn geweſen wäre. Das macht, er hatte ſo was Edles. Und Dich hat er grüßen laſſen.

Daß er bloß ſchwächlich war, dafür konnte er nicht. Wenn es nach ihm gegangen wäre, wäre er ſtärker geweſen. Alle Leute hier haben ihn ſehr geachtet, weil alle ſahen, daß er ſehr gut war, und ſelbſt Silberſtein, von dem ich Dir ſchon geſchrieben, hat an ſeinem Grab geſprochen, ſo daß ſogar Paſtor Lämmel zufrieden war und ihm die Hand gab. Silberſtein, Firma Silberſtein Ehrenthal, wird auch alles beſorgen, es ſind ſehr reelle Leute, fortſchrittlich, aber ſehr reell. Und was aus dem Mobiliar herauskommt, das werden wir kriegen auf Heller und Pfennig. Ich habe noch ein paar Tage hier zu tun und Briefe zu ſchreiben, auch an den alten Grafen, der mir eine Stellung als Hausdame in ſeinem Haus angeboten hat — natürlich mit Gehalt —, aber all dies wird in drei oder vier Tagen beendet ſein, und ſpäteſtens Sonnabend früh gedenke ich in Berlin einzutreffen. Ich ſchreibe aber noch eine Karte vorher, damit Du ganz ſicher biſt und die Runtſchen zu rechter Zeit beſtellen kannſt.

Ich bringe Dir auch ein kleines Andenken von ihm mit, ein kleines Kreuz, vorn mit einer Perle. Die Perle hat einigen Wert.

Ich freue mich, Dich wiederzusehen, so schmerzlich auch die Veranlassung ist, denn die Pension reicht nicht an das Gehalt. Ich muß Dir das sagen, mir ist es gleichgültig. Ich bringe mich schon durch und Dich mit.

Deine treue Tochter Thilde."

* * *

Sonnabend früh mit dem Achtuhrzug kam Thilde auf dem Friedrichstraßenbahnhof an. Den kleinen Handkoffer, den sie mit sich führte, gab sie einem Gepäckträger zugleich mit ihrem Gepäckschein und wies ihn an, ihr alles in ihre Wohnung zu schaffen, drüben bei Schultzens, drei Treppen.

„Jawoll, Fräulein," nickte der Packträger — er verbesserte sich aber rasch, denn er kannte sie von alter Nachbarschaft her ganz gut, und versprach dann, in einer halben Stunde da zu sein.

Als sie ging, sah er ihr einen Augenblick nach. „Was doch nich das liebe Geld alles tut. Die hat sich tüchtig 'rausgemausert, or'ntlich 'n bißchen forsch, und sogar mit 'n Krimstecher!"

Während ihr diese Betrachtungen folgten, schritt Thilde über den Damm hin und sah auf das Haus und nach der dritten Etage hinauf. Es hatte sich nichts verändert, und doch kam ihr alles ganz anders vor. Ein eigentümliches Gefühl beschlich sie, als sie sich sagte: sei froh, daß es ist, wie es ist, es könnte viel schlimmer sein. Wie war es vor zwei Jahren, da mußte ich noch alles selber tun.

Sie ging auf die rechte Seite der Straße und spähte hinauf, ob sie die Alte vielleicht am Fenster sähe. Aber sie sah nichts, auch nicht in den andern Etagen, überall waren noch die Rouleaus herunter. Es war ihr lieb, ganz unbeachtet zu sein, aber sie war es nicht, und während sie über den Damm auf die Haustür zuging, sagte oben die Rätin, die vom Frühstückstisch aufgestanden war und sich ein Guckloch in der angelaufenen Scheibe zurechtgemacht hatte:

„Was sitzt du wieder über der Zeitung, Schultze, so was sieht man nicht alle Tage. Sie hat bloß schwarze Handschuhe an und sieht sonst aus, als reiste sie nach Dresden und in die Sächsische Schweiz. Regenmantel und Opernglas, es fehlt bloß noch der Alpenstock."

„Ach, du hast immer was zu quängeln, Luise. Wenn sie mit einer langen Trauerfahne ankäme, dann wär' es dir auch nicht recht."

Thilde stieg langsam eine Treppe hinauf, je höher sie kam, desto langsamer, weil ihr vor der Begegnung mit der Alten bange war.

Auf dem letzten Treppenabsatz stand die Runtschen und nahm ihr, weil sie nichts anderes mit sich führte, wenigstens den Regenschirm ab.

„Na, Runtschen, wie geht es?"

„Jott, Frau Bürgermeistern, wie soll et jehen" — aber ehe sie das Gespräch fortsetzen konnte, war man oben, und Thilde lief auf die Mutter zu, die halb sonntäglich zurechtgemacht, in der offenen Tür stand und gleich zu weinen anfing.

„Mutter, so weine nur nicht gleich. Jeder kommt doch mal 'ran."

„Ja, bloß der eine zu früh und der andere zu spät. Wenn ich doch 'rangekommen wäre!"

Und dabei trat ſie vom Flur her in das Entree und vom Entree in die Wohnſtube, wo vor dem Sofa ſchon der Kaffee ſtand und Semmeln und Butter.

„Na, komm, Thildchen, nu wollen wir eine warme Taſſe trinken, und erzähle mir alles, wie es war.“

„Ja, Mutter, gleich. Ich möchte mir aber erſt die Hände waſchen, und das Haar iſt auch in Unordnung, ich hatte den Wind ins Geſicht und wollte nicht zumachen.“

Und dabei erhob ſich Thilde wieder, legte Hut und Krimſtecher beiſeite und hing den Mantel an einen Ständer im Entree. Dann kam ſie wieder und meinte: „So, Mutter, nun ſchenk uns ein. Kalt war es ja, und der Mantel hat auch nicht viel geholfen.“

„Ich dachte, du würdeſt ein Umſchlagetuch drüber nehmen und überhaupt ſo etwas, was wie Trauer ausſieht. Haſt du denn gar keine Trauer getragen? Ich weiß ja, daß es hier ſitzt, aber wegen der Leute. Und ſie haben ſich doch ſehr anſtändig gegen dich benommen.“

„Ja, Mutter, natürlich habe ich Trauer getragen. Silberſtein hat mir alles beſorgt und hatte das meiſte auf Lager. Ich war ganz ſchwarz mit Schleier und Schleppe, alles wie ſich's gehört, aber als ich mich für die Reiſe zurechtmachte, hab' ich alles eingepackt, und du kannſt es ſehen, wenn es nachher kommt.“

„Und unterwegs wollteſt du nicht . . .“

„Nein, Mutter, unterwegs nicht. Und ich wollte auch nicht hier ſo ankommen. Das ſieht gleich ſo gefährlich aus, und die meiſten glauben doch nicht dran, und ich habe ſchon geſehen, daß ſie zudringlich wurden, bloß wegen zu viel Trauer.“

„Aber willſt du es denn einfach ſo liegen laſſen, es kriegt ja Flecke, und von Silberſtein haſt du's doch auch nich umſonſt.“

„Auftragen will ich es nicht, aber tragen werde ich es doch, wo's hingehört, wenn ich ernste Besuche mache. Denn wenn ich auch die Pension habe, so muß doch etwas geschehen."

„Ach, Thilde, daß du nun davon gleich sprichst. Ich hab' es ja nich gewollt und habe mir diese ganze Nacht gesagt: Sprich nich davon, Thilde mag es nich, Thilde war immer großartig, und nu is sie es erst recht. Aber da du nu selber davon anfängst, sage, Kind, was soll nu werden? Denn es war ja doch eine furchtbare Krankheit."

„Ja, Mutter, das war es. Immer die Beklemmungen und die Atemnot . . ."

„Ach ja, Thilde, die Beklemmungen, aber ich meine nich die Beklemmungen, ich meine, daß es so lange gedauert hat."

„Ja, gerade ein Vierteljahr."

„Und wenn auch in einer kleinen Stadt der Doktor bloß um die Ecke wohnt, die Länge hat die Last, und zuletzt macht es doch was aus. Und dann die Medizin! Und gerade wenn es mal schon besser war, da müssen sie dann immer gestärkt werden. Aber es hilft meistens nich mehr un is alles bloß hin."

Thilde nahm ein Stück Zucker, brach es zweimal durch und sah in Gedanken auf die vier Krümel, die da vor ihr lagen. In den vier Krümeln hatte sie nun wieder ihr Leben, und die Mutter, die noch kein Wort von dem armen guten Mann gesprochen hatte, rechnete schon wieder, was seine Krankheit gekostet habe. So nüchtern sie selber war, das war ihr doch zuviel. Sie nahm der Alten Hand und sagte: „Mutter, bringe der Runtschen den Kaffee 'raus, sie wird wohl noch nichts Warmes gehabt haben. Ich will in die andere Stube gehen und mich einen Augen-

blick hinlegen. Vielleicht ſchlafe ich ein, mir iſt doch 'n bischen übernächtig."

Sie dachte nicht an Einſchlafen, ſie wollte nur allein ſein und einen Augenblick andere Gedanken haben. In Hugos früherem Zimmer ging ſie auf und ab. Da war das Stehpult, darauf die juriſtiſchen Bücher immer ſo verſtaubt umhergelegen hatten, und da war der Sofatiſch, auf dem hochaufgeſchichtet die kleinen Reclamhefte lagen und ein paar Bleiſtifte daneben, um immer gleich Notizen an den Rand ſchreiben zu können. Und da war das Fenſterbrett, an das gelehnt ſie ſo ſonderbar ſentimental ihre Verlobung angeſichts des Mondes gefeiert hatten, er noch halb krank und verlegen, ſie nüchtern und berechnend.

„Ich habe mich ihm immer überlegen geglaubt,' ſann ſie vor ſich hin. ‚Es war nicht ſo. Wenn das ewige Nachrechnen klug iſt, dann iſt Mutter die klügſte Frau. Von den andern, zu denen Hugo gehörte, hat man doch mehr, und ich will verſuchen, daß ich ein bißchen davon wegkriege. Aber es wird mir wohl nicht viel helfen. Von Natur bin ich gerade ſo wie Mutter. Sie berechnet immer, was es koſtet, und ich rechne mir den Vorteil aus. Die vier Krümel Zucker will ich mir in eine Schachtel legen und hier in das offene Sekretärfach ſtellen. Da habe ich es immer vor Augen und will dran lernen, daß das ganz Kleine nun wieder anfängt, und wenn Mutter weimert, will ich nicht ungeduldig werden.

„Ich dachte wunder was ich aus ihm gemacht hätte, und nun finde ich, daß er mehr Einfluß auf mich gehabt hat, als ich auf ihn. Rechnen werde ich wohl immer, das ſteckt wohl drin, aber nicht zu ſcharf, und will hilfreich ſein und für die Runtſchen ſorgen, ſchon deshalb, weil die Runtſchen ſeine einzige Renonce war. Und wenn

er das ſieht, wird er mir's danken, aber er wird's wohl nicht ſehen . . .'

Und dann ging ſie wieder auf und ab und trat ans Fenſter, und da, wo damals der Mond geſtanden hatte, hing ein graues Gewölk. Aber während ihr Auge noch darauf ruhte, rötete ſich's, und die Sonne gab ihm einen goldenen Saum.

Vielleicht iſt das meine Zukunft, dachte Thilde.

Und ſie holte ſich den Regenmantel aus dem Entree, deckte ſich damit zu, verfolgte noch eine Weile das Licht- und Schattenſpiel an Wand und Decke und ſchlief ein.

* * *

Zu Thildens beſonderen Eigenſchaften gehörte von Jugend auf die Gabe des Sich-anpaſſens, Sich-hineinlebens in die jedesmalige Situation. Wäre Hugo am Leben und im Amt geblieben und nach Ablauf ſeiner Woldenſteiner Amtszeit zum Oberbürgermeiſter einer Provinzialhauptſtadt gewählt worden, ſo würde ſeine Frau bei Beſuchen des Oberpräſidenten, ja ſelbſt bei Kaiſerparaden die Honneurs des Hauſes mit vollkommener Unbefangenheit und ausreichender Geſchicklichkeit gemacht haben.

Jetzt, wo ſie ſich nach einem kurzen Erfolg auf die Stufe zurückverſetzt ſah, von der ſie ausgegangen war, fand ſie ſich auch darin zurecht und nahm ihr altes Leben ohne jede weitläufige Betrachtung und jedenfalls ohne Klage darüber wieder auf.

Die Sache lag ſo und ſo, folglich mußte ſie ſo und ſo gehandhabt werden. Nur keine nutzloſen Betrachtungen! Es handelte ſich für ſie keinen Augenblick darum, ihre Situation in irgendein Gegenteil zu verkehren, ſondern immer nur darum, aus der Situation, wie ſie

nun einmal war, das Beſte zu machen, und dies tat ſie voll Überzeugung und auf ihre Weiſe, rückſichtsvoll und doch auch wieder entſchieden. Soweit es möglich, war ſie der Alten zu Willen und unerſchöpflich in kleinen Guttaten und Aufmerkſamkeiten, und ging ſo weit, daß ſie wie vordem das bloß alkovenhafte Schlafzimmer mit ihr teilte. Den ganzen Tag aber ſich beſtändig von ihr über Spittel und ähnliche Dinge unterhalten zu laſſen oder Fragen zu beantworten, die ſich faſt immer auf ihr intimes Woldenſteiner Leben bezogen, dazu war ſie nicht mehr gewillt und hatte dementſprechend kategoriſch erklärt, daß ſie wenigſtens den Tag über allein ſein müſſe.

Das mit dem Vermieten müſſe ein Ende haben. Und ſo hatte ſie ſich denn drüben eingerichtet, und als die Alte ſah, daß Thilde viel ſchrieb und ſich unter Büchern und Karten vergrub und, wenn ſie zu Tiſch kam (die Runtſchen mußte das Eſſen jetzt holen), oft rote Backen vom Lernen hatte, konnte ſie ſich denken, was Thilde vor hatte.

Sie konnte ſich's denken und war auch nicht eigentlich dagegen. Aber wenn ſie ſich auch recht gut entſann, daß der Seminarlehrer ſchon damals, ehe Möhring ſtarb, immer von Thildens ſchönen Gaben geſprochen hatte, ſo ging ſie doch davon aus, daß „Lehrerin" nicht recht was ſei, ja, daß jedes andere Unterkommen, wenn auch von etwas fraglicher Beſchaffenheit, dem immer noch vorzuziehen wäre.

Bei Tage wagte ſie mit ſolchen Betrachtungen nicht recht hervorzutreten, aber wenn ſie zu Bett gegangen waren und ſchon eine Weile ganz ruhig gelegen hatten, richtete ſich die Alte von ihrem Kiſſen auf und ſagte, während von der Straße her durch die nach vorn hinaus offenſtehende Tür ein ſchwacher Lichtſchimmer ſie traf:

„Thilde, ſchläfſt du ſchon?"

„Nein, Mutter, aber beinah . . . Willſt du noch was?"

„Nein, Thilde, wollen will ich nichts. Mir is bloß ſo furchtbar angſt wegen deiner Lernerei. Du ſiehſt ſo ſpack aus und haſt ſolchen Glanz in den Augen. Er hat ja doch die Schwindſucht gehabt, und am Ende . . ."

„Nun?"

„Am Ende wär' es doch möglich . . . und wenn es ſo is, is doch friſche Luft immer das beſte und nich ſo viel ſitzen."

„Gewiß, friſche Luft iſt immer gut, aber wo ſoll ich ſie hernehmen? Hier iſt ſie nicht gut, und wenn es nicht wegen deines Rheumatismus wäre . . ."

„Nein, Thilde, daß das Fenſter offen ſteht, das geht nich, aber du könnteſt doch die friſche Luft haben."

„Ich? Woher denn?"

„Ja, Thilde, du haſt mir doch gleich in deinem erſten Brief geſchrieben, ich meine in deinem erſten, als er tot war, da haſt du mir geſchrieben von wegen ‚Hausdame' und mit Gehalt. Und wenig kann es doch nich geweſen ſein, weil er ja ſo reich is, wie du mir geſchrieben haſt. Und alt is er auch, und da hätteſt du nu die ſchöne friſche Luft gehabt und die gute Verpflegung. Ich will ja nichts ſagen, aber was wir heute hatten, hatte doch keine Kraft mehr. Und wenn du ihn ordentlich gepflegt hätteſt, und das hätteſt du gewiß, denn du haſt ja Mitleid mit jedem und mit mir auch, denn du biſt gut, Thilde, ja, Thilde, denn hätten wir jetzt vielleicht was. Einer, der ſo reich is, kann doch nich ſo mir nichts, dir nichts ſterben, ohne was zu hinterlaſſen. Und vielleicht daß er noch ganz zuletzt . . . War er denn katholſch?"

„Natürlich war er katholiſch."

„Na, denn ging es nich.“

„Ach, deshalb wär' es ſchon gegangen. Katholiſch iſt nicht ſchlimm. Aber was denkſt du denn! Ich will von Woldenſtein gar nicht reden. Aber hier! Was würden hier die Leute geſagt haben. ‚Die hat es eilig.‘ Und die Petermann, der alte Giftzahn, die hätte geſagt: ‚Es wird wohl eine mulmige Geſchichte geweſen ſein.‘“

„Ach, Thilde, deſſentwegen muß man ſein Glück nich fortſtoßen. Die Leute ſagen immer ſo was, aber wenn man was hat, denn is es gleich, und bloß wenn man nichts hat . . .“

„Ja, ja, Mutter. Nun wollen wir aber ſchlafen.“

* *
*

Der Wunſch der Alten ging ganz erſichtlich dahin, daß ſich Thilde wieder verheiraten ſollte. Hugo war ein ſehr hübſcher Mann geweſen und aus einem ſehr guten Haus. Und wenn ſie damals, wo ſie bloß ein armes Mädchen war, den Großmann gekriegt hatte, ſo konnte ſie jetzt jeden heiraten, denn ſie hatte ja nun einen Titel und war eine junge Witwe, und die Trauer ſtand ihr gut, und wenn ſie zum Schulrat ging mit dem geteilten langen Schleier, ſahen ihr die Leute nach.

Als die Alte aber merkte, daß Thilde die Heiratsidee ganz entſchieden ablehnte und wirklich nur Lehrerin werden wollte, kam ſie auf einen andern Plan, der geraume Zeit nach der Unterhaltung über den alten Grafen und das mutmaßlich verſcherzte Glück auch wieder nächtlicherweile erörtert wurde. Diesmal nicht in dem ſauerſtoffarmen Alkoven, ſondern noch in der Vorderſtube, die Alte ſteif aufrecht auf dem Sofa, Thilde zurückgelehnt auf der Chaiſelongue.

„Na, Thilde, du warst ja heute wieder da. Wann glaubst du denn, daß es so weit is?“

„Du meinst mit dem Examen und mit der Stelle und möchtest wissen, wann ich das erste Gehalt kriege?“

„Ja, Kind, das mein' ich. Du willst immer davon nichts hören, aber es ist doch was Sicheres.“

„Ach, sicher ist das andere auch.“

„Meinst du? Na, ich will es dir wünschen. Aber wenn es auch nich so sicher is, das mit der Schule, das is doch nu die Hauptsache. Das hast du ja selber gesagt, und da habe ich dich nu schon lange fragen wollen, ob du nich das mit der Witwe fallen lassen und deinen Mädchennamen wieder aufnehmen willst. Es werden ja so viele mit andern Namen getauft, und bei dir is es nich mal so, da kommt das Alte bloß wieder obenauf.“

Thilde schüttelte den Kopf, ersichtlich mit einiger Verstimmung. Aber die Alte, die sich, solange sie den Wiederverheiratungsplan verfolgte, von „Witwe“ viel versprochen hatte, wollte bei der veränderten Sachlage mit ihrem neuen Plan nicht nachlassen und fuhr fort:

„Ich denke mir, Thilde, du mußt es nu lieber so nehmen, als ob es . . . ja, wie heißt es doch, wenn was ganz kurze Zeit gedauert und dann wieder vorbei is . . .“

„Ich weiß schon, was du meinst.“

„. . . also so nehmen, wie wenn es gar nich gewesen wäre. Daß dir als Witwe was zugute getan wird, kann ich mir nich denken, und Fräulein is doch das Gewöhnliche . . .“

Thilde richtete sich auf, nahm ein von Woldenstein mitgebrachtes Luftkissen in den Rücken und sagte:

„Ja, Mutter, was denkſt du dir eigentlich dabei! Das iſt doch wie eine Defraudation, wie Unterſchlagung, wie Lug und Trug.“

„Gott, Thilde, rede doch nich ſo was.“

„Doch, Mutter, das iſt Ableugung des Tatſächlichen und ſtraffällig.“

„Gott, Gott . . .“

„Ich habe dir wohl öfters geſagt, wenn du ſo beſtändig anbohrteſt und alles wiſſen wollteſt, was auch nicht richtig war und immer nur davon kam, daß du gegen den armen Hugo was hatteſt — nun, da habe ich dir wohl mal geſagt, daß es nicht ſo was Beſonderes geweſen ſei, was ich vielleicht nicht hätte ſagen ſollen, denn alles, was man in der Art ſagt, wird doch bloß mißverſtanden. Und nun biſt du gerade doch ſo wie die andern Menſchen! Aber es iſt alles falſch, was du da denkſt, und ich muß dir ſagen, ich glaube beinah, daß er beſſer hätte nicht heiraten ſollen. Er ſah ſo ſtark aus mit ſeinem Vollbart, aber er war nur ſchwach auf der Bruſt, und ich bin ganz ſicher, es hat ihm geſchadet . . . Und nun ſoll es gar nichts geweſen ſein. Das wäre ja doch ſchändlich und undankbar, wenn ich ihm ſo was in ſein Grab nachſagen ſollte! Fräulein Möhring! Was denkſt du dir nur! Ich bin kein Fräulein und habe meinen Stolz als Frau und Witwe, wenn ich auch kein Pfand ſeiner Liebe unter meinem Herzen trage.“

„Gott, Thilde, wie du redeſt . . .“

„Ja, ſo ſagt man, Mutter, das iſt gerade das richtige Wort. Und es iſt bloß ein Zufall, daß es ſo iſt, wie es iſt . . .“

„Meinſt du?“

„Ja, das meine ich, und mitunter denke ich, es wäre

doch hübsch und besonders für dich, wenn es anders gekommen wäre."

„Ja, Kind, wenn du so denkst . . ."

* * *

Das war kurz vor dem Examen gewesen, das Thilde weit glänzender bestand als Hugo damals das seine. Noch am selben Tag sagte man ihr, daß eine Stelle für sie frei sei. Man freute sich, sie ihr geben zu können. Am ersten Oktober trat sie ein, in Berlin N, zwischen Moabit und Tegel. Sie ging mutig ans Werk, hatte frischere Farben als früher und war gekleidet wie an dem Tag, als sie von Woldenstein wieder in Berlin eingetroffen war, nur ohne Krimstecher. Das seitens der Schuldeputation in sie gesetzte Vertrauen hat sie gerechtfertigt. Hinaus fährt sie jeden Morgen mit der Straßenbahn, den Weg zurück macht sie zu Fuß und kauft öfters was ein für die Mutter, eine Tüte voll Prünellen, einen Pfannkuchen, einen Geraniumtopf oder wohl auch am Oranienburger Tor eine Hasenleber, weil sie weiß, daß Hasenleber das Lieblingsgericht der Alten ist. Und die Alte sagt dann:

„Gott, Thilde, wenn ich dich nich hätte."

„Laß doch, Mutter, wir haben es ja."

„Ja, Thilde, es is schon wahr, aber wenn es man bleibt."

„Es wird schon." —

Von Hugo Großmann wird selten gesprochen, seine Photographie aber hängt mit einer schwarzen Schleife über der Chaiselongue, und zweimal im Jahr kriegt er auf das Grab in Woldenstein einen Kranz. Silberstein legt ihn nieder und schreibt jedesmal ein paar freundliche Zeilen zurück.

Ein Kuss unter dem Mistelzweig.

Nach einer Originalzeichnung von Adolf von Menzel
zum

70. Geburtstage Theodor Fontanes.

Gedicht-Nachlese.

I. Aus der Frühzeit.

Frühlingslieder.

I.

Der Frühling hat des Winters Kette
Gelöst nach altem, gutem Brauch;
O, daß er doch zerbrochen hätte
Die Ketten unsrer Freiheit auch!

Er nahm das weiße Totenlinnen,
Das die gestorb'ne Erde trug,
Und sieht die Fürsten weiterspinnen
An unsrer Freiheit Leichentuch.

Wird nie der Lenz der Freiheit kommen?
Und werden immer Schnee und Eis
Und nimmer Ketten uns genommen?
Es seufzt mein Herz: Wer weiß, wer weiß?

II.

Der Frühling kam, der Weltbefreier,
Die Erde liebt und grünt und blüht,
Am Himmel keine Wolkenschleier,
Und ohne Wolken das Gemüt.

Die Vögel und die Menschen singen,
Und wie die Lerche himmelwärts,
Will sich empor zur Gottheit schwingen
In Dankgebet das Menschenherz.

O, Herz! es brach die Frühlingssonne
Des Winters Ketten wohl entzwei;
Wohl ziemt der Erde Dank und Wonne,
Doch bist auch du von Ketten frei?

Zwei Liberale.

I.

Freiheitseifer voller Geifer,
Tobt jetzt wie ein Marodeur,
Kaiser ist der Scherenschleifer
Wie der Schneider und Friseur.

Hier ein Schmollen, dort ein Tollen,
Überall ein Freiheitsschrein!
Was denn nur die Leute wollen?
Niemand wehrt uns, frei zu sein.

Selber hielt ich den „Freimüt'gen"
Als er noch am Leben war,
Jetzund klebt mein Lehrling Dütchen
Aus dem Blatt der Blätter gar.

Und die Marseillaise pfeif' ich,
Wo ich irgend geh' und steh',
Nach der „Leipziger Zeitung" greif ich,
Wo ich sie nur irgend seh'.

Auf der freien Straße paff' ich
Ungeniert als freier Mann,
Und im nächsten Jahre schaff' ich
Mir vielleicht den Rotteck an.

Und nun frag' ich, kann es freier,
Beſſer ſein um uns beſtellt?
Doch um ungelegte Eier
Kümmert ſich die junge Welt!

Selbſt den Fürſten manch ein grober
Burſche ſein Verdienſt nicht läßt.
Dein Geburtstag im Oktober
Aber iſt mein Freiheitsfeſt.

II.

Sieh, es geht der Krug zum Waſſer
Nur ſo lange, bis er bricht,
Und die königlichen Praſſer
Praſſen binnen kurzem nicht.
In mir glüht der Himmelsfunken,
All mein Sein iſt liberal,
Und dem Funken der Hallunken
Mach' ein End' ich bald einmal.
Doch die Wände haben Ohren,
Und kaum weiß ich, wer du biſt,
Und ich wäre ſchier verloren,
Hörte mich ein Poliziſt.

Von den großen Schillers Werken
Lieb' ich nur den „Wilhelm Tell",
Und ich trinke — mich zu ſtärken —
Oft aus dieſem Freiheitsquell.
Als die Schillerweſtenfeier
Neulich man begangen hat,
Klang begeiſternd meine Leier
In dem „Leipzger Tageblatt".
Doch die Wände haben uſw.

Einen invaliden Polen
Lad ich täglich zu mir ein,
Und zwei Doppelterzerolen
Müſſen ſtets geladen ſein.
Ja, in meinem Hauſe wohnen
Zwei ſelbſt von der Burſchenſchaft,
Die ſich, wie man ſagt, Kanonen
Größter Sorte angeſchafft.
Doch die Wände haben uſw.

Fruchtloſe Saat.

Es mähn der Schnitter Senſen
Bei luſtigem Geſang,
Wo einſt der Tod, der Schnitter,
Die Rieſenſenſe ſchwang.
Noch mähten ihre Sicheln
Der Halme nicht ſo viel,
Als unter ſeiner Senſe
Von unſern Brüdern fiel.

Die Halme müſſen fallen,
Sie geben uns das Brot,
Die Brüder mußten ſterben
Für Freiheitsmorgenrot.
Doch haben ſie den Boden
Mit Blute nur gedüngt,
Daß er (Heil uns!) Kartoffeln
Zu ſeltner Größe bringt?!

Berliner Republikaner.

Berliner Jungen ſcharten ſich
Vor einiger Zeit allabendlich
Nicht weit vom Kupfergraben
Und ſangen gottserbärmlich:
„Wir brauchen keenen Kenig nich,
Wir wollen keenen haben!“

Da endlich packt ein Fußgendarm
Nicht eben allzuzart am Arm
Den allergrößten Jungen,
Und ſpricht: „He, Burſch, juckt dir das Fell,
Du Tauſendſapperments-Rebell?
Was haſt du da geſungen?“

Doch der Berliner comme il faut
Erwidert: „Hab Er ſich nicht ſo,
Und laß Er ſich begraben;
Wozu denn gleich ſo ängſtiglich,
Wir brauchen keenen Kenig nich,
Weil wir ſchon eenen haben!“

Von der Tann iſt da!

(Schleswig-Holſtein-Lied.)

Hurra, hurra,
Von der Tann iſt da!
Von der Tann iſt gekommen auf Eiſenbahnen,
Mit Eiſen die Wege ſich weiter zu bahnen.
Ihr lieben Dänen, nun müſſen wir weiter,
Raſch über die Eider, raſch über die Eider,
Und weiter, weiter, — hurra, hurra,
Von der Tann iſt da! Von der Tann iſt da.

Hurra, hurra,
Von der Tann iſt da!
Ihr Düppelſchen Höhn, ihr Düppelſchen Schanzen,
Nun gibt es mal wieder ein Stürmen und Schanzen,
Und ſeid ihr erſt unſer, dann rüber nach Alſen,
Das Fiſchvolk uns gründlich vom Halſe zu halſen.
Und weiter, und weiter, — hurra, hurra,
Von der Tann iſt da! Von der Tann iſt da.

Hurra, hurra,
Von der Tann iſt da!
Was Strich, was Grenze, von Flensburg bis Tondern.
Wir wollen nichts Halbes, kein Teilen und Sondern;
Herr Kammerherr Tiliſch, nun grade, nun grade,
Wir wollen und müſſen bis Apenrade,
Und weiter, weiter, — hurra, hurra,
Von der Tann iſt da! Von der Tann iſt da!

Hurra, hurra,
Von der Tann iſt da!
Wir wollen in Krieg und in Hader leben,
Bis daß wir wieder in Hadersleben;
Wir wollen die Fridericia-Schulden
Rückzahlen den Danskes auf Groſchen und Gulden,
Und weiter, und weiter, — hurra, hurra,
Von der Tann iſt da! Von der Tann iſt da.

Hurra, hurra,
Von der Tann iſt da!
Von der Tann iſt da, den ſchicket uns Bayern,
Nun werden die andern nicht lange mehr feiern,
Die Schwaben und Franken, die Sachſen und Heſſen,
Die werden am Ende uns auch nicht vergeſſen,
Und weiter, und weiter, — hurra, hurra,
Von der Tann iſt da! Von der Tann iſt da.

Hurra, hurra,
Von der Tann iſt da!
Ihr deutſchen Brüder im Weſten, im Oſten,
O laßt nicht die Kling' in der Scheide verroſten;
Die Büchſ' und den Pallaſch heruntergenommen,
Ihr ſeid uns willkommen, zum Siege willkommen,
Und weiter und weiter, — hurra, hurra,
Von der Tann iſt da! Von der Tann iſt da!

Edward.

(Altſchottiſch.)

Was blinket dein Schwert ſo rot von Blut,
Edward, Edward?
Was blinket dein Schwert ſo rot von Blut
Und macht ſo trübe dich ſchreiten?

„Ich habe erwürgt meinen Falken gut,
Mutter, Mutter,
Ich habe erwürgt meinen Falken gut,
Und hatte doch keinen zweiten.“

Deines Falken Blut war nimmer ſo rot,
Edward, Edward,
Deines Falken Blut war nimmer ſo rot,
Dein Schwert iſt dunkler gerötet;

„Ich hab erſtochen mein rotbraun Roß,
Mutter, Mutter,
Ich hab erſtochen mein rotbraun Roß,
Im Zorn hab ich's getötet.“

Dein Roß war alt, das kann es nicht ſein,
Edward, Edward,
Dein Roß war alt, das kann es nicht ſein,
Was tät deine Wang' entfärben?

„Ich hab erſchlagen den Vater mein,
Mutter, Mutter,
Ich hab erſchlagen den Vater mein,
Und mir iſt weh zum Sterben!"

Und ſo du büßeſt, was du getan,
Edward, Edward,
Und ſo du büßeſt, was du getan,
Wo hoffſt du Sühne zu finden?

„Ich geh an den Strand und ſteig in den Kahn,
Mutter, Mutter,
Ich geh an den Strand und ſteig in den Kahn,
Und gebe mein Schiff den Winden."

Und was ſoll werden aus Hall und Turm,
Edward, Edward,
Und was ſoll werden aus Hall und Turm,
Wenn Wind und Wellen dich wiegen?

„Laß ſtehn, laß ſtehn, bis ſie fallen im Sturm,
Mutter, Mutter,
Laß ſtehn, laß ſtehn, bis ſie fallen im Sturm,
Ich hab ſie zum Letzten beſtiegen."

Und Weib und Kind, die du läſſeſt zurück,
Edward, Edward,
Und Weib und Kind, die du läſſeſt zurück,
Was ſoll aus den Weinenden werden?

„Laß ſie betteln gehn nach Brot und Glück,
Mutter, Mutter,
Laß ſie betteln gehn nach Brot und Glück,
Ich ſeh ſie nicht wieder auf Erden.“

Und deiner Mutter, was läſſeſt du ihr,
Edward, Edward,
Und deiner Mutter, was läſſeſt du ihr,
Die dich unterm Herzen getragen?

„Den Fluch der Hölle, den laß ich dir,
Mutter, Mutter,
Die Tat war mein, doch du rieteſt ſie mir,
Wir haben ihn beide erſchlagen.“

Katharina von Medici.

Bluthochzeit feierte die Stadt Paris,
Der Glocke Zeichen war in Nacht verklungen
Und durch die Straßen, wie gehetztes Wild,
Wehſchreiend, betend floh der Hugenott.
Schon zog ein Blutſtreif durch der Seine Fluß,
Schon lag verſtümmelt, ſiebenfach durchbohrt,
Auf offnem Platz der greiſe Coligny,
Und immer noch, den Mord zum Morde mahnend,
„Laßt Aber!“ ſchrie der tückiſche Tavennes.
Im Schloſſe aber, das ſie Louvre nennen,
An ſeiner hohen Bogenfenſter einem
Stand König Karl, der neunte ſeines Namens,
Und zitterte. Der ungeheure Frevel
Griff ihm ins Herz. Trotz Licht und Fackelglanz,
Nacht war's um ihn. Er warf die Büchſe fort.

„Ich kann nicht ſchießen, Mutter!“ rief der König.
Da trat ſie ſelbſt hervor, ſchwarz war ihr Haar,
Schwarz wie der Sammet ihres Schleppenkleides,
Und ihrem Aug' entflammte tiefre Glut,
Als dem Rubin, der ihr am Nacken blitzte.
„Biſt du ein Mann?“ ſo raunte ſie ihm zu,
„Ein König und ſo feig? Ich mag's nicht glauben.“
Das zündete. Der Fürſt, in falſcher Scham,
Griff wieder nach dem Rohr, ſie aber rief:
„Schau dort das Weib, das Hugenottenweib,
Sie flieht und birgt den Säugling an der Bruſt,
Zertritt das Raupenneſt!“ Der König ſchoß;
Ein Wehſchrei klang herauf; ſie aber klatſchte
Laut in die Hand ....
In jener dunklen Nacht
Erloſch der Glanz des Hauſes Medici.

II. Gelegenheitsgedichte.

Rumlied.

(An Emilie)

Und iſt auch noch ſo dünn der Tee
Und tut dir irgendwo was weh,
Rum, Rum,
Dann ſind gleich alle Schmerzen ſtumm.

Und lieſt du ein ‚sensation'-Buch
Voll Gift und Mord und Vaterfluch,
rum, rum,
Nicht alle Bücher ſind ſo dumm.

Und geht im Leben etwas ſchief
Und ſteht der Barometer tief,
rum, rum,
Ein Tag geſtaltet alles um.

Und ärgert dich ein Blick, ein Wort,
Tu's ſchnell aus deiner Seele fort,
rum, rum,
Iſt aller Weisheit Satz und Summ'.

Und iſt man endlich worden alt,
Und wird es öde, bitter kalt,
rum, rum,
Wir wechſeln unſer Publikum.

Reich oder arm, wohl jeder weiß,
Das Leben iſt 'ne lange Reiſ',
rum, rum
Iſt ſtets das beſte Viatikum.

Geburtstagsverſe.

(An Emilie, zum 14. November)

I. 1859.

Vor einem Jahr, vor einem Jahr,
Unſer Häuschen noch in London war,
Wir hatten damals engliſch Brot
Fifty two in St. Auguſtines Road,
Wir hatten mutton und english beef,
Und Betſy uns zu Tiſche rief.

Dahin iſt nun der mutton chop,
Doch gibt es Hammel auch hier, Gottlob,
Statt english beef und english ale,
Floriert nun Hirſe und Kaneel,
Und ſtatt der Betſy, die nun hin,
Kocht Thilde, die Berlinerin.

Sonſt ſcheint wie dort auch hier die Sonn',
Wir haben Marta Merington,
Wir haben Hoffnung und Vertrau'n
Und müſſen immer vorwärts ſchaun.
Und glauben — was uns auch entſchwand —
Glück blüht doch nur im Vaterland!

II. 1865.

Briefträger ſetzten ſich in Trab,
Sie reißen faſt die Klingel ab,
Sogar Pakete treffen ein,
Mög' es das ganze Jahr ſo ſein!

Herren, Damen, kommen zu Hauf',
Sie ſetzen die beſten Geſichter auf,
Du ſelber blickſt gutlaunig drein,
Mög' es das ganze Jahr ſo ſein!

Im Hauſe ruht der Bruderſtreit,
George, Theo markieren Artigkeit,
Sanfte Stimmung bei groß und klein,
Mög' es das ganze Jahr ſo ſein!

Der Himmel iſt blau, die Luft iſt klar,
Auf dem Simſe zwitſchert ein Spatzenpaar,
Am Fenſter aber lacht Sonnenſchein —
Mög' es das ganze Jahr ſo ſein!

III. 1867.

Ich ſchenke dir eine Decke von Tuch
Für fünf Taler und zwanzig Groſchen,
Die alte — es dauerte lange genug —
Iſt in ihrem Glanze erloſchen.

Und ich ſchenke dir (aus Joachimstal),
Handſchuh für ſechſtehalb Gulden,
Und anderes kriegſt du ein andermal,
Doch mußt du dich gedulden.

Und ich ſchenk dir — geht wieder um mit Gebrüll
„Egoismus“, der alte Bube? —
Ich ſchenke dir zwanzig Ellen Tüll
Zu Gardinen für meine Stube.

Für meine Stube? Es ſcheint nicht nett,
Doch was liegt uns noch am Scheine.
Längſt haben wir auf demſelben Brett
Das Meine und das Deine.

Wir haben gemeinſam Freud und Leid,
Warum nicht auch die Gardine?
Und ſo wachſe denn unſere Gemeinſamkeit —
Parole: Mus wie Mine!

IV. 1880.

(Mit neuen Pfropfen.)

Es hilft uns kein Gebeutel,
So nimm es, wie es fällt,
Der eine hat den Beutel,
Der andre hat das Geld.

Es läßt ſich nichts erklopfen,
Der eine hat den Wein,
Der andre hat die Pfropfen,
Man muß zufrieden ſein.

V. 1892.

Mai, Juni, Juli und Auguſt,
O wunderſchöne Sommerluſt,
So hat einſt Platen es drucken laſſen,
Uns aber wollt' es heuer nicht paſſen,
Mai, Juni, Juli und Auguſt
Lagen uns ſchwer auf Herz und Bruſt.

Nun haben wir, geliebte Frau,
Statt des Sommers wieder Novembergrau,
Novembergrau, das so schlimm nicht ist,
Schon schimmert herüber der Heilige Christ,
Und hat noch den besonderen Wert,
Daß es mir dich in die Welt beschert.

Und ich wünsche, daß du darin noch bleibst,
Unlogisch weiter plauderst und schreibst,
Wie dir's gefällt, gefällt es mir eben,
Drum wolle für mich noch weiter leben.

VI. 1897.

Wieder kamen große Kisten
(Ausnahmsweise nur von Christen),
Wieder zu des Tages Feier
Kommen Enten, Hühner, Eier,
Kamen, treu den Traditionen,
Mandeltorten und Makronen.
Alles ohne Neugestalten
Hat im alten sich gehalten,
Und im Stil von Wetterwendern
Sollte ich nur mich verändern?!
Nein, ich hab's damit nicht eilig,
Mir auch ist das Alte heilig,
Und wenn Wertheim auch schon stünde,
Schenken wäre doch 'ne Sünde.

Weihnachtsepiſtel.

(An Emilie. 1855.)

London, 3½ Uhr morgens.

Im Cafe Divan wieder einmal
Starr ich in die flammenden Leuchter,
Das Herz wird weihnachts-ſentimental,
Und die Wimpern werden feuchter.
Doch zwiſchen die Tränen tritt Freund Humor,
Ein gemütlich luſtiger Lerſe,
Und nur ein leiſer Trauerflor
Legt ſich um die lachenden Verſe.

Ich ſeh im Geiſt ein rumpliges Haus
Und eine rumplige Stube,
Drei Frauen gehen ein und aus,
Und der vierte iſt mein Bube.
Die älteſte Frau hat ſchwarzes Haar,
Und die jüngſte hat es nicht minder,
Das macht, es iſt, wie's immer war,
Es ähneln ſich Mutter und Kinder.

Die dritte ſieht ihren Knaben an
Unter Lachen und unter Weinen,
Die denkt: ich hab eine Art von Mann
Und hab auch wieder keinen.
Der Junge ſpielt und fährt über See,
Um ſeinen Vater zu ſuchen,
Er ruft: Lieb Mutter mein, ade,
Ich hole den Butterkuchen.

Der Vater, ach, ihm iſt nicht nett,
Er muß ſich wehren und ſtemmen,
Er ſäße viel lieber im Kabriolett
Und paſſierte Frieſack und Cremmen,

Er ſpränge gern zum Wagen hinaus
Am Kanal und der Kirchplatz-Ecke,
Und ſchleppte gern in dies rumplige Haus
Den beſten der Ruprechtſäcke.

Es kann nicht ſein. Am Londoner Strand,
In Simpſons ſtolzer Taverne,
Legt an die Stirn er ſeine Hand
Und träumt ſich ferne, ferne.
Er ſieht durch Nebel und über das Meer
Eine Fülle lieber Geſichter,
Und heimiſch wird es um ihn her,
Als brennten die Weihnachtslichter ...

Zum 24. Dezember.

(1890.)

Noch einmal ein Weihnachtsfeſt,
Immer kleiner wird der Reſt,
Aber nehm' ich ſo die Summe,
Alles Grade, alles Krumme,
Alles Falſche, alles Rechte,
Alles Gute, alles Schlechte —
Rechnet ſich aus all dem Braus
Doch ein richtig Leben heraus.
Und dies können iſt das Beſte
Wohl bei dieſem Weihnachtsfeſte.

Epistel aus Oxford.

(An George zum 14. August 1856.)

Hier im Gasthof zum Robin Roy
Schreib ich dir dies, mein lieber Boy,
Und wünsche, daß es am rechten Tag
Dich froh und munter treffen mag.
Es sind nun fünf Jahre, daß deine Mama
Mich wissen ließ: du seiest da,
Ich erinnre mich dessen, als sei es heut,
Und habe mich sehr über dich gefreut.
Du warst nicht schön, weder fleischig noch rund,
Und hattest nur einen tüchtigen Mund,
Einen Mund, der — ohne allen Spaß —
Dir genau zwischen beiden Ohren saß.
Doch sei dem allem, wie ihm woll',
Wir waren ganz deines Ruhmes voll.
Nur in einem schuf uns zu jener Zeit
Dein Mündchen doch Bedenklichkeit.
Das machte, wir hatten selbst nicht satt
Und dachten: ach, wenn er Hunger hat,
Einen Hunger, der diesem Mund entspricht,
So können wir ihn sättigen nicht,
Denn Mutters Vorrat ist sehr gering,
Hilf Himmel, es ist ein schlimmes Ding.

Und der Himmel tat, was er immer tut,
Er half, und alles wurde gut,
Und wurde besser als in der Nacht,
Da Gott dich schickte, wir je gedacht.
Es fanden sich Milch und Meyersche Flaschen,
Zuckerbiskuits, davon zu naschen,
Es fand sich manches und allerlei,

Und ſo ging das erſte Jahr vorbei.
Das zweite auch. Im dritten Jahr,
Als eben Mamas Geburtstag war,
Da hatten deine Eltern beid'
Um dich kleinen Kerl großes Leid.
Du wurdeſt uns bis zum Tode krank,
Doch der Himmel half wieder, Gott ſei Dank,
Und an Weihnachten, als du eben geneſen,
Sind wir voll Dank und Freude geweſen.
Aber die Freude war kaum getan,
Da fingſt du zu hinken und humpeln an.
Und die Leute ſagten: Das arme Kind!
Und wie traurig ſeine Eltern ſind!
Wir rieben mit allerhand Salben dich ein,
Doch die Hilfe ſollte wo anders ſein;
Gott nimmt es damit nicht eben genau,
Und er wählte für dich eine alte Frau,
Die riet uns Ulmenbäder an,
Und in vier Wochen war es getan.

Seitdem, mein Boy, gleich einem Alten
Haſt du dich brav und wacker gehalten.
Du haſt durchzogen wie ein Held
Zu Waſſer und Lande die halbe Welt.
Du haſt geſpielt auf grüner Halde
Am Ufer der Nuthe, in Luckenwalde,
Du haſt an der Katzbach dich 'rumgeſchlagen,
Wie Vater Blücher in alten Tagen,
Und biſt ohne langes Federleſen
Ein Gaſt im großen London geweſen.
Deine Mutter ſchreibt mir von zu Haus:
Du zögſt dich jetzt ſelber an und aus,
Ausziehen ginge eins, zwei, drei,

Aber anziehn immer noch ſchwierig ſei.
Und du dächteſt: wenn ich das erſt kann,
So reiſ' ich nach London und bin ein Mann.
Beim Leſen mir dies gleich gefiel,
Steck dir beizeiten ein großes Ziel,
Wem's Anziehnlernen raſch gelingt,
Der auch wohl andres raſch bezwingt.
Das kannſt du heut noch nicht verſtehn,
Doch fünfzehn Jahre ſchnell vergehn.
Und wenn dich Gott am Leben läßt
Und du feierſt dann wieder Geburtstagsfeſt,
Dann wollen wir über die Sache ſprechen
Und uns den Kopf ein wenig zerbrechen.
Heut fühl' ich von allem Laufen und Sehn
Sich ein Mühlrad in meinem Kopfe drehn,
Und will dir nur noch ſagen zum Schluß:
Sei brav und gut! Und nimm einen Kuß

Von

deinem Papa.

Für George.

(Nach Hermann Lingg. 2. Mai 1857.)

Zu Campten Street im erſten Flur
Sitzt von der Spree ein Krokodil
Von äußerſt friedlicher Natur
Und kaut an einem Federkiel.

Wenn Hammel und gebratenes Rind
Es endlos gibt, ſo Tag wie nachts,
Da weint es wie ein kleines Kind.
Doch wenn es Pudding gibt, da lacht's.

Zu Georges Hochzeit.

(Toaſt auf Juſtizrat Robert. 1886.)

Viel, was beglückt! Der mannigfachſten Weiſe
Sind die begehrten Dinge dieſer Welt:
Vermögen, Ehre, hochgeborne Kreiſe,
Champagner-Dejeuners im türk'ſchen Zelt,
Arcona, Saßnitz, italieniſche Reiſe,
Seebad am großen oder kleinen Belt,
Vor allem Liebe, Glück bei ſchönen Damen,
Ich preiſe noch ein andres: einen Namen.
Als Knabe ſchon, in Büchern, auf den Blättern
Erquickte mich der Namen ſchöner Klang,
Duc Montmorency ſtand in Sternenlettern
Zu Häupten mir und ſcholl mir wie Geſang.
Entzückten Ohrs, als ob Drommeten ſchmettern.
Horcht' ich auf Douglas all mein Leben lang,
Und Douglas wiederum verklang, erloſch
Vor dir, Bajard, sans peur et sans reproche.

Schön alle! Doch zu voll faſt ihre Schale
Von a, o, u wie gern ich zugeſteh.
Ja, a, o, u ſind Renommiervokale,
Und renommieren ſchad't dem Renommee,
Zum echten, wahren Namensideale,
Bedarf der Miſchung es von o und e,
Und o und e, zu ſchönſtem Sieg verbunden,
In Robert haben beide ſich gefunden.

Doch welcher Robert trägt den Sieg von dannen?
Iſt's Robert Guiscard oder Robert Bruce?
Iſt's Robert Diable, Herzog der Normannen?
Auch der nicht, und es bleibt Gewehr bei Fuß.

Zu höherm Fluge muß mein Lied ich ſpannen, —
Juſtizrat Robert, dieſem gilt mein Gruß,
Das iſt der Name, drauf wir heute ſchwören,
Weil wir zugleich mit Ohr und Herz ihn hören.

An Theodor Storm.

(Zum 14. September 1853.)

Der Herbſt iſt da, und Storm iſt da,
Schenkt ein den Wein, den holden,
Wir wollen dieſen goldnen Tag
Verſchwenderiſch noch vergolden.

Und geht es draußen noch ſo toll
Und hängt die Welt voll Knuten,
Kein Mucker und kein Haſſenpflug
Soll unſern Mut entmuten.

Und wimmert auch einmal das Herz
Und will nicht fort nach Pommern,
Wir wiſſen doch, es ſchmilzt der Schnee,
Es geht zu neuen Sommern.

Was ſind denn ſechsunddreißig Jahr?
Sie ſind ein bloßes Weilchen.
Doch vierzig, fünfzig, ſechzig hin,
Da blühen erſt die Veilchen.

Mit ſiebzig und mit achzig erſt
Erſchließen ſich die Roſen,
Mit neunzig Jahren ſchrieb Hafis
Von Freundſchaft, Wein und Koſen.

Bis dahin aber jeden Tag
Sollſt du wie heut genießen
Und ſtatt des Tods ein Lorbeerblatt
Dir deine Augen ſchließen.

Schiller.

(Zum Schillerfeſt des „Tunnels“. 1859.)

Es ſprach Apoll: Ich bin der Lieder müde,
Zu Ehren all der Damons und Damöte,
Ich mag nicht mehr, was unwahr und was prüde.

Und ſiehe da, anbrach die Morgenröte
Der deutſchen Kunſt, von Bergen ſtieg zu Tale
Die hehre Doppelſonne Klopſtock-Goethe.

Geboren ward die Welt der Ideale;
Hell ſchien das Licht; nur für die nächtigen Zeiten
Gebrach uns noch das Feuer der Fanale;

Gebrach uns noch das Feuer, das von Weiten
Zu Waffen ruft vom hohen Bergeskamme,
Wenn's gilt, für Sitte, Land und Thron zu ſtreiten;

Gebrach uns noch die hohe, heilige Flamme,
Die unſern Sinn von Kleinheit, Selbſtſucht reinigt
Und uns zuſammenſchweißt zu einem Stamme;

Und Schiller kam, und Deutſchland war geeinigt.

An Franz Kugler.

(Zum 6. Dezember 1855.)

Es ist nicht warm in meinem Quartier,
Es ist nur höchstens wärmlich,
Und Ärger und Sorge — ach, glaube mir,
Ich fühle mich ganz erbärmlich.

Die Zeitung will nicht recht vom Fleck,
Eintreffen täglich Rüffel,
Und dieser Zeitungsmausedreck
Ist ohnehin nicht Trüffel.

Heut heißt es: Freund, wir brauchen Ideen
Und morgen wir brauchen Fakten,
Am dritten Tag: so kann es nicht gehn,
Depeschen, Freund, und Akten!

Am vierten Tag: nicht so viel Krieg,
Am fünften: nicht soviel Frieden,
Und: Sie müssen nicht jeden Zeitungssieg
Zu 'nem Glaubensartikel schmieden.

Am sechsten: immer die Maske vor,
Am siebenten: Maske runter!
Im Kopfe, den ich schon halb verlor,
Wird's immer kunterbunter . . .

Und wäre die Weite weiter noch
Zwischen hüben Freund und drüben,
Ich käm' an diesem Tage doch,
Um meines Amts zu üben;

Ich bin ein toastender Fridolin,
Und in der Näh und Ferne
Ergeben der Gebieterin
Der Gräfin von Saverne.

Ich komme direkt von London her,
Von Tower und von Weſtminſter;
Dies London iſt ein ſich türmendes Meer
Und ein Abgrund tief und finſter;

Die Wellen kennen kein Wo und Wann,
Und endlos ſauſend und brauſend
Zu tauſend mal tauſend wachſen ſie an
Die ewigen hunderttauſend.

Wohl wenn mich's die Themſe hinabgeführt
Oder nur hinab auf die Gaſſe,
Hat mich der mächtige Zauber berührt,
Der Zauber der bloßen Maſſe.

Wohl trat lebendig vor mich hin,
Was nur Zahl iſt in andren Zonen,
Wohl hab ich geſchwelgt mit trunkenem Sinn
In dem Bilde von Millionen.

Wohl hab' ich geſchwelgt — bis doch zuletzt
Ein Grauen mich überkommen
Und ich mich vor der Maſſe entſetzt,
Die einſt mich gefangen genommen.

Da lag ſie, wie vor dem Vergrößerungsglas
Ein Stück infuſoriſcher Erde,
Und es fehlte jenes unnennbare Was,
Daß die Maſſe zur Schönheit werde.

Ich forſche und ſuche: was iſt dies Was?
Und ich forſche und ſuche vergebens;
Es iſt nicht dies, es iſt nicht das,
Es iſt die Fülle des Lebens,

Es ist die Entfaltung hundertfach
Jener Keime, die in uns liegen,
Jener himmlischen Keime, die in uns wach
Nur noch wachsen können und siegen.

Und diese Keime, die, ungepflegt,
Dort sterben und verderben,
Du hast sie wie ein Gärtner gepflegt
Auch in den gebrochensten Scherben;

Der Liebe, der Ehre, dem Wissen der Kunst
Hast du eine Hand gegeben, —
Drum, liebe Gäste, mit Vergunst,
Ich denke, wir lassen ihn leben.

Toast auf Kugler.

(19. Januar 1855.)

Gott schütz' den König, unsern Herrn
Und unser aller Leben!
Am ewigen Herd hat wieder einmal
Geburtstag sich begeben.

Graf Nöl zog aus um sieben Uhr,
Er war geschmückt aufs beste,
Er trug seinen besten schwarzen Frack
Und seine beste Weste.

Er sprach: Komm Weib, versäume dich nicht
Mit Wirtschaft und häuslichen Lasten,
Ich hab' es geschworen, zum siebentenmal,
Den Kugler anzutoasten.

Ich hab' es geſchworen, gib mir meinen Hut
Und gib mir meinen Bambus;
Variatio delectat! Ich tu' es heut
Im ſiebenfüßigen Jambus.

Graf Nöl, er ſprach's; ſeine Lady und er.
Eine Droſchke ließen ſie kommen, —
Am Himmel waren des Mondes Licht
Und die Sternlein eben entglommen.

Sie kamen an, ſie ſtiegen aus,
Zweihundert und zweiundvierzig;
Die Treppen waren feſtlich erhellt
Und die Küche duftete würzig.

Sie traten ein; da ſprengte heran
Graf Eggers von der Schleuſe,
Er ſah wie der Gallaitſche Egmont aus
Oder ſonſt ein Waſſergeuſe.

Er trug einen Frack von braunem Tuch,
Mit braunem Sammet beſchlagen,
Er trug ein zierlich batiſtenes Hemd
Und einen getollten Kragen.

Er trug eine Binde von Moiré
Und die zierlichſte der Broſchen,
Die koſtete, ſchlecht gerechnet, ihm
Sechs Taler und einige Groſchen.

Graf Eggers rief: Was willſt du, Nöl,
Hier toaſten in meinem Reviere,
Was gehen mich deine Jamben an,
Die in deinem Frack ich verſpüre.

Ich toaſte hier ſeit ſieben Jahr
In ſpaniſchen Trochäen,
Und ob du mir das nehmen kannſt,
Das wollen wir doch einmal ſehen!

Toaſt auf Lübke.

(17. Januar 1860.)

Wer kennt den Tiber und die Spree,
Wer kennt Berlin und Ninive,
Papierchen und Papyrus?
Wer ſpinnt ſo brav im dritten Stock
Die Bücher ab von ſeinem Wock?
Der Irus, der Irus.

Und wer iſt immer gut gelaunt?
Wer ſpricht und funkt, das alles ſtaunt,
Im Stile der Hariri?
Kann ſein, daß Nöl ihn nicht verſteht,
Das macht des Witzes Majeſtät
Des Iri, des Iri.

Wer iſt der lebenskluge Mann,
Der ſelbſt dir Kunde geben kann
Von Agio und Giro?
Wer iſt's, du frageſt? Sieh dich um,
Und huldige ſtill und huldige ſtumm
Dem Iro, dem Iro.

O weh! ich fürcht', es wird zu viel
Des Reimens, noch dazu im Stil
Von Larum und von Lirum;
Indes Geduld, der vierte Fall
Schon grüßt er eben als Vaſall
Den Irum, den Irum.

Und nun zum Schluß, trara, trara,
Und nun zum Schluß hurra, hurra,
Man ſoll ſich nicht genieren,
Es leb' Irus, Ira, Irum.
Er ſelbſt, Frau, Tochter, Publikum,
Es leben alle die Iren!

Toaſt auf Ribbeck.

(12. März 1855.)

Oft heißt es: ach, Gaſele iſt
Ein Lied, das voll Gequäle iſt,
Ein Ding, was wahrlich viel zu ſchlecht
Zum Streit ſelbſt und Krakehle iſt.
Ich aber denke, wer nur nicht
Ein Vetter vom Kamele iſt.
Und wem (wie Platen ſagt) das Wort
Zu Dienſt und zu Befehle iſt,
Der mag es wagen und, — Gaſel
Mein Roß heut, das ich wähle, iſt.
Fragt ihr, warum ich, deſſen Herz
Halb Schotte jetzt und Gäle iſt,
Und der nur lobt, was aus dem Land
Des Porter und der Ale iſt,
Warum ich juſt nach Perſien zieh,
Wo heimiſch die Gaſele iſt?
So hört, ich tu' es, weil mein Held
Nicht bloß ſo pêle mêle iſt,
Vielmehr auf toaſtlichem Gebiet
Ein Dichter ohne Fehle iſt,
Und, wie der perſiſche Hafis,
Vor allem ſtets fidele iſt.

Ja, dieſer Held, der euch bekannt,
Obſchon ich ihn verhehle, iſt,
Der Feuertoaſte machen kann,
Wogegen dies Geſchwele iſt,
Der Brot uns gibt, dieweil mein Lied
Ein Mehlwurm kaum im Mehle iſt,
Er lebe! Und ſo ſicher er
In meinem Liede die Seele iſt,
Empfang er laut das Lebehoch,
Das längſt in jeder Kehle iſt.

An Zöllner.

(12. Dezember 1874.)

Lieber Chevalier, ich war in Rom,
Wie du weißt, ein kurzer Verweiler
Und muſterte mehrfach im Petridom
Die dicken mächtigen Pfeiler.

Am Pfeiler rechts hängt in Relief
Und mit männlich entſchloſſener Miene,
Als wär' ſie ein alter Huſaren-Chef,
Die Königin Chriſtine.

Und am Pfeiler links, auf einem Ruck,
Da hängen in geiſtlichem Kleide
Und der Bruder daneben in Waffenſchmuck
Die letzten Stuarts beide.

Der im geiſtlichen Kleide war Kardinal
Und zählte zu den Dümmern,
Er iſt uns alſo ganz egal
Und kann uns hier nichts kümmern.

Der in Waffenſchmucke deſto mehr
Intereſſiert unſere Herren und Damen
Um ſeiner ſelbſt nicht allzuſehr,
Aber um ſeinen — Namen.

Denn ach, was wäre lieblicher je
In allen Sprachen und Zungen
Als dieſer Name „Chevalier"
Von Menſchenlippen erklungen.

Der Chevalier in Sankt Peters Dom
Ich lieb ihn im lauten und ſtillen,
Ich lieb ihn in und außer Rom
Um ſeines Namens willen.

An Klaus Groth.

(1878.)

Vördem bi minem Balladenkroam
Mit all de groten ſchottſchen Noam:
Percy un Douglas un noch manch een
(All mit ih'n uppn Kopp un mit ih'n an de Been)
Doa währd' mi da Boſt ſo wied, ſo wied,
Un ick ſchreew denn wull ſülwſt en Percy-Lied.

So güng dat männig, männig Joahr,
Awers as ick ſo rümmer un fortig woahr,
Doa ſeggt' ick mi: Fründ, ſi mi nich bös,
Awers all dat Tüg is to ſpektakulös,
Wat ſüll all de Lärm? Woto? Up min Seel,
Dat allens bumſt un klappert to veel;
Ick bin mehr för allens wat lütt un ſtill,
En beten Beſchriewung, en beten Idyll,
Wat läuſchig is, dat wihr ſo min' Dart,
Dat Beſt bliewt doch ümmer dat Menſchenhart.

So ſeggt' ick mi; antwurten deed ick nix,
Awers all mine Ritters, de noahm ick fix
Un ehre Schillen un Speeren noahm ick dato
Un packt allens in un ſchlott denn to,
Un in'n Kaſten liggen ſe noch pêle-mêle.
Un vörbi wihr nu dat Puppenſpeel.

Dat Puppenſpeel, joa! Awers „min Jehann",
Dat richtige Lewen dat fung nu ihrſt an,
Un ick hürte nu blot noch, wat ſünſten ick wieb,
Dat „Mignon=" und dat „Harfnerlied",
Doa hatt ick dat Beſte för dat, wat goot,
Hatte Goethe, Mörike un Klaus Groth.

III. Aus der letzten Zeit.

„Stine."

(Widmung.)

Will dir unter den Puppen allen
Grade „Stine" nicht recht gefallen,
Wisse, ich finde sie selbst nur so so,
Aber die Witwe Pittelkow!

Graf, Baron und andere Gäste,
Nebenfiguren sind immer das Beste,
Kartoffelkomödie, Puppenspiel,
Und der Seiten nicht allzuviel.
Was auch deine Fehler sind,
Finde Nachsicht, armes Kind!

Gruß an Autographensammler.

Jeden Morgen (auch wohl, daß es zweimal sich traf)
Fordert ein Gönner ein Autograph.
Ich schreib' auch gleich ohne langes Besinnen,
Denn der Gönner meiste sind Gönnerinnen.
So komm' ich im Jahr auf mehrere Hundert.
Von jedem einzelnen ward ich bewundert,
Einige von ganz fanatischem Wesen
Haben „Sämtliches" gelesen;
Das gibt, rechn' ich nur zehn Jahr zurück,
Dreitausendsechshundertundfünfzig Stück.
Dreitausendsechshundertundfünfzig Bände
Von jedem Roman? Wenn's doch so stände!

Flickwerk.

„Immer eigenſinniger und verſtockter
Wirſt du, ... ſo frage doch den Doktor!
So lange man lebt, muß man doch leben,
Du huſteſt — es muß doch am Ende was geben,
Ein Brunnen, ein Bad, eine Medizin,
Sulfonal oder Antipyrin,
Maſſage, Kneipp-Kaltwaſſerkur,
Schweninger, Schreber, verſuch' etwas doch nur,
Davos oder Nizza,
Oder Tarasp oder Sylt oder Föhr,
Oder auch bloß Mampes Magenlikör!"

So ſtürmt es zu Zeiten auf mich ein,
Ich nehm es hin, ich ſteck es ein,
Ich denke der Szene, die jahrauf, jahrab
Ich halbjährlich mit meinem Schuhmacher hab.

Ich zeig ihm dann ein Stiefelpaar,
Das in Ehren gedient ſeit manchem Jahr,
Und will ihn, während Zigarren glimmen,
Zu 'nem Rüſter für den Stiefel beſtimmen.
Er aber dreht ihn bloß hin und her
Und lächelt: „Ne, Herr, es lohnt nicht mehr!"

Auch ein Stoffwechſel.

Im Legendenland, am Ritterbronnen,
Mit Percy und Douglas hab' ich begonnen;
Dann hab' ich in ſeiner Schwadronen Mitten
Unter Seydlitz die großen Attaken geritten
Und dann bei Sedan die Fahne geſchwenkt

Und vor zwei Kaiſern ſie wieder geſenkt.
In der Jugend iſt man eben dreiſter,
Mag nicht die Zunft der Handwerkermeiſter;
Jetzt iſt mir der Alltag ans Herz gewachſen,
Und ich halt es mit Roſenplüt und Hans Sachſen.

Zeitung.

Wie mein Auge nach dir ſpäht,
Morgens früh und abends ſpät,

Die beſten Plätze ſind alle leer,
Was noch lebt, gefällt mir nicht mehr.

Aber wie ſie mogeln und ſich betören,
Davon mag ich noch gerne hören.

Wie ſie ſich zanken und ſich verhetzen,
Iſt mir gar nicht zu erſetzen,

Stöcker, Hammerſtein, Antrag Kanitz,
Edler zu Putlitz und Edler von Planitz,

Liu-Tang und Liu-Tſchang,
Chriſtengemetzel am Yang-tſe-Kiang —

Wie ſie mogeln und ſich betören,
Davon will ich tagtäglich hören.

Will mir, wenn ſie ganz arg es treiben,
Vor Vergnügen die Hande reiben,

Und will aus dem Leitartikel erfahren
Die Gedanken des Sultans oder des Zaren.

Vielleicht entbehrt es des rechten Lichts,
Aber enfin; das ſchadet nichts,

Im ganzen ist es doch immer noch besser,
Als ein Weisheitsschnitt mit eignem Messer,

Und nichts kann mich so tief empören,
Als auf Zeitungsschreiber schimpfen zu hören.

Da stehn sie mit hochgetragnen Nasen:
„Aus deiner Zeitung — das sind ja Blasen,

Die Kerle, die's schreiben, halb Füchse halb Hasen.
Und was sie schreiben, sind elende Phrasen."

Aber nehmt uns die Phrasen auch nur auf drei Wochen,
So wird der reine Unsinn gesprochen,

Und du — du suchst wohl krampfhaft zu lachen —
Du würdest keine Ausnahme machen.

Hoffnung.

Mag nicht krakeln und nicht brämmeln,
Aber die Berliner Semmeln
Werden mählich zum Skandal,
Ihre knusprig braunen Backen
Schwinden — denn die Bäcker backen
Ohne Glauben und Moral.

Alles ist in Rückwärtsschreitung,
Feuerwehr und Wasserleitung
Sind noch letztes Ideal,
Alles sieht man sich verschofeln,
Die Kartoffeln selbst verkrofeln
Ohne Glauben und Moral.

Aber, Herze, woll nicht trauern,
Aus den trüben Regenſchauern
Ragt uns, nah ſchon, ein Fanal,
Denn es ſorgen unſre Kleber
Und die lieben alten Streber
Friſch für Glauben und Moral.

Über ein Veilchen.

Wohl im Zeichen des Verkehrs
Stehen die modernen Zeiten,
Aber auch in dem des Heers
Und in dem der Plötzlichkeiten.

Geſtern noch ein friſcher Mann,
Heute noch in Sicherheiten,
Morgen tritt Lucanus an,
Ach, wie ſchnell die Toten reiten!

Selbſt der neuſte Ritter Götz
Wird ſich Dauer nicht erſtreiten,
Und wohl auch für Herrn von Plötz
Kommen plötzlich Plötzlichkeiten.

Umſonſt.

Immer raſcher fliegt der Funke,
Jede Tſchunke und Spelunke
Wird auf Wiſſenſchaft bereiſt,
Jede Sonne wird gewogen,
Und in Rechnung ſelbſt gezogen,
Was noch ſonnenjenſeits kreiſt.

Immer höhre Wiſſenstempel,
Immer richt'ger die Exempel,
Wie Natur es draußen treibt,
Immer klüger und geſcheiter,
Und wir kommen doch nicht weiter,
Und das Lebensrätſel bleibt.

Leben.

Leben; wohl dem, dem es ſpendet
Freude, Kinder, täglich Brot,
Doch das Beſte, was es ſendet,
Iſt das Wiſſen, das es ſendet,
Iſt der Ausgang, iſt der Tod.

An meinem Fünfundſiebzigſten.

Hundert Briefe ſind angekommen,
Ich war vor Freude wie benommen,
Nur etwas verwundert über die Namen
Und über die Plätze, woher ſie kamen.

Ich dachte, von Eitelkeit eingeſungen:
Du biſt der Mann der „Wanderungen",
Du biſt der Mann der märk'ſchen Gedichte,
Du biſt der Mann der märk'ſchen Geſchichte,
Du biſt der Mann des alten Fritzen
Und derer, die mit ihm bei Tafel ſitzen,
Einige plaudernd, andre ſtumm,
Erſt in Sansſouci, dann in Elyſium;
Du biſt der Mann der Jagow und Lochow,

Der Stechow und Bredow, der Quitzow und Rochow,
Du kannteſt keine größeren Meriten,
Als die von Schwerin und vom alten Zieten,
Du fandſt in der Welt nichts ſo zu rühmen,
Als Oppen und Groeben und Kracht und Thümen;
An der Schlachten und meiner Begeiſterung Spitze
Marſchierten die Pfuels und Itzenplitze,
Marſchierten aus Uckermark, Havelland, Barnim,
Die Ribbecks und Kattes, die Bülow und Arnim,
Marſchierten die Treskows und Schlieffen und Schlieben —
Und über alle hab' ich geſchrieben.

Aber die zum Jubeltag kamen,
Das waren doch ſehr, ſehr andre Namen,
Auch „sans peur et reproche", ohne Furcht und Tadel,
Aber faſt ſchon von prähiſtoriſchem Adel:
Die auf „berg" und auf „heim" ſind gar nicht zu faſſen,
Sie ſtürmen ein in ganzen Maſſen,
Meyers kommen in Bataillonen,
Auch Pollacks und die noch öſtlicher wohnen;
Abram, Iſack, Israel,
Alle Patriarchen ſind zur Stell',
Stellen mich freundlich an ihre Spitze,
Was ſollen mir da noch die Itzenplitze!
Jedem bin ich was geweſen,
Alle haben ſie mich geleſen,
Alle kannten mich lange ſchon,
Und das iſt die Hauptſache . . ., „kommen Sie, Cohn".

Veränderungen in der Mark.

(Anno 390 und 1890.)

Warens Germanen, warens Teutonen,
Spreeaufwärts ſaßen die Semnonen,
Schopfhaarige, hohe Menſchengebilde,
Sechs Fuß ſie ſelber und ſieben die Schilde.

Neben ihnen, in Höfen und Harden,
Saßen elbwärts die Longobarden,
Saßen von Laub und Kränzen umwunden
Oderwärts die blonden Burgunden,
Saßen am Bober in Kotten und Kralen,
Zechend und ſtreitend die Vandalen,
Saßen am Saalfluß, auf Wieſen und Fluren,
Den Kreis abſchließend, die Hermunduren.

Aber Semnonen, Burgunden, Vandalen,
Alle mußten der Zeitlichkeit zahlen,
Longobarden und Hermunduren,
Alle nach Wallhall aufwärts fuhren, —
Bis hin vor die Weltenesche ſie ziehn,
Da lagern ſie ſich um Vater Odin.

Tick, tick,
Tauſend Jahre ſind ein Augenblick!

Und als nun Bismarck den Abſchied nahm,
Eine Sehnſucht über die Märkiſchen kam,
Und ſie ſprachen: „Herr, laß uns auf Urlaub gehn,
Wir möchten die Spree mal wieder ſehn,
Die Spree, die Havel, die Notte, die Nuthe,
Den ‚kranken Heinrich‘, die Räuberkute,
Wir ſind unſrer fünf, und haben wir Glück,

Bis Donnerstag ſind wir wieder zurück."
Odin hat huldvoll ſich verneigt, —
Alles zur Erde niederſteigt.

Und zunächſt in der Neumark, in Nähe von Bentſchen,
Landen ſie. „Himmel, was ſind das für Menſchen!"
Und als ſie kopfſchüttelnd ſich weiter ſchleppen,
Bis Landsberg, Zielenzig, bis Schwiebus und Reppen,
Spricht einer: „Laßt uns mehr weſtwärts ziehn."
Und ſo weſtwärts kommen ſie nach Berlin.
Am Tore rücken ſie ſich ſtramm,
Erſt Neuer Markt, die Börſe, Mühlendamm,
Dann Spandauer- und dann Tiergartenſtraße, —
Wohin ſie kommen, dieſelbe Raſſe.

Sie kürzen freiwillig den Urlaub ab,
In wilde Karriere fällt ihr Rückzugstrab.
Ihr Rücktritt iſt ein verzweifeltes Fliehn.
„Wie war es?" fragt teilnahmsvoll Odin,
Und der Hermundure ſtottert beklommen:
„Gott, iſt die Gegend 'runtergekommen."

Drehrad.

Heute, Sonntag, hat einer ein Lied gedichtet,
Morgen, Montag, wird wer hingerichtet,
Dienstag verdirbt ſich ein Prinz den Magen,
Mittwoch wird eine Schlacht geſchlagen,
Donnerstag habe ich Skatpartie,
Freitag ſtirbt ein Kraftgenie,
Samstag wird überall eingebrochen,
Und ſo geht es durch viele Wochen:
Bilder, blaue, rote, gelbe,
Aber der Inhalt bleibt derſelbe.

Summa Summarum.

Eine kleine Stellung, ein kleiner Orden
(Faſt wär' ich auch mal Hofrat geworden),
Ein bißchen Namen, ein bißchen Ehre,
Eine Tochter „geprüft", ein Sohn im Heere,
Mit ſiebzig 'ne Jubiläumsfeier,
Artikel im Brockhaus und im Meyer ...
Altpreußiſcher Durchſchnitt. Summa Summarum,
Es drehte ſich immer um Lirum Larum,
Um Lirum Larum Löffelſtiel.
Alles in allem — es war nicht viel.

Als ich zwei dicke Bände herausgab.

„Zwölfhundert Seiten auf einmal,
Und mit achtundſiebzig! beinah' ein Skandal.
Konnteſt es doch auf viermal verteilen!"
Ihr könnt es, — aber bei mir heißt es eilen.

Mein Leben.

Mein Leben, ein Leben iſt es kaum,
Ich gehe dahin, als wie im Traum.

Wie Schatten huſchen die Menſchen hin,
Ein Schatten dazwiſchen ich ſelber bin.

Und im Herzen tiefe Müdigkeit —
Alles ſagt mir: Es iſt Zeit ....

Literarische Studien und Eindrücke.

Wilibald Alexis.

I.

Viele meiner Leſer kennen Heringsdorf. Mit Laubholz und Kiefern beſtanden, von Moos und Strandhafer überwachſene Sandhügel ziehen ſich am Oſtſeeufer hin; in der parallel laufenden Talmulde ſtehen, vereinzelt, oder ſchon zu Straßen geordnet, beſcheidene Sommer-, noch beſcheidenere Fiſcherhäuſer; auf der vorderſten Dünenreihe aber, hier und dort von mächtigen Weißbuchen überragt, lachen in hellem Weiß einzelne Villen und haben eine entzückende Ausſicht auf das offene Meer.

Anfang der Dreißigerjahre führte mich's aus der benachbarten Stadt Swinemünde (in der ich meine Knabenjahre verlebte) oft nach Heringsdorf hinaus, das, auf halbem Wege nach Dorf Coſerow und dem Streckelberg hin gelegen, mir und meinen Spielgenoſſen immer einen Vorſchmack von dem Zauber des ſagenhaften, zu Füßen jenes Berges untergegangenen Vineta bot. Wir hörten mit phantaſiegeſchärftem Ohr die „Abendglocken" klingen, die Kunde gaben

„von der ſchönen, alten Wunderſtadt",

und mit Vorliebe deklamierten wir die Strophen des eben damals bekannt gewordenen Müllerſchen Liedes in den Seewind hinein, wenn wir am Strand hin dem Auf und Ab der Brandung nachliefen, oder den tiefen Sandweg durchwateten, der uns den Abhang hinauf auf die Höhe der Düne führte.

Eines Tages, als wir eben diesen Abhang erstiegen, begegneten wir auf halber Höhe einem Herrn im jagdgrünen Rock und Gebirgshut, in ziemlich derselben Form, wie sie wieder getragen wird. Er war kaum mittelgroß, brünett, der Kopf steckte in den Schultern, die Augen dunkel, aber von einem freundlichen Glanz. Er erwiderte unsern Gruß, trat an den Größten und Hübschesten unter uns heran (dessen „Bilder aus dem südspanischen Leben" er zehn Jahre später herausgegeben hat), streichelt ihm das lange, blonde Haar, trug ihm Grüße an die Eltern auf und stieg dann hinunter, dem Strande zu.

„Wer war das?"

„Er hat unsere Villa gekauft; er heißt Häring, aber sie nennen ihn Wilibald Alexis."

„Der?" sagt' ich. Ich kannte seinen Namen wohl; mein Vater war all' die Zeit über ein Walladmor-Bewunderer gewesen.

Ich blickte dem Dahinschreitenden nach; — der erste Dichter, den ich sah. Sein Bild ist mir deutlich im Gedächtnis geblieben. Wer mir damals gesagt hätte, daß ich vierzig Jahre später über ihn schreiben würde, über ihn und über Bücher die damals selbst noch nicht geschrieben waren!

* * *

Wilibald Alexis, mit seinem eigentlichen Namen Wilhelm Häring, wurde am 29. Juni 1798 zu Breslau geboren. Seine Familie, die sich ursprünglich Hareng nannte, stammte aus der Bretagne und verließ Frankreich nach Aufhebung des Edikts von Nantes. Indessen wahrscheinlich nicht unmittelbar, wie die Mehrzahl der Refugiés, sondern erst einige Jahrzehnte später. Der Großvater ließ sich in Soldin in der Neumark nieder, modelte sein französisches Hareng in ein deutsches Häring und widmete

ſich, wie ſo viele andere Eingewanderte, dem Gartenbau oder der Obſtbaumzucht. Der Sohn, alſo der Vater unſeres Wilibald Alexis, trat in die Beamtenlaufbahn ein, wurde Kanzleidirektor und ſtarb frühzeitig zu Breslau.

Bald nach dieſem Todesfalle, ſehr wahrſcheinlich zwiſchen 1805 und 1810, ſiedelte die Witwe nach Berlin über und ließ ihren Sohn, der ſtudieren ſollte, das Werderſche Gymnaſium beſuchen.

So trafen ihn die Befreiungskriege. Die Kämpfe der Jahre 1813 und 1814 mitzumachen, war er zu jung; 1815 aber trat er in das berühmte Regiment Colberg als freiwilliger Jäger ein und nahm inſonderheit an der Belagerung der Ardennenfeſtungen teil. „Die Nibelungen," ſo wird erzählt, „hatte er mit in den Krieg genommen; er brachte ſie unverſehrt wieder heim, aber auch — ungeleſen." In Berlin nahm er ſeine Studien wieder auf, widmete ſich der juriſtiſchen Karriere, machte ſein Staatsexamen und arbeitete als Referendar beim Kriminalgericht. „Seine Arbeiten nach dieſer Seite hin waren nichts weniger als hervorragend."

Etwa ums Jahr 1820 veröffentlichte Wilhelm Häring, bereits damals unter dem Namen Wilibald Alexis, den er als Mitglied einer ſtudentiſchen Verbindung geführt hatte, ſeine erſte Arbeit, ein ſcherzhaftes Epos; bald auch einige Novellen. Fouqué, der Kenntnis davon nahm, fand das Talent darin ſo ausgeſprochen, daß er ihm riet, die Karriere zu vertauſchen. Wilibald Alexis folgte dieſem Rat und trat bereits 1823 mit einer Erzählung hervor, die bald in ganz Europa von ſich reden machte. Es war ſein Roman „Walladmor", halb eine Nachbildung, halb eine Ironiſierung Walter Scotts. Er ſtand damit nicht gerade vereinzelt da. Tieck, Raupach dachten ähnlich; letzterer ſchrieb um dieſelbe Zeit ſeine „Schleichhändler".

Es war aber doch ein Unterſchied zwiſchen Raupach und Wilibald Alexis. Jener perſiflierte nur die Wirkung, die die Romane, ſo zu ſagen unverſchuldet, ausübten: Dieſer, indem er ihnen ſpielend ein Gleiches an die Seite ſtellte oder zu ſtellen vorgab, die Romane ſelbſt. Es war eine ſehr eigentümliche Prozedur. Sehr richtig iſt geſagt worden, und zwar durch Karl Gutzkow, daß heutzutage ein ſolches Sicheinführen in die Literatur einen Menſchen ruiniert haben würde; damals nahm man das hin, amüſierte ſich, ja, es gab „feine Ironici", die dies witzig fanden. Mein Empfinden geht ganz mit Gutzkow und kann an dieſem Scherze keinen Gefallen finden, noch weniger daran, daß Wilibald Alexis ihn wiederholte und 1827 „Schloß Avalon", ebenfalls unter der Maske Walter Scotts, publizierte. Die Aufnahme war kühler, und die Myſtifikation hatte damit ihre Endſchaft erreicht.

Drei oder vier Jahre ſpäter erſchien der erſte ſelbſtſtändige Roman von Wilibald Alexis, „Cabanis", zugleich derjenige, der, wenn nicht am meiſten gefeiert, ſo doch am häufigſten genannt worden iſt. Die Veranlaſſung dazu fand der Dichter in den Briefen und Aufzeichnungen einer franzöſiſchen Koloniefamilie, welchem allen er einen geſchichtlichen Hintergrund gab. So wurde denn eine bloße Familiengeſchichte zum großen hiſtoriſcheu Roman, zum Zeit- und Sittenbild des Siebenjährigen Krieges. Das Buch machte hier und dort Aufſehen; Friedrich Wilhelm III. ließ dem Verfaſſer eigens ſeine Freude darüber ausdrücken. Es ſcheint indes, daß es bei dem bloßen „Aufſehen" verblieb, und daß weder ein großer äußerer Erfolg noch eine beſondere Zuſtimmung ſeitens der Kritik das Erſcheinen des Werkes begleitete. Wer jener Zeit ſich entſinnt, wird das letzte ziemlich erklärlich finden.

Die herrſchende literariſche Richtung war die roman-

tiſche, partiell die jung-deutſche: für den Walter-Scottismus blieb in den tonangebenden Kreiſen nicht viel übrig. Die phantaſtiſch-abenteuerliche Seite der Waverley-Novellen ließ man in dieſen gelten, die hiſtoriſche aber ſtieß auf Kühle oder Widerſpruch. Und nun gar die Übertragung dieſer Dinge auf die Mark! Ein Intereſſe, das die Stuarts nur unvollkommen einzuflößen gewußt hatten, ſollten es die Hohenzollern, und zwar innerhalb des Romans, zu überbieten vermögen? Wuſterhauſen lag ſo proſaiſch nah, Potsdam war ſo öde und langweilig; — die Kritik erſchrak alſo bei dem Gedanken an märkiſche Rob Roys und Kenilworths und gab ihrem Schrecken Ausdruck.

Dies war hart genug, aber es war noch nicht das Härteſte. Viel niederdrückender war es, daß ſich die Freundſchaft, wie ſo oft, mit dieſer Kritik identifizierte. Jeder, der in verwandter Lage war, wird an ſich ſelbſt erfahren haben, wie ſchwer dies wiegt. Der Tageskritik läßt ſich trotzen, auch der bitterſten und ſchärfſten; ſie iſt wie ein Sturmwind — nach kurzen Momenten der Gefahr richtet der Baum ſich wieder auf. Anders die Freundſchaftskritik, die Tag um Tag geübte, ſtille Negation der nächſten Umgebung! Sie iſt der Tropfen, der den Stein höhlt. Ihr ſich zu entziehn iſt ſchon da unmöglich, wo uns das Gefühl der Gleichberechtigung oder der Überlegenheit begleitet; doppelt unmöglich wird es da, wo wir unſerer Umgebung eine allgemeine oder eine kritiſche Superiorität ſelber zuſprechen. Dieſer Fall war der Fall unſeres Wilibald Alexis. Es waren nicht Niemande, die ſich nüchtern oder ablehnend gegen ihn verhielten, es waren die beſten Geiſter, die Berlin damals beſaß, oder ſolche, die von Halle, Dresden, Leipzig aus das Berliner Urteil unterſtützten oder machten: Tieck und Fouqué, Hitzig und Chamiſſo, Raupach und Rellſtab,

Varnhagen und Sternberg; unter den jüngeren: Ferrand und Gaudy. Der Einfluß dieser Kühle, den das Einzige, was darüber hinweg helfen kann: eine begeisterte Aufnahme beim Publikum, nicht balanzierte, konnte nicht ausbleiben; Wilibald Alexis schob das Kurbrandenburgische, das kulturhistorisch Märkische, wenigstens vorläufig wieder bei Seite und schrieb „Haus Düsterweg" und die „Zwölf Nächte", Romane, in denen er sich mehr oder weniger als unter dem Einfluß der modernen jungdeutschen Richtung stehend erwies.

Die „Zwölf Nächte" erschienen 1838. In demselben Jahre vermählte er sich mit einer durch Schönheit und Herzensgaben ausgezeichneten Dame, Lätitia Perceval. Schon zwei Jahre früher, 1836, hatte er bei Ferdinand Dümmler ein Bändchen Lyrisch-Episches unter dem Titel „Balladen" herausgegeben. Bei Besprechung dieses jetzt halb verschollenen Büchelchens verweilen wir einen Moment.

Wenn mit Recht gesagt worden ist: „Besser als an Eichbäumen erkenne man an den Strohhalmen von wo der Wind weht," so gilt im Gegensatz zu Romanen ein gleiches von Liedern und Gedichten. Das Kleine charakterisiert oft rascher und durchschlagender als das Große, und wenn ein umfangreiches Werk, an dem äußerliche Erlebnisse und ganze Bibliotheken mitgearbeitet haben, uns im Zweifel über die eigentlichste Beanlagung seines Verfassers lassen mag, so schließt ein Lied uns das Geheimnis seines Wertes oder Unwertes auf. Hier sprechen je nachdem Selbständigkeit und Nachahmung, Innerlichkeit und Phrase, Reichtum und Armut am deutlichsten zu uns und gestatten Rückschlüsse auf eine vorhandene Kraft oder Ohnmacht. Selbstverständlich so weit die Poesie in Betracht kommt. Ein schlechter Lyriker mag im übrigen ein Newton oder ein Moltke sein. Zudem muß man auf

diesem Gebiet vom äußern Erfolg absehen. Das Tiefste hat das kleinste Publikum.

Was nun die „Balladen" von Wilibald Alexis angeht, so geben sie uns, wie es Dichtungen sollen, den ganzen Mann. Wir haben hier konzentriertes Leben. Das Beste, das aus seinem Herzen kam, wir finden es hier. Das Buch selbst ist tot, aber einzelne seiner Blätter leben und werden weiter leben. Dahin gehören in erster Reihe: „Fridericus Rex, unser König und Herr" und „General Schwerin". Das erstere ist längst zu einem Volkslied geworden, so ganz und gar, daß die wenigsten den Verfasser kennen und darauf schwören würden, daß es vor mehr als hundert Jahren, in den Tagen des Siebenjährigen Krieges entstanden sei; das andere, von gleicher Schönheit, ist minder ins Volk gedrungen, wird es aber auch noch. Gut Ding will Weile haben. Ich gebe nur drei Strophen daraus:

„Schwerin, mein General, ist tot,
Schwerin ist tot!
Sie luden in eine Kanone ein
Vier Kugeln schwarz wie Pech und Stein,
Vier Kugeln in der Prager Schlacht,
Die haben meinem General den Tod gebracht.
Schwerin ist tot.

General Schwerin ergriff die Fahn':
„Allons, Grenadiers, ich gehe voran!"
Vier Kugeln, ach, von heißem Blei,
Die rissen dem General die Brust entzwei,
Schwerin ist tot!

Er sank, die Fahn' in seiner Hand,
Wie ein guter Preuß' und Protestant.
‚Es lebe mein König!' rief er noch,
Und hörte die Siegestrommeln noch.
Schwerin ist tot!"

Neben dem Holteischen „Mantellied" mit seinem erschütternden:

„Und mögen ſie mich verſpotten,
Du bleibſt mir teuer doch,
Denn wo die Fetzen herunterhangen,
Sind die Kugeln hindurchgegangen,
Jede Kugel, die machte ein Loch",

iſt auf dem Gebiete preußiſcher Kriegslyrik, vielleicht aller Kriegslyrik überhaupt nie ſchöneres geſchrieben worden als der „Fridericus Rex" und „Schwerin iſt tot". Dieſe beiden Gedichte allein würden ausreichen, den Namen ihres Verfaſſers, ſo lange es ein Preußen gibt, unſterblich zu machen.

Mit dem „Cabanis" war er an der Stelle geweſen, wo er hingehörte; äußere Einflüſſe, wie wir ſahen, hatten ihn davon abzudrängen vermocht; jeder hat durch ſolche Kämpfe und Schwankungen zu gehen; aber, Gott ſei Dank, ein Stamm, der beſtimmt iſt, geradlinig aufzuwachſen, überwindet alle Irrungen nach rechts und links und ſchießt, ſich ſelber überlaſſen, wieder nach oben. Jene äußeren Einflüſſe erlahmten oder ſchwanden ganz: Varnhagen zog ſich mehr und mehr in ſeinen Schmollwinkel zurück, Simrock ging an den Rhein, Tieck und Fouqué wurden alt oder entfremdeten ſich dem Berliner Leben; Hitzig, Chamiſſo, auch die Jüngeren, Ferrand und Gaudy, ſtarben fort. Was er menſchlich an dieſem Hinſcheiden verlieren mochte, gewann er literariſch. Er fand ſich ſelber wieder; er knüpfte da an, wo er 1832 ſtehen geblieben war; acht Jahre ſpäter, 1840, erſchien der erſte jener vaterländiſchen Romane, zu denen „Cabanis" der Vorläufer geweſen war.

Das Jahr 1848 mit ſeinen politiſchen Erregungen, man darf auch ſagen, mit den Forderungen, die es an einen Mann wie Wilibald Alexis ſtellte, unterbrach ſein ruhiges, ſich immer mehr klärendes, ihm immer bewußter werdendes Schaffen. Bald nach den Märztagen, von einer größeren italieniſchen Reiſe zurückgekehrt, trat er in die Redaktion

der „Vossischen Zeitung“ ein (der sein Schwager Rellstab schon seit langem angehörte) und blieb bei ihr etwa ein Jahr lang tätig. Dann schied er aus, um zu seinen „Historien“ zurückzukehren. Die Journalistik war nicht sein Feld. Er war zu reizbar, verfügte auch nicht über jene rasche Produktionskraft, die das Zeitungswesen wohl oder übel erheischt. Anderes kam hinzu. Ein von ihm herrührender Artikel hatte eine Reprimande König Friedrich Wilhelms IV. erfahren, etwa des Inhalts: „Von Ihnen hätt' ich mir Besseres erwartet.“ Dergleichen konnte er nicht ertragen; Anstoß geben war überhaupt nicht seine Sache, und nun gar Anstoß an solcher Stelle! Er zog sich zurück, verdrossen über Persönliches und Allgemeines. Die Ära Hinkeldey behagte ihm nicht; der neue Geist, der auf Sanssouci umging, hatte nichts gemein mit dem alten, der hier einst ein Menschenalter hindurch geherrscht hatte; er fühlte sich in seinen besten Empfindungen verletzt und seine Arbeiten aus jener Zeit lassen diese Mißstimmung zum Teil erkennen. Berlin war ihm vergällt, und bei aller Vorliebe für die Mark gab er sie auf, um der Hauptstadt nicht länger allzu nahe zu sein.

1853 kaufte er sich in Arnstadt in Thüringen an und baute sich daselbst ein bequem eingerichtetes Haus, das, mit der Rückseite an einer schönen Lindenallee gelegen, die Aussicht hatte auf freundliche, bis in den Spätherbst blühende Gärten und grüne Berge im Hintergrund. Er fühlte sich in dieser Stille glücklich. Da traf ihn plötzlich 1856, mitten im rüstigsten Schaffen, ein Schlaganfall, der sich im Jahre 1860 wiederholte. Von da ab war er gebrochen. Er vermochte noch zu folgen, noch zu verstehen, er las, ihm blieb die Fähigkeit, Geistiges aufzunehmen und sich innerlich zustimmend oder ablehnend dazu zu stellen; aber die Kraft, das geistig in ihm Vorgehende

auszudrücken, war ihm genommen. Er verwechselte die Worte. Es war dasselbe Leiden, an dem, genau um dieselbe Zeit, König Friedrich Wilhelm IV. dahinsiechte.

Gutzkow, der den kranken Poeten damals sah, schreibt über diese Begegnung: „Das Wiedersehen mit diesem, in seinen Vorstellungen klaren, von der heftigsten Willensregung und Mitteilungslust ergriffenen und dabei doch an jeder Kundgebung gehinderten, ausgezeichneten, an Lebenserfahrungen und Talenten so reich gewesenen Mannes war in der Tat erschütternd."

Die Jahre, die von 1860 an folgten, waren, wie sich voraussehen ließ, keine Freudenjahre mehr; es fehlte jetzt das, was das Glück eines solchen Hauses ausmacht: die geistige Arbeit, die Freude am Schaffen. Aber so viel Freude, wie überhaupt noch denkbar war, so viel blieb ihm. Pflege, milde Geduld, Entsagung, — die leuchtende Erscheinung einer selbstsuchtslosen Liebe wurden dem Haus ein neuer Glanz, und Gastlichkeit und feine Sitte trugen das ihre dazu bei, ein wohltuendes Licht innerhalb seiner Mauern nicht ersterben zu lassen.

Besucher kamen von nah und fern; aber der intimere Verkehr, wenn wir von einigen Anverwandten (Pflegetöchter, an denen der Dichter mit besonderer Liebe hing) absehen, beschränkte sich doch ausschließlich fast auf zwei Personen: Propst Drenckmann und Appellationsgerichtsrat Dr. Vollert. Zu Dr. A. Vollert in Eisenach trat er um diese Zeit auch in literarisch-geschäftliche Beziehungen. Wilibald Alexis hatte von 1841 an (damals in Gemeinschaft mit dem Kriminalgerichtsdirektor Hitzig) den „Neuen Pitaval" herausgegeben und das Werk bis zum 28. Bande fortgeführt [1]. 1861 ging die Redaktion auf Dr. A. Vollert

[1] Der „Neue Pitaval" war eine Sammlung der interessantesten Kriminalgeschichten aller Länder älterer und neuerer Zeit, die von

über. Bis 1872 waren bereits 42 Bände dieſer berühmten Sammlung erſchienen. An der politiſchen Neugeſtaltung Deutſchlands, an unſeren Siegen 1864 und 1866, auch noch an dem großen Kriege von 1870, nahm er den lebhafteſten Anteil, denn es blieb ihm ſein preußiſches Herz bis zuletzt getreu, und wenn er dem Hochgefühl über die Erfüllung ſeines Jugendtraumes auch nicht mehr in Worten Ausdruck geben konnte, man ſah es doch an dem freudig glänzenden Auge, wie tief er empfand. Eine beſondere Freude ward ihm noch 1867, als ihm König Wilhelm, auf Antrag des Kronprinzen, den Hohenzollernſchen Hausorden verlieh. Ob er ihn noch getragen, iſt gleichgültig; es gab keinen Mann in Preußen, deſſen Bruſt, ſpeziell an der Stelle, wo das Herz ſitzt, mehr Anſpruch darauf gehabt hätte, mit dieſem Kreuze geſchmückt zu werden. Allein ſein „Fridericus Rex" hatte ihm den vollgültigſten Titel darauf verliehen.

Das war 1867. Die Jahre gingen. Er war müde geworden, er ſehnte ſich nach Ruhe. Wer damals, um die Sommerzeit, nach Arnſtadt kam und an ſtillen Nachmittagen unter den Bäumen des Parkes ſpazieren ging, der begegnete einem Wägelchen, drin ein Kranker langſam auf und ab gefahren wurde: ein alter Herr, das Haupt entblößt und auf die Seite geneigt, das Geſicht intereſſant, trotz aller Zeichen des Verfalls. Dieſer Kranke war Wilibald Alexis. Manches Auge iſt teilnahmvoll dieſem ſtillen Gefährt gefolgt[1].

Wilibald Alexis und Hitzig auf Veranlaſſung der Firma F. A. Brockhaus begonnen wurde. Nach Hitzigs Tode (1849) hatte die Fortführung des Werkes Wilibald Alexis allein obgelegen. So lange er bei geiſtiger Vollkraft war, hatte er dem „Neuen Pitaval" jederzeit eine beſondere Liebe zugewandt. Er hing mit poetiſch-pſychologiſchem Grauen an dieſer „Nachtſeite der menſchlichen Natur".

[1] S. die letzte photographiſche Aufnahme des Dichters in dem hier erwähnten Rollſtuhl: Literariſches Echo I, Heft 1 (1898). D. H.

So kam der Dezember 1871. Am 8. wurde er bettlägerig; vier Tage später wußte er, daß er sterben werde und nahm Abschied von seiner treuen Pflegerin, ihr in rührenden Zeichen, da er das Wort nicht finden konnte, für ihre Liebe dankend. Dann verfiel er in einen bewußtlosen Zustand; am 16. schloß sich sein Auge für immer. Am Vorabend vor seinem Begräbnis wurde ein Gottesdienst an seinem offenen Sarge gehalten. „Er lag wie in Blumen begraben; nur sein Antlitz sichtbar. Er sah ernst, bleich, müde aus, so müde, wie ich noch keinen Toten gesehen." Um den Sarg her standen die nächsten Anverwandten: seine Frau, seine Pflegetochter, Frau Majorin von Döring (Witwe seit dem Tage von Gravelotte), deren Schwester, Frau Hauptmann von Zedlitz, zwei Schwägerinnen, Appellationsgerichtsrat Dr. Vollert aus Eisenach, Bankdirektor von Holtzendorff aus Gotha. Aus Berlin war niemand erschienen. Oberkonsistorialrat Propst Dreckmann sprach am Sarge schöne Worte des Trostes und der Erbauung, zugleich ein Lebens- und Charakterbild des vieljährigen Freundes vor den Versammelten entrollend.

Einem Brief Dr. A. Vollerts durfte ich über den Charakter Wilibald Alexis das folgende entnehmen. „Ich glaube, daß Sie Widersprechendes über Häring hören werden, denn er war nicht leicht zu erkennen: ein Gemisch von Schelm und kraftvollem, knorrigem Mann, dabei ein echt kindlicher Sinn. So lange er gesund war, ungesellig, schweigsam und gelegentlich unzufrieden; seit seiner Krankheit viel liebenswürdiger, heiterer, gesprächiger und höchst vergnügt, wenn er einmal im Hause eines Freundes sein konnte. Er war nie sentimental, liebte und besaß gesunden Humor, Tiefe des Gemüts und einen auf das Ideale gerichteten Sinn. Während seiner letzten Lebensjahre (denn, wie immer wieder hervorgehoben werden

muß, ſein Geiſt blieb klar) traten ihm auch religiöſe Fragen näher. Ich weiß, daß er gern in der Bibel las und wiederholentlich das heilige Abendmahl empfing. Aller Orthodoxie indeſſen blieb er entſchieden abgeneigt. In politiſcher Beziehung war er altliberal. Freiherr von Vincke, Graf Schwerin, Camphauſen, das waren die Männer, zu denen er hielt; ob er den Nationalliberalen ſich angeſchloſſen hätte, iſt mir zweifelhaft. Dennoch mag das auf ſich beruhen. Er war keine Windfahne, buhlte nicht mit der Macht, huldigte nicht dem momentanen Erfolg; er haßte das Zyniſchſein in der Wahl der Mittel, ebenſo das Schwätzen über alles. Er gab nicht zu, daß der politiſche Kampf ein Recht habe, unter Umſtänden mit Ausſchluß aller guten Sitte geführt zu werden . . . Eine große Liebe hatte er von jeher zur Natur. Zu allen Zeiten ſeines Lebens iſt er gern gewandert, oft mit dem Ranzen auf dem Rücken. Dies Wandern, ſo lange er noch ſchaffensfähig war, hielt ſeine Seele friſch. Seine Bücher machen deshalb nirgends den Eindruck des Müden und Abgeſtandenen, ſelbſt da nicht, wo es zweifelhaft ſein mag, ob man ſie intereſſant nennen kann. Auch wiederholt er ſich nicht in ſeinen Landſchaftsſchilderungen; er ſah eben immer neues. Dieſe Vorliebe für die Natur blieb ihm bis zuletzt, und eine Wagenpartie nach Elgersburg, Ilmenau oder Schmücke zählte zu ſeinen größten Vergnügungen. Man empfand dann, das Herz ging ihm auf; ſeine Augen lachten wieder . . . Merkwürdig war ſein lebendiges Intereſſe für ‚Mordgeſchichten‘. Ich habe ihm faſt jeden Prozeß, den ich ſeit 1861 in den Pitaval aufnahm, erzählt, und je blutiger die Sache war, deſto mehr hatte ſie ſeinen Beifall . . . Er war ein guter Wirt, für ſeine Perſon einfach und bedürfnislos; aber was ihn umgab, das Haus und ſeine Einrichtung, mußte gefällig, geſchmack-

voll ſein. Er hatte ein Auge für dieſe Dinge; viele, zum teil gute Bilder, ſchmückten ſeine Zimmer. Er hing an allem, womit er ſich eingelebt hatte und trennte ſich ungern von ihm bequem gewordenen Möbeln und Kleidungsſtücken."

So weit Vollert. Von anderer Seite wurde mir das Bild dahin vervollſtändigt: „Er hielt am Konſtitutionalismus feſt und verſtand zu hoffen, wurde alſo vielfach getäuſcht und hintergangen. Er war reinen Herzens, ſanftmütig, hilfebereit. Manchen hat er „herausgezogen". Wie ein Tropfen fremden Blutes pulſte ihm etwas von Spekulationsgeiſt in den Adern. Unternehmungen reizten ihn; er hat meiſt teuer dafür bezahlen müſſen. In Geſellſchaft war er ſchweigſam, aufmerkſam, beobachtend. Auch in der Mittwochsgeſellſchaft, die alle damaligen litterariſchen Namen der Hauptſtadt umfaßte, verhielt er ſich paſſiv. Er hatte den immer ſeltener werdenden Vorzug, beſſer hören als ſprechen zu können. Dies ging ſo weit, daß er jedem begründeten oder auch nur ehrlichen Tadel ein alleraufmerkſamſtes Ohr lieh. Er war demütig, beſcheiden, fleißig; in allen Dingen ſo gewiſſenhaft wie möglich. Dabei ſtand ihm andererſeits ein ſcharfes Urteil zur Seite, das ihn davor bewahrte, ſich gegen ſchwächeres ohne weiteres in den Schatten zu ſtellen. Aber dies vergleichsweiſe Selbſtbewußtſein hatte dann immer einen ſachlichen, nie einen perſönlichen Charakter. Mit ſeinem Schwager Rellſtab lebte er in ſtiller litterariſcher Fehde. Man bemängelte ſich gegenſeitig; jeder kannte die Schwächen des andern, aber das perſönliche Einverſtändnis wurde nicht geſtört. Wie politiſch, ſo nahm Alexis auch kirchlich eine Mittelſtellung ein, wenigſtens ſo lange er Berlin angehörte. Er ſuchte, ohne recht zu finden. Man könnte ſagen; er glaubte das, was er nicht glaubte und umgekehrt. Dies war im innerſten Zuſammenhange damit, daß er den

Romantizismus, die ‚Tieckſche Ironie' nie ganz los wurde. Er begeiſterte ſich für eine Sache, um auf der Höhe der Begeiſterung in Skepſis zu verfallen. Das „alle Dinge haben zwei Seiten" war in ihm zu Fleiſch und Blut geworden; er war wie doppelſichtig und ſah Avers und Revers der Medaille zu gleicher Zeit. Eine wunderbare Miſchung von Vertrauen, Spott, Zweifel; aber voll Zweifel nur den Dingen gegenüber. Im Verkehr mit den Menſchen ein Kind ohne Argwohn."

Gutzkow hebt ſeine Neidloſigkeit hervor: „Er war im Urteil über die Gaben anderer gerecht. Mit herzlichem Anteil konnte er den Erfolg eines Rivalen auf dem gleichen Gebiet, auf welchem er ſelbſt arbeitete, ertragen, fördern, ſogar in verſchiedenen Blättern dasſelbe Urteil wiederholen. Todſchweigen, nur ſich ſelbſt im Auge haben, anerkennen nur auf Gegenſeitigkeit — dieſe häßlichen Eigenſchaften des gegenwärtigen literariſchen Verkehrs waren ſeinem edlen Gemüte fremd."

II.

Nach dieſen Vorausſchickungen, die ſein Leben und ſeinen Charakter betreffen, wende ich mich nun ſeinen Arbeiten zu, jenen märkiſch-preußiſchen Romanen, die, mit dem „falſchen Waldemar" beginnen und mit dem „Iſegrim" ſchließen. Ich halte in ihrer Beſprechung die hiſtoriſche Reihenfolge feſt, nicht die, in der die Romane, ziemlich bunt durcheinander, entſtanden.

„Der falſche Woldemar" iſt eine Darſtellung der Epoche von 1348—50 oder 55, wo es der lützelburgiſchen Partei, Kaiſer Karl IV. an der Spitze, gefiel, den Müller Jacob Rehbock zum Markgrafen Woldemar zu machen, unter Vorgabe, daß dieſer 1319 nicht geſtorben, vielmehr zur Beruhigung ſeiner Seele dem gelobten Lande zugepilgert

sei. Die Kunde von der Not seines Landes habe ihn zurückgerufen. Es gibt bekanntlich eine ganze Woldemar-Literatur, in der, mit Scharfsinn und Erbitterung, für und gegen seine Echtheit gefochten wird. Der Gelehrtenstreit hierüber hat den Waffenstreit um ein halbes Jahrtausend überdauert und ist noch nicht geschlichtet.

Wie stellte sich nun Alexis zu dieser Frage? Höchst eigentümlich. Er läßt uns bis auf die letzten Seiten im Zweifel darüber, ob wir uns all die Zeit hindurch dem echten oder unechten gegenüber befunden haben, und als er schließlich einer bestimmten Stellungnahme zu der Frage nicht mehr gut ausweichen kann, führt er in poetisch-mystischen Paraphrasen den Gedanken durch: „Es sei zwar der unechte gewesen, aber — doch der echte.“ Die betreffende Stelle ist zu charakteristisch, als daß ich sie hier nicht wiedergeben sollte. Der Graf von Anhalt ist dem Helden des Romans zuletzt doch zweifelnd entgegengetreten und ruft ihn nun an: „Bist du Wahrheit oder bist du ein Lügengebilde?“ Worauf Woldemar antwortet: „Ein Gelöbnis lag auf der Brust Woldemars, nach Palästina zu wallfahren. Als er zum Sterben kam, ließ ihn das unerfüllte Gelöbnis nicht sterben. Wer war der, der es auf sich nahm, die heiligen Aufträge eines Sterbenden zu erfüllen? Ich pilgerte ins gelobte Land statt seiner. Ich trug die Seele eines andern. Wer solche Vollmacht übernimmt, der stirbt für sich, er wird ein anderer.“ Und dann gleich darauf: „Der große Woldemar hat seine Sündenlast (durch mich) am Grabe des Herrn niedergelegt; — der freigewordene Woldemar, ihn rief Gott in sein Land zurück. Das ist Wahrheit. Sinnst du nach über das Rätsel? Ich kann es dir nicht anders lösen.“

Ja, Rätsel! Der mystischsten eines. Was Alexis

seinem Helden in den Mund legt, und womit er ersichtlich seine eigene Anschauung identifiziert, das heißt: „Ich (falscher Woldemar) trug die Sünden des echten, in heiliger Mission des Sterbenden, nach Palästina und legte sie am Grabe des Erlösers nieder. Der nun Sündenentlastete, als er der Not seines Landes gewahr wurde, kehrte als Schutzgeist in die Mark zurück und wählte, um in die Erscheinung zu treten, als sterbliche Hülle mich."

Hier haben wir, wie den Kern dieser Gestalt, zugleich den Kern des ganzen Romans. Es muß unentschieden bleiben, ob Alexis diese Art der Anschauung aus romantischer Laune freiwillig wählte, oder ob er sich zu dieser oder einer verwandten Auffassung durch die Betrachtung gezwungen sah, daß ein beständig auf den Höhn wandelnder, von Patriotismus strotzender falscher Woldemar dem Lügnerischen auf die Dauer unerträglich sei, wenn es nicht gelänge ein Wahrheitsmäntelchen umzuhängen. Ich sage, diese Frage mag unentschieden bleiben. Wahrscheinlich aber ist es, daß die romantische Laune, die Freude an einer mystisch-rätselvollen Gestalt den Ausschlag gab. Entgegengesetzten Falles würde seinem geübten Auge schwerlich entgangen sein, daß der prophetische Aufputz, die Wundertäterschaft, die Ehrenmannsallüren, anstatt über das Häßliche der Lügenhaftigkeit hinwegzuhelfen, nur dahin wirken konnten, das an sich Untolerable noch untolerabler zu machen. Alle die „Falschen", die bisher, namentlich von der Bühne herab, zu uns sprachen, glaubten entweder treu und ehrlich an ihre Echtheit, oder aber, wenn sie von ihrer Unechtheit überzeugt waren, bekannten sie diese jeden Augenblick vor sich selbst und empfanden es als ein sühneheischendes, über kurz oder lang die Strafe heraufbeschwörendes Unrecht, diesem oder jenem Staatszweck zuliebe zur Rolle einer Lügenpuppe ver-

urteilt zu ſein. Solche Geſtalten, in dem ſittlichen Kampf, den ſie kämpfen, flößen uns ein Herzensintereſſe ein; wir folgen ihnen gern, ſie ſind von unſerm Fleiſch und Bein, ſie ſind Menſchen; dieſer falſche „Woldemar" aber iſt ein Schemen, und das Intereſſe, das wir an ihm nehmen, iſt ein ſpukhaftes. Die großen Worte retten ihn nicht, auch nicht die Reinheit ſeines Wandels. Er iſt ein Mormonenprieſter ohne ſieben Frauen, ein Johann von Leyden ohne Harem. Die Sinnlichkeit fehlt, aber die Sittlichkeit hat dadurch um nichts gewonnen. Er ſpricht wie der Uhlandſche Sänger „von allem Hohen, was Menſchenherz erhebt", aber er bleibt eine beliebige menſchliche Hülle — gleichviel ob Jakob Rehbock oder nicht —, in die nur Beelzebub, der Vater der Lüge, gefahren iſt.

Dies zu beſtreiten, durch poetiſch-myſtiſchen Apparat den Lügengeiſt in den entſühnten Geiſt des großen Woldemar umzuwandeln, iſt die Aufgabe, die ſich Alexis in dieſem Romane geſtellt hat. Hat er ſie gelöſt? Wer den hiſtoriſchen Sinn hat, wird antworten: nein. Wer umgekehrt den Hang hat, ſein Leben mit Wundern und allenfalls auch mit Wunderlichkeiten zu umſtellen, wird antworten: ja. Es iſt eine Art Glaubensfrage. Weſſen Glaube ſtark genug iſt, um die Rückkehr eines Geiſtes aus jenem in dieſes Leben und ein Wohnungbeziehen in der Hülle eines noch hier Wandelnden glaubhaft zu finden, und zwar mit der Modifikation, daß der hier unten Wandelnde aufhört, er ſelbſt zu ſein, und nun jener andere wird, — weſſen Glaubenskraft über dieſes Vollmaß verfügt, der wird in dem „falſchen Woldemar" einen der glänzendſten Romane bewundern müſſen, die je geſchrieben wurden. Ich gehöre zu dieſen Allerglaubenskräftigſten nicht. Die Kunſt der Darſtellung, die Macht der Sprache, die romantiſche Luſt, um nicht zu ſagen: die romantiſche

Überzeugung von seiten des Dichters ist freilich so groß, daß er momentan auch den widerwillig Nüchternsten in seinen Bann zwingt, aber nur um den Zweifel hinterher mit verdoppelter Macht heraufzubeschwören. Ich würde schließlich doch sagen müssen: das Ganze, wenn die Poesie mehr ist als ein Schattenspiel, ist verwirrend und unstatthaft, weil es einem falschen Glauben Altäre errichtet; eine allerglänzendste Leistung, aber wie ein Schneemann im Nordlichtglanze aufgeführt. In die Sonne gestellt, schmilzt seine Unterlage und er selber fort.

Historisch-chronologisch folgt „Der Roland von Berlin“. Er spielt genau hundert Jahre später und umfaßt den Zeitraum von 1442—49. Es ist dies die entscheidende Epoche in dem mittelalterlich freien Leben der Städte Cölln und Berlin. Die Anstrengungen ihrer Freiheit gehen unter an Nebenbuhlerschaft, innerer Fehde, Selbstsucht und Selbstgerechtigkeit. Bürgermeister zu jener Zeit war Johannes Rathenow, dessen Eltervater bereits mit Albrecht dem Bären ins Land gekommen war. Der Roman ist zunächst eine Geschichte seines (des Johannes Rathenow) Hauses. Sein einzig Kind, Elsbeth, liebt den Henning Mollner, eines Raschmachers Sohn. An ein Ehebündnis ist nicht zu denken. Henning, ein Kleinbürger, ein Handwerker; auf der andern Seite Elsbeth, die Tochter des ersten Mannes der Stadt, eines Patriziers aus altsächsischem Geschlecht. Johannes Rathenow erklärt: „Eh' nicht der Roland von seinem Stein springt und durch die Stadt schreitet, eh' kann mein Kind nicht die deine werden.“ Natürlich tritt schließlich dieser Moment ein; d. h. der Berliner Roland ‚springt‘ nicht selbst vom Stein, wird aber herabgenommen. Der Sieger Kurfürst Friedrich II. entfernt das Sinnbild städtischer Macht und Freiheit von seinem Rathausplatz. Der Roman wurde geschrieben, um

in einer Reihe hiſtoriſcher Genrebilder ein Geſamtbild des republikaniſch-freiheitlichen Lebens unſrer Städte Berlin und Cölln zu geben. Dies iſt die Tendenz. Wilibald Alexis, wenn ich recht berichtet bin, gedachte der Gegenwart einen Spiegel vorzuhalten: ſo waren eure Väter und ſo ſeid *ihr*. Es heißt, er habe an keinem ſeiner Romane (die übrigens alle einen ſeltenen Fleiß bekunden) mit gleicher Hingebung gearbeitet. Dies iſt ſehr wahrſcheinlich. Man empfängt den Eindruck einer beſondern Sorglichkeit und Gefeiltheit, zugleich freilich auch den einer mehr oder weniger „verlorenen Liebesmüh“. Der ganze Roman repräſentiert ein Mißverhältnis zwiſchen Kraft und Stoff. Die angewandte Kraft iſt außerordentlich, aber der Stoff ſpottet ihrer. Die Vorgänge, um die es ſich handelt, ſind *weder ſo intereſſant noch ſo wichtig*, als Wilibald Alexis uns glauben machen möchte. Die *Abſicht*, ihnen einen Reiz oder eine Bedeutung beizulegen, die ſie in Wahrheit in ſo hohem Grade nicht hatten, beſſert nichts und macht den Leſer nur allzu geneigt, den poetiſchen und hiſtoriſchen Wert noch geringer zu veranſchlagen, als ſie verdienen.

Über beide Punkte, das Romanintereſſe und die hiſtoriſch-politiſche Wichtigkeit, noch ein Wort.

Zum erſten alſo: dieſe Bürgerpatrizier- und Rittergeſtalten, die uns hier zu ganzen Dutzenden vorgeführt werden, können ſie eine tiefere, menſchliche Teilnahme, ein Romanintereſſe in uns wecken? Ich antworte darauf: nur ſehr bedingungsweiſe. Und zwar nur ſehr bedingungsweiſe deshalb, weil wir doch eigentlich herzlich wenig von ihnen wiſſen. Aller Liebe muß eine Kenntnis des Gegenſtandes, den man lieben ſoll, vorausgehen. Das bloße Allgemeine, die Rubrik, die Inhaltsangabe feſſeln ſo gut wie nie: alles Intereſſe ſteckt im Detail; erſt das Indivi-

duelle bedingt unsere Teilnahme; das Typische ist langweilig. Diese Gestalten nun aber, wie sie uns im „Roland von Berlin" vorgeführt werden, sind alle typisch, müssen es sein, weil uns die individualisierenden Züge nicht mit überliefert worden sind. Solche Züge zu erfinden, geht nicht. So stellt sich uns denn alles mehr oder weniger schema- und schemenhaft vor, wobei es sich ereignen kann, daß dieser Schemen ein drei Zentner schwerer Ratsherr ist. Denn gerade auch der „Dicke" gehört mit zu den typischen Figuren. Wie auf den Totentänzen des Mittelalters, denen wir noch in so mancher norddeutschen Kirche (beispielsweise auch in der Berliner Marienkirche) begegnen, so treten auch in diesem Romane der Bischof, der Priester, der Ratsherr, der Junker, das Fräulein als bloße Gattungsgestalten an uns heran. Sie sind Begriffe, nicht Menschen. Aber nur Menschen wecken unser Interesse. Das Mittelalter, weit über das Typisch-Allgemeine hinaus, uns menschlich näher zu führen, hat Josef Viktor Scheffel in seinem „Ekkehard" versucht und auch erreicht. Es ist also möglich. Aber freilich nur unter einer Fülle von Voraussetzungen. Historischer Sinn, poetisches Ahnungsvermögen, rückwärts gewandte Begeisterung, unbedingte Muße, jahrzehntelanges Studium, sie alle sind nötig, um eine Seele derart zu bilden und zu pflegen, daß sie unter den Lebenden unserer Tage wie unter Schatten und unter den Schatten der Vergangenheit wie unter lebensfrischen Gestalten wandelt. Vielleicht hätte Wilibald Alexis dies gekonnt; aber es war ihm, dem wir für so vieles zu Dank verpflichtet sind, doch nicht vorbehalten, nach dieser Seite hin ein wirklicher Entdecker zu sein. So fleißig er war, so historisch er empfand, so tief er grub, er grub doch nicht tief genug. Die Gestalten, die uns aus diesem „Roland von Berlin" heraus grüßen, sind alte Bekannte,

ständige, immer wiederkehrende Mittelaltersfiguren, wie wir sie aus Büchern und Bildern genugsam kennen.

Die zweite der von mir angeregten Fragen ging dahin: wie groß oder wie gering war die historisch-politische Bedeutung der in diesem Romane geschilderten Vorgänge? Vielleicht nicht ganz gering, aber auch sicherlich nicht allzu groß, und keine Anstrengung wird je dahin führen, die Mark zu jenem gelobten Lande zu machen, das von Anfang an, wenn man nur scharf zuzusehen verstehe, die Verheißung Deutschlands gehabt habe. Dieser Gedanke aber zieht sich durch alle die Romane hindurch, während in Wahrheit Kurbrandenburg ein bloßes Reichsanhängsel war und die Lehmkatenherrlichkeit unserer Städte in allem, was Reichtum, Macht und Kultur anging, neben dem eigentlichen Deutschland, neben den Reichs- und Hansastädten verschwand. Wir bedeuteten damals nicht mehr als Mecklenburg, Pommern, Holstein; zuzeiten erheblich weniger. Mit Recht sagt Gutzkow: „Gewiß kann man mit Interesse bei dem Gedanken verweilen, wie doch so wunderbar dieser Zollernsche Stamm emporgekommen; daß aber für ganz Deutschland eine Vertiefung in diese wunderbare Begebenheit, die Verwandlung der märkischen Lokalgeschichte in Reichsgeschichte eintreten sollte, das kann immer nur ein Traum bleiben. Was wir jetzt ernten, das sind die Früchte unserer Zeit. Es sind die Früchte der Ideen, die seit Jahren dem märkischen Tannenbaum einokuliert wurden. Diese neue Zeit aber mit der Heraufführung der ‚faulen Grete' beginnen zu wollen, ist eine Torheit." Diesen Sätzen stimme ich zu. Der Roman selbst, der uns hier beschäftigt, kann an einigen Stellen nicht umhin, Ähnliches auszusprechen. „Und was sind diese Krähennester", so heißt es darin, „gegen eine Reichsstadt! Schlammpfützen, Pfahlbauten! von ehegestern

alles ... Und wenn sich das, was drin umherkriecht, mit deutscher Abkunft brüstet, so sind es Flamänder und Friesen, die das Wasser, das an der Nordsee sie vertrieb, hier im feuchten Schmutze wiederfanden. Es war der rechte Mischmasch zu dem wendischen Gezücht. Plump, halsstarrig, faul, Trunkenbolde; ohne Schwung und Erhebung, bleiben sie fest, wo sie sich hinsetzten ... Nichts Geschmeidiges; ist dumm und will nicht klug werden; ist versessen auf was es hat, und nimmt nichts an, was von außen kommt. Man mag's ihnen ins Land, man mag's ihnen ins Haus tragen, sie stellen's in den Winkel und bleiben beim alten."

Für mich persönlich steht es fest, daß diese Schilderungen, und nur diese, das im wesentlichen Richtige treffen. Wenn es einen gab, der scharfen und, wenn er wollte, vorurteilsfreien Auges derselben Überzeugung war, so war es Willibald Alexis selbst. Er schloß aber das Auge absichtlich; und aus der ethischen Absicht heraus, dem Bourgeoistum von 1840 einen Anstoß zum Bessern zu geben, erzählte er ihm ein historisches Märchen von der Freiheit und Herrlichkeit der Berliner Ratmannen von 1440. Was anfangs künstlich heraufgeschraubte Tendenz war, wurde schließlich, wie's immer so geht, zu einer Art von Überzeugung. Er enthusiasmierte sich selbst an seinem Wort und seinen Gebilden. Ich persönlich habe von dieser Zeit, in all und jeder Beziehung, die allerniedrigste Vorstellung und segne die Stunde, wo der Schloßbau als „Zwing-Berlin" fertig ward. Es war, um es zu wiederholen, eine rohe, tölpische, allem Geistesleben seitab stehende Bevölkerung und nur von einem noch weiter entfernt als von Geist und Kultur — von wirklicher Freiheit. Wer anders über jene Epoche denkt, dem mag das Herz höher schlagen, wenn er von der Herrlichkeit der Schumms und Blankenfeldes liest, aber dieser Glücklichen werden wenige sein.

Die „Hosen des Herrn von Bredow“ spielen zehn Jahre vor dem Auftreten Luthers, zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, wo das sprichwörtlich gewordene:

„Jochimken, Jochimken hyde di,
Wo wi di kriegen, do hängen wi di.“

an die Schlafzimmertür Joachims I. geschrieben und dem jungen Kurfürsten ein Sporn wurde, dem Buschklepperwesen ein Ende zu machen. Der Roman schildert einerseits die Übertretungen, andererseits die Ahndungen; das Kapitel „Kläger und Günstling“, in dem vor versammeltem Hofe der „Lindenberger“, der Vertraute und Geheime Rat des Kurfürsten, durch diesen selbst als Wegelagerer entlarvt und verurteilt wird, zählt mit zu dem Schönsten und dramatisch Erschütterndsten, was Alexis je geschrieben hat.

Die Verurteilung Lindenbergs indes — ein Rechtsübergriff, wie die damaligen Edelleute vermeinen — ruft gegen Joachim eine völlige Adelsverschwörung wach; man versammelt sich in der Köpnicker Heide und beschließt, den „Schädiger an Recht und Ehre“ zu umstellen, aufzuheben, wenn es sein muß, ihn zu töten. An der Spitze steht Otterstädt. Ebenfalls mit im Komplott — nicht weil ihn sein Herz dazu drängt, sondern weil man ihm beim Trunk sein adelig Wort abgeschwatzt hat — ist der alte Götz von Bredow auf Hohen-Zietz. Er will auch „mitreiten“. Aber seine ehrsame Frau Brigitte, die ein klug Einsehen davon hat, daß die Hohenzollern es schließlich doch länger machen werden als die Otterstädts, läßt den vom Nachttrunk schwermüden Mann nicht nur die richtige Stunde zum Ausritt verschlafen, sie entführt ihm auch mittlerweile seine alten Familienhosen, die „Elensbüchsen“, die einzigen, die er überhaupt hat, so daß sich ihm, als er schließlich erwacht, wie von selber das Nachreiten ver-

bietet. Wer kann hoſenlos zu Felde? So wird der Zwiſchenfall zur Rettung ſeiner ſelbſt und ſeines Hauſes. Über die anderen Verſchwörer bricht der volle Zorn des Kurfürſten herein; ſie büßen es mit dem Leben; Götz von Bredow aber, deſſen inzwiſchen bis ins Berliner Schloß geſchafften „Elensledernen" den vollgültigen Beweis erbringen, daß er, trotz ſeines Verzeichnetſeins auf der Liſte, nicht „mit dabei geweſen" ſein kann, geht nicht nur heil aus dieſem Wirrſal hervor, ſondern wird auch mittelbar in den Hofadel eingereiht, indem ſeine Kinder, Hans Jürgen und Eva in den perſönlichen Dienſt des Kurfürſten und der Kurfürſtin treten.

Die „Hoſen" bilden in dieſem Romane etwa denſelben Mittelpunkt wie das Rolandsbild in dem „Roland von Berlin". Doch iſt in dem Hoſenromane alles viel konzentrierter und dadurch (ganz abgeſehen von dem Draſtiſchen der Situation) auch viel wirkſamer. Der Roland, in der breitangelegten Erzählung gleichen Namens, iſt ein Mittelpunkt, den man erſt ſuchen muß. Anders die Elensbüchſen in den „Hoſen des Herrn von Bredow". Um ſie ſelbſt dreht ſich in ebenſo unmittelbarer wie ergötzlich-gemütlicher Weiſe von Anfang an die ganze Geſchichte, ſie ſpielen nicht nur mit, ſie ſind Held und Clown zugleich, und aller Wunderſegen, der nur je an etwas Äußerlichem gehaftet hat, wir erwarten ihn von dieſen Inexpreſſibles. Wir gewinnen ſie lieb, wir ſorgen uns, wenn ſie fehlen, wir freuen uns, wenn ſie wieder da ſind. Sie ſind wie ein treuer Diener, ein Hund, ein Talisman. Die Kunſt, mit der dies durchgeführt iſt, und zwar ohne irgendwo oder wie anſtößig, albern oder langweilig zu werden, iſt außerordentlich. Das wenige, das ſich von Marotte und Schelmerei mit einmiſcht, ſtört nicht, ſondern ſteigert vielleicht nur noch die Wirkung. Hätte ſich Wilibald Alexis

entschließen können, das Ganze knapp novellistisch zu behandeln, statt wenigstens partiell in volle Romanbreite und lange Dialoge zu verfallen, so würde diese Erzählung eine Zierde unserer Literatur und völlig eigenartig sein, etwa wie Chamissos „Peter Schlemihl", Eichendorffs liebenswürdiger „Taugenichts" oder Fouqués „Undine".

Der Roman „Der Wärwolf" gilt gemeinhin als eine Fortsetzung des vorigen. Einige Personen, wie die alte Brigitte, Eva und Hans Jürgen, vor allem der Kurfürst selbst, werden in der Tat aus dem einen in den andern mit herübergenommen; nichtsdestoweniger ist der Inhalt beider grundverschieden. Das macht, das Jahr 1517 und mit ihm das Auftreten Luthers liegt dazwischen. Wenn der eine Roman die letzten Reste des Raubrittertums bringt, so bringt der andere die ersten Anfänge der märkischen Reformation. Die Stellung des Kurfürsten zu beiden Erscheinungen ist eine sehr ähnliche. Die eine wie die andere betrachtet er als Auflehnung, und mit derselben Energie wie gegen die Wegelagerei erhebt er sich auch gegen die Ketzer. Aber mit sehr verschiedenem Erfolg. Den qualmenden Stumpf der einen konnte er austreten, das helle Siegesfeuer der andern schlug ihm über dem Kopf zusammen.

Der Schauplatz der sich entspinnenden Kämpfe ist, so weit der Roman in Betracht kommt, zum wesentlichsten Teile das Haus des Kurfürsten selbst. Elisabeth von Dänemark (Christians II. Schwester) war im stillen zur neuen Lehre übergetreten. Es werden die Vorgänge geschildert, die zur Flucht der Kurfürstin führten; zugleich wird ein Generalbild des damaligen kirchlich-bewegten Lebens des Landes und seiner Hauptstadt gegeben. Hieronymus Scultetus, Bischof von Brandenburg, Matthias von Jagow, sein Amtsnachfolger, treten auf; vor allem

auch Propſt Musculus, der in der Erzählung ſelbſt eine ſeiner Predigten gegen den „Hoſenteufel“ hält. Alle dieſe Dinge ſind nicht ſehr intereſſant, aber in ſeinem Beginn und an ſeinem Schluß enthält der Roman ein paar Kapitel, die an Reiz, Friſche und Eigentümlichkeit von nichts Ähnlichem übertroffen werden. Dies iſt die Epiſode mit Hake von Stülpe. Hake von Stülpe war es, der zwiſchen Frankfurt und Jüterbog dem Dominikanermönch Tezel ſeinen Geldkaſten abnahm, nachdem er vorher Ablaß für einen zu begehenden Raubanfall bei ihm ſelber gekauft hatte. Dieſer an ſich intereſſante Vorgang, der in der proteſtantiſchen Geiſteskeckheit, die ihm zugrunde liegt, einen ſolchen Antirömling, wie Wilibald Alexis es war, ganz beſonders anziehen mußte, iſt mit einer ſolch dämoniſchen Freudigkeit wiedergegeben, daß man die Geſtalt des Dichters über ihr ſonſtiges Maß hinauswachſen ſieht. Der Hohn doppelt ihm die Kraft, und man wird inmitten eines einem höheren Zwecke dienenden Zynismus von der ſittlichen Macht der hier zu Gericht ſitzenden unermeßlichen Verachtung ergriffen. Hake von Stülpe, lang, hager, abgeriſſen, ein Totenkopfgeſicht, mit dem Teufel auf dem beſten, mit den Pfaffen auf dem ſchlechteſten Fuß, iſt in ſeinem Gemiſch von „wildem Jäger“ und märkiſchem Junker, von Schnapphahn und Edelmann, von Strolch und Freigeiſt eine der intereſſanteſten Figuren, die je eines Dichters Phantaſie ſchuf. Dabei durchaus märkiſch-original.

III.

Mit den „Hoſen des Herrn von Bredow“ und dem „Wärwolf“ ſchließen die dem Mittelalter angehörigen Alexisſchen Romane ab. Es folgt „Cabanis“, deſſen ich ſchon erwähnt habe. Dieſer vielgenannte Roman enthält die Lebensgeſchichte von Etienne Cabanis, dem ein-

zigen Sohne des Marquis von Cabanis. Dieſer Marquis von Cabanis, trotzdem er immer nur meteorhaft auftritt, einige Raketen ſprüht und dann wieder verſchwindet, iſt nichtsdeſtoweniger viel mehr die Hauptperſon als ſein Sohn Etienne, der umgekehrt, tauſend Seiten lang, wie ein Fixſtern am Firmamente der Erzählung ſteht. Wir ſehen ihn immer. Etienne hat die Heldenrolle, aber ſein Vater, der Marquis, iſt die originalere und intereſſantere Figur. Ich beginne deshalb mit ihm und ſtelle ſeine Geſchichte (die im Romane ſelbſt immer nur angedeutet und erſt auf den letzten Seiten klar gelegt wird) in den Vordergrund.

Die Eltern des Marquis waren als Refugiés und ſcharfe Hugenotten aus dem ſüdlichen Frankreich ins brandenburgiſche Land gekommen. Etwa ums Jahr 1730 vermählte ſich dieſer mit einer jungen Dame von der Kolonie, doch ſollte er ſeines Eheglückes infolge eigner Schuld und Marotte nicht lange froh werden. Schuld und Marotte. Sein Proteſtantismus nämlich erwies ſich bald als eben ſo ſchwächlich, wie ſein Ariſtokratismus überſchwenglich und phantaſtiſch war; es beſchäftigte ihn deshalb der Gedanke, die großen Familiengüter in Languedoc, coûte que coûte, wieder in ſeinen Beſitz zu bringen. Er reiſte nach Südfrankreich, trat zum Katholizismus über, erfüllte dadurch die Bedingung, auf die es ankam, und kehrte nun — was ſich in ſich ſelbſt widerſprach — als ein katholiſierter Refugié nach Berlin zu ſeiner jungen Gemahlin und ihrem Kinde (Etienne) zurück. Auch bei Hofe meldete er ſich in Perſon. Aber hier brach es über ihn herein. Friedrich Wilhelm I., in Glaubensſachen kaum minder ſtreng als in Deſertionsfragen, tobte ihm entgegen; ein ſolches Konvertitentum, das den opferfreudigen Glaubenseifer der kaum im Grabe ruhenden Refugié-Eltern geradezu verhöhnte, erſchien ihm als niedrig,

feil, unedelmänniſch, und er hob die Hand und ſchlug nach dem Marquis. Dann jagte er ihn aus dem Schloß. Dieſer forderte nunmehr Genugtuung. Aber der König verletzte ihn durch ablehnenden Hohn nur zum zweiten Male. Welche Lage! Das alſo war die erſte Frucht des wiedergewonnenen Marquiſats! Entehrt und der Waffengang zur Wiederherſtellung der Ehre verſagt! Der Marquis verließ Preußen, trennte ſich von ſeiner Gemahlin, die ſeinen eignen Worten nach nicht länger einem „Ehrloſen" angehören ſollte, und führte nun, in allen Staaten Mitteleuropas auf und ab fahrend, ein Abenteurerleben, das nur noch eine Aufgabe hatte: Befriedigung ſeines Haſſes gegen Preußen. Sein Reichtum geſtattet es ihm, ſeinen grotesken, in einen lächerlichen Ernſt getauchten Plänen nachzuhängen; er wird antipreußiſcher Verſchwörer von Fach, wie wir ſie auch jetzt wieder in aller Herren Ländern ſich umhertummeln ſehen, und die letzten Zeiten des Siebenjährigen Krieges, die Jahre nach Kunersdorf, erfüllen ihn mit der Hoffnung, ſeinen Haß endlich befriedigt zu ſehen. Da führen ihn die inzwiſchen nach der entgegengeſetzten Richtung hin gegangenen Lebenswege ſeines Sohnes Etienne nach Berlin zurück; König Friedrich II., von der Sachlage, will ſagen von dem Schimpf und der verweigerten Genugtuung unterrichtet, fordert den Marquis zu Hofe, legt die Hand an den Degen, zieht ihn zur Hälfte und fragt, ob der Affront, den ihm ſein Vater König Friedrich Wilhelm I. angetan, nunmehr geſühnt ſei? Dies iſt es, was der Marquis ſein Leben lang erſtrebt hat: das ſymboliſche Duell. Seine Ehre iſt jetzt wieder hergeſtellt; der größte König hat den Degen gegen ihn gezogen; aller Haß iſt abgetan; unbedingte Bewunderung tritt an die Stelle. Neue glückliche Tage des Hauſes Cabanis brechen an.

Wie aber hat sich mittlerweile das Schicksal Etiennes, unseres eigentlichen Helden, gestaltet? Wir kehren zu den ersten Kapiteln des Romanes zurück. Die Mutter, nach der Trennung von dem Marquis, hatte sich mit einem Beamten bürgerlichen Standes, einem ehrlichen, gewissenhaften, aber beschränkten und engherzigen Manne wieder vermählt. In diesem bürgerlichen Hause, das uns die Sitten jener Zeit veranschaulicht, wird Etienne erzogen. Der starre Formalismus, die Gerechtigkeitswut, die beständig zur Ungerechtigkeit wird, das Prinzip des alleinseligmachenden Haselstocks, — sie treiben endlich den achtjährigen Knaben aus dem Hause; er flieht, wird im Walde gefunden (der ihn Findende ist natürlich der Marquis, sein Vater), dann in einer Karosse, völlig märchenhaft, nach Wien geschafft und in einem adligen Institut erzogen, wo, auf Wunsch des von nun ab beständig im Hintergrunde als Deus ex machina operierenden Marquis, in seiner Ausbildung zwei Dinge angestrebt werden: enthusiastische Verehrung für Maria Theresia, glühender Haß gegen Friedrich. Beides wird erreicht. Er tritt in die österreichische Armee, macht in einem ungarischen Husarenregiment die ersten Schlachten des Siebenjährigen Krieges mit, fühlt aber nach dem Tage von Kollin eine immer mächtiger werdende Bewunderung für den Preußenkönig in sich aufwachsen, bis er endlich ins preußische Lager desertiert. Er tritt in eines unserer Husarenregimenter ein, erobert sich, allem Familieneinspruch zum Trotz, das Herz einer sächsischen Gräfin, macht die Hochkircher Affaire mit, kommt als Verwundeter nach Dresden in das gräfliche Haus, erhält dann, als Russen und Östreicher gegen Berlin ziehen, wichtige Aufträge an Feldmarschall Lehwald, den Verteidiger der Hauptstadt, und erreicht, nach Gefahren und Aventüren aller Art,

wirklich das inzwiſchen ſchon vom Feinde in Beſitz genommene Berlin.

Nach neunzehn Jahren ſieht er die Stadt zum erſten Male wieder, die er als ein achtjähriger Knabe flüchtig verließ. Welch ein Wiederſehn! Der Vater verarmt, die Mutter tot, der Halbbruder (Grenadier Gottfried, eine Hauptfigur des Romans) ſeinen Wunden erliegend; die Stadt ſelbſt von Geſindel durchſchwärmt; Preußen anſcheinend am Ende ſeiner Tage. Aber die ewigen Geſchicke haben es anders beſchieden; Glück und Genie helfen weiter, und endlich bricht er an, der geſegnete Tag von Hubertusburg. Preußen iſt gerettet, Schleſien bleibt ihm; Etienne, bis dahin vom Könige ignoriert, ſteigt zu Ehren und Anſehn, der Marquis, der inzwiſchen ſeine vorerwähnte, wunderliche „Genugtuung“ erhalten hat, erklärt ihn als ſeinen Sohn, und die Vermählung Etiennes mit der liebenswürdigen ſächſiſchen Komteſſe ſchließt das Buch.

Es iſt eine ausgezeichnete Arbeit, die zu ſehr erheblichem Teile die Anerkennung verdient, die gerade ihr zuteil geworden iſt. Die den erſten Band füllende Jugendgeſchichte Etiennes, hat neben ihrer Popularität ſich auch den Ruf einer gewiſſen preußiſch-brandenburgiſchen Klaſſizität zu erobern gewußt. Und mit Recht. Es gibt vielleicht kein Buch, an dem ſich das Berliner Leben jener Epoche: die Armſeligkeit der Zuſtände, die Beſchränktheit und Unerbittlichkeit der Anſchauungen die geſellſchaftliche Steifheit, die ſoldatiſche Präponderanz und dieſem allem zum Trotz doch ein keckes Sich-geltend-machen des Perſönlichen, eine gewiſſe Freiheitlichkeit, die der Freigeiſtigkeit noch vorausging, ſo gut ſtudieren ließe als an dieſem erſten Bande von Cabanis. Die Schilderungen des Koloniellebens, ſeine feineren Formen bei gleicher Enge der An-

schauung, steigern den Reiz der Lektüre. Einzelne Figuren aus dieser Jugendgeschichte, zumal Frau Kurzinne und Advokat Schlipalius, sind volkstümlich geworden wie Fritz Reutersche Gestalten; sie haben in der Tat die volle Wahrheit des Lebens mit diesen gemein und sind auch in dem modernen Berlin, also in den Enkeln und Urenkeln jener, noch keineswegs erstorben. Das Hämisch-Schabernackische, das hier immer zu Hause war und von dem die berühmte „Ironie" nur eine verfeinerte Spielart ist, hat hier zu allen Zeiten Schlipaliusse in Masse gezeugt. Sie laufen noch zu Dutzenden umher.

In den folgenden Bänden des Romans sind die Gestalten des auf zwei Schultern tragenden, ewig intrigierenden sächsischen Grafen Meroni, seiner Tochter Eugenie' und der Gesellschaftsdame Fräulein Amalie mit besonderer Liebe gezeichnet; namentlich der Charakter der letzteren, in der sich die Shakespearsche Beatrice, die Lessingsche Franziska und die Goethesche Philine zu einer sehr reizvollen, von Witz, Laune und Leben übersprudelnden Gestalt vereinigt finden. Diese Amalie ist innerhalb des Kreises weiblicher Jugend des Verfassers beste Figur geblieben. Seine Begabung lag nicht sonderlich nach dieser Seite hin. Die Charakterköpfe jenseit vierzig glückten im besser.

Der Aufbau des Romans ist vorzüglich; die Geschicklichkeit, mit der uns ungezwungen an dem Lebensgange Etiennes alle Parteien: Preußen, Österreich, Sachsen, Rußland, zum Teil in einer großen Fülle von Gestalten vorgeführt werden, verrät den Meister; daneben reißen die Gesinnung, die starke vaterländische Empfindung, der Reichtum an Lebensanschauungen, die gedankliche Fülle, zur Bewunderung hin. Als Zeit- und Sittenbild, weit über das bloße Berliner Leben hinaus, ist der Roman ersten

Ranges; die landschaftlichen Schilderungen, beispielsweise in den Kapiteln „Der tote Mann“ und „Der hungrige Wolf“ sind Musterstücke; Fleiß, Liebe sprechen aus jeder Zeile. Dennoch zähle ich diesen bekanntesten seiner Romane nicht gerade zu seinen besten. Namentlich in dem eigentlichen Lese- und Unterhaltungsinteresse, das er einflößt, ist er sehr ungleich. Er ist vor allem zu lang; nichts rückt recht von der Stelle; die Charaktere zeigen sich immer wieder von derselben Seite, und das ein- und zwei- und dreimal Gehörte hört man schließlich zum zehntenmal. Alles macht sich selbst Konkurrenz. Die Versuche, den großen König durch abgegebene Urteile von Freund und Feind allseitig zu schildern, gehen einfach zu weit. Es ist zu viel, alles dreht sich im Kreise herum, und es gehört schließlich ein sehr gewissenhafter Leser dazu, durch das Ganze (die meisten haben immer nur die Jugendgeschichte gelesen) siegreich hindurchzudringen. Zehn Seiten lange, kaum unterbrochene Dialoge sind nicht jedermanns Sache. In einem historischen Romane will man Handlung, Geschichte, nicht Betrachtung.

Die weitaus bedeutendste Figur ist, wie schon eingangs hervorgehoben, der Marquis. Nichtsdestoweniger fürchte ich, daß die Zahl derer nicht groß ist, die sich für solch einen Charakter besonders interessieren. Die meisten werden ihn einfach als einen alten Narren bezeichnen und, was schlimmer ist, seine Lebensfähigkeit in Zweifel ziehen; sie werden sagen: schriftstellerische Marotte, Phantasiegebilde, — solche Menschen gibt es nicht. Es gibt ihrer aber. Wer ein nicht allzu kurzes Leben hinter sich hat und während dessen einer geistig-politischen Oberschicht der Gesellschaft näher trat, der wird solchen Gestalten begegnet sein, wo immer auch sein Leben verflossen sein möge. Denn diese Gestalten kommen überall vor; ja, ihre Zahl ist verhältnis-

mäßig groß. Es ist die Gruppe der undisziplinierten, schönrednerischen, tief in Egoismus getauchten, aber meist mit Freigebigkeit, Heiterkeit und angenehmen Umgangsformen ausgerüsteten Phantasten. Die Phrase über alles! Nicht die triviale, landläufig armselige Redensart, sondern das prophetisch aufgebauschte Wort, das ganz genau weiß, wenn am Nordpol, jenseits des Eisgürtels, die erste Badeanstalt etabliert und, unter glücklicher Benutzung des Golfstromes, eine angenehm temperierte Villenstadt, ein Polar-Brighton, mit der Heilkraft von Pfäfers und Ragaz gegründet sein wird. Denn gründen tun sie alle, Königreiche oder Diamanten-Exploitierungsgesellschaften, ozeanische Tunnel- oder Meer-Auspumpungskonsortien. Ein Musterstück dieser Gattung ist der Marquis. Die sich am besten darbietende Sphäre, wie heute die Industrie, war damals die Politik. Die Phantasien gingen also nach dieser Richtung hin. Der Marquis handelte mit Kronen, stürzte und hob Dynastien; die Krone von Korsika hatte er schon so gut wie auf dem Haupte. Worte, Worte, damals wie heute. Das Gesprochene verdichtete sich in den Augen dieser Glücklichen sofort zur Tat, und so werden Millionen verrechnet, während der letzte Taler eben verloren geht, werden Königreiche zertrümmert, während zwei Häscher schon an der Türe stehen, den Zertrümmerer irgendwo in Sicherheit zu bringen. Vielleicht könnte Flucht ihn retten, aber er ist eben in Ausführung eines neuen Gedankens begriffen; dies ist wichtiger. Die Rede geht ihm über Freiheit und Leben. So ist der Marquis. Und solche Gestalten leben ... Wir wandeln unter ihnen.

Wie „Cabanis" eine Darstellung der großen Zeit Preußens ist, so ist der Roman „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" eine Darstellung seiner kleinen und allerkleinsten Zeit. Dort hoher Mut, Aufschwung und

friderizianiſche Herrlichkeit, hier Leichtſinn, Niedergang und — während Hannibal an die Tore pocht — jene armſelige Anſchauung, die in dem polizeiminiſteriellen „jetzt iſt Ruhe die erſte Bürgerpflicht“ ihren charakteriſtiſchen Ausdruck gefunden hat.

Der Roman beginnt mit dem Sommer 1804 und ſchließt 1806 mit dem 14. Oktober (Jena) und den unmittelbar folgenden Tagen. Der Auflöſungsprozeß des damaligen Preußen ſoll gezeigt werden. Um ihn zu zeigen, führt uns der Verfaſſer in die damalige „Geſellſchaft“ ein. Dieſe „Geſellſchaft“ lernen wir nun in einzelnen Miniſterialpalais und Wilhelmsſtraßenkreiſen, ganz beſonders aber in den Salons der Geheimrätin Lupinus und der Fürſtin Gargazin kennen. Hunderte von Geſtalten werden uns vorgeführt, einerſeits dem Hof, dem Adel, der Armee, andererſeits der Hautefinance, der Diplomatie wie dem Intriganten- und Abenteuertum angehörig. Frömmelndes, Romantiſches, Literariſches (beiſpielsweiſe ein entzückend geſchilderter Beſuch Jean Pauls im Hauſe der Lupinus) zieht ſich mit hindurch. Das glänzendſte was, nach der Schilderungsſeite hin, der Roman enthält, ſind die „petits comités“, die vertraulichen kleinen Diners, in denen die Staatsgeſchäfte, Äußeres und Inneres, ſeitens „Exellenz“ des Geheimerats Bovillard und des Kammerherrn von St. Rexal bei einer Anzahl kaltgeſtellter Flaſchen abgemacht werden. Ich mache eigens auf die drei einander folgenden Kapitel aufmerkſam: „Auch eine Idylle“, „Von Unmenſchen und großen Menſchen im Schlafrock“ und „Das Citiſſime“. Es ſind wahre Perlen, und zwar in mehr als einer Beziehung. Man ſieht in Abgründe und bringt es doch zu keinem Groll, kaum zur Verachtung. Ganz wie die Dinge damals lagen. Die Kunſt zu leben, hatte es bis zur Perfektion gebracht. Witz, feine Formen,

auch eine gutmütige Geneigtheit, leben zu laſſen, nehmen allem den Stachel, und die Prinzipienſtrenge wird einem nicht nur unter den Händen weggetändelt, ſondern ſieht ſich auch ſo eigentümlich angelächelt, daß ſie ſich beim dritten Flaſchenwechſel ſelber als Albernheit anzuſehen beginnt. Das Verführeriſche, das in dieſer leichtlebigen und bis zu einer gewiſſen Grenze hin berechtigten Auffaſſung aller Dinge liegt, hat ſelten eine meiſterhaftere Behandlung erfahren. Und doch wird in dem vollen Behagen der Ausmalung die Geſinnung, das auch im Scherz noch ernſte, richterliche Urteil gewahrt. Den Geheimerat Bovillard, zu deſſen Porträtierung ihm wohl Lombard ſelbſt geſeſſen hat, halte ich für die frappanteſte und gelungenſte Figur des Buches.

Viel mehr Raum als dieſen Männergeſtalten wendet Alexis den ſchon genannten beiden Frauencharakteren des Romans, der Geheimerätin Lupinus und der Fürſtin Gargazin zu. Die letztere zeichnet er als eine jener ſenſitiven, zwiſchen Lüge und Wahrheit, Sinnlichkeit und Myſtizismus, Freiheitsphraſe und Leibeigenſchaftspraxis hin und her ſchwankenden oſteuropäiſchen Geſtalten, die ſich und andere durch Intrige, Klatſch und Liebesabenteuer wohl oder übel zu unterhalten ſuchen und dabei doch allabendlich jeden ihrer Vertrauten: den diplomatiſchen Roué, den ſechs Fuß langen Kavallerieoffizier und den ſtrenggläubigen Geiſtlichen mit der ſtillen Betrachtung aus ihrem Boudoir entlaſſen, „daß alles eitel ſei“. Ein tiefes Unbefriedigtſein, über das ſelbſt der mittlere der vorgenannten drei nicht hinweghelfen kann! Leſenswert, aber freilich bis an die äußerſte Grenze des äſthetiſch Erlaubten gehend, iſt in bezug auf dieſe Dinge das Kapitel „Die Wolluſt der Märtyrer.“

So viel über die ruſſiſche Fürſtin. Die Vorliebe,

die Wilibald Alexis ihr zuwendet, tritt indessen wieder zurück neben seinem künstlerischen Enthusiasmus für die Geheimrätin Lupinus. Sie ist seine eigentliche Lieblingsfigur. Und das charakterisiert ganz die Wilibald Alexissche Richtung. Die Geheimrätin Lupinus ist nämlich Giftmischerin. Sie zählt zu den entschieden historischen Figuren des Romans und glänzte in der Tat ein Jahrzehnt lang in der Berliner Gesellschaft. Ihr wirklicher Name war Ursinus. Sie wählte er aus, um an ihr vorzugsweise die Fäulnis unserer damaligen Zustände, den verbrecherischen Egoismus, das Abhandengekommensein jedes natürlichen Gefühls, zu demonstrieren. Zu gleicher Zeit war sie ihm ein Mikrokosmus aller Untat, die sich damals, weit über die kleinen Berliner Verhältnisse hinaus, in der wirklichen Welt überhaupt vollzog. „Es ist ein Konnex da," so heißt es in dem Roman, „den wir nur nicht sehen, zwischen den Werken der großen Geschichte und den Taten der kleinen Menschen. Das Ungeheuerliche des revolutionären Weltbrandes spiegelt sich wieder im Tun der Individuen; der krankhafte Drang — dort erzeugte er Welteroberer, hier, in dieser schwachen Weiberbrust, nur den Kitzel zu scheußlicher Tat." Der Roman ist zu sehr erheblichem Teile die Behandlung eines kriminalistisch-psychologischen Problems und der Versuch, dieses Problem zu lösen. Es gelingt; aber unter Dransetzung von mehr Fleiß und Mühe, als der Gegenstand verdient, wenigstens innerhalb eines Kunstgebildes. Der Kriminalist, wie schon angedeutet, verliebt sich hier in seinen „interessanten Fall" in einer Weise, die ihn über den Unterschied zwischen einem pikanten Prozeß und einem fesselnden Roman oder Drama hinwegsehen läßt.

In der Tat, er überschreitet die Schönheitslinie und verstimmt uns geradezu durch ein Übermaß von psycho-

logischer Teilnahme, das er dem moralisch Häßlichen zuwendet. Nicht die Schilderung dieser Dinge an und für sich ist zu beanstanden, im Gegenteil, der Gedanke war richtig, an einer einzigen Nachtschattenblüte den ganzen Giftgehalt jenes Schutt- und Kehrichthaufens von anno 5 und 6 zeigen zu wollen, aber versah es im Maß.

All dieser Beanstandungen unerachtet, ist dem Urteile Gutzkows, wenn nicht aus vollem Herzen zuzustimmen, so doch auch nicht geradezu zu widersprechen, der diesen Roman als Wilibald Alexis besten bezeichnete. „In diesem ausgezeichneten Gemälde", so etwa heißt es, „fehlen die weglosen Längen märkischer Schilderungen, die Theaterreminiszenzen in Situationen und Charakteren, die langen Konversationen nicht mithandelnder Personen. Hier haben wir historisch erwiesene Persönlichkeiten wie im Porträtstil gehalten." Dies alles ist richtig. Es ist nicht der wohltuendste und säuberlich-poetischste Roman, den Wilibald Alexis geschrieben hat, aber es ist der lebenswahrste, fesselndste und bedeutendste. Einzelnes, wie die Figur Bovillards, steht unübertroffen da. Man wird in allem, was Durchdringung seelischer Vorgänge angeht, vielfach an Otto Ludwig, in der Form der Sentenzen an Larochefoucauld erinnert. Ein Pessimismus, der die Eigentümlichkeit hat, daß er an die Zukunft glaubt.

„Isegrimm" ist eine Fortsetzung des vorigen Romans und steht in einem ähnlichen Verhältnis zu ihm, wie der „Wärwolf" zu den „Hosen des Herrn v. Bredow". Einzelne Figuren werden aus dem einen in den andern mit hinübergenommen. Wenn uns „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" bis Jena führte, so zeigt uns „Isegrimm" die unmittelbar darauf folgenden Jahre der Knechtschaft. Nur die letzten Kapitel, wo die Hochzeiten geschlossen werden, geleiten uns bis 1815 und die Schlußseiten sogar bis

über das Jahr 48 hinaus. Es scheint seitens des Publikums eine leise Klage darüber geäußert worden zu sein, daß Wilibald Alexis seinem Bilde des Niederganges, des Zusammensturzes nicht ein Bild der Erhebung unmittelbar habe folgen lassen, wenigstens antwortet er in einer Vorrede auf solche Beklagung das Folgende: „Der historische Maler läßt nicht auf die Knechtschaft in Ägypten die Eroberung Palästinas folgen; seine nächste Aufgabe ist die Wanderung durch die Wüste.“ Dies ist sehr fein und sehr berechtigt. Wilibald Alexis historischer Sinn sträubte sich gegen einen solchen Sprung. Im übrigen verdient es hervorgehoben zu werden, daß der ganze Stoff von Anno fünf bis fünfzehn auf eine Trilogie berechnet war und daß dem „Isegrimm“ ein „Großbeeren“ folgen sollte. Dieser Roman blieb leider unvollendet. Auch schon in „Isegrimm“ ging des Dichters Tendenz dahin, zu zeigen, daß der dem Hofe fernstehende Landadel, der Bürger der kleinen Städte und vor allem der Bauer kerngesund geblieben waren. Diese Aufgabe ist glänzend gelöst worden und bildet den schönsten Schmuck des Buches.

Die Geschichte selbst ist die folgende. Der „Isegrimm“ des Romans ist Herr von Quarbitz auf Flitz, ein Edelmann von echtem Schrot und Korn, schroff, reizbar, vorurteilsvoll und voll ätzender Lauge, wo ihn dies oder das mit oder ohne Grund verdrießt und verletzt; aber bei aller Schroffheit erweist er sich als weich, dazu patriarchalisch und hilfsbereit, tapfer und hochherzig und mehr noch durchdrungen von seiner Pflicht als von seinem Recht. Ein wirklicher Adeliger, der den Schwerpunkt des Lebens, ganz speziell aber den seines Standes, in die Gesinnung legt. Edel fühlen, das ist es.

Isegrimm, wie ich ihn der Kürze halber nennen will, hat drei Töchter: Karoline, Wilhelmine, Malchen. Die

älteste ist sein Stolz, die jüngste das Kind seines Herzens; die mittlere, Wilhelmine, steht ihm insoweit ferner, als er in ihrer wirtschaftlich-praktischen Richtung, zugleich in ihrer äußersten Kühle gegen das Sechzehn-Ahnen-Dogma einen innerlichen Abfall erblickt. „Sie gehört nicht zu uns." Die Lebensschicksale dieser drei jungen Damen, die eine erhebliche Anzahl von Kapiteln füllen, gestalten sich nun sehr eigentümlich. Karoline, der „Stolz des Hauses", heiratet nach vorangegangener Entführung den französischen Obersten d'Espignac, einen ehemaligen Konditor-garçon und späteren Kunstreiter von Lyon; Malchen, der Liebling, das Kind des Herzens, vermählt sich mit dem Predigtamtskandidaten Mauritz; endlich Wilhelmine, die nie angestanden hat, ihre Gleichgültigkeit gegen Stammbäume an den Tag zu legen, wird eine wirklich vornehme Dame und führt den Reichsgrafen von Waltron-Alledese, dessen Familie vor gerade tausend Jahren mit Karl dem Großen ins Sachsenland kam, glücklich heim. Die Schelmerei bei Wilibald Alexis ist hier unverkennbar; er will das Gewichtlegen auf das „reine Blut" persiflieren und zugleich an diesen Familienvorkommnissen zeigen, wie unsere Berechnungen meistenteils zuschanden werden, wie wir in einem Falle da ernten, wo wir nicht gesäet haben und im andern unsere menschliche Eitelkeit gerade an unserer verwundbarsten Stelle büßen müssen. . .

All dies ist interessant; aber so fesselnd es ist, so beruht doch die wirkliche Bedeutung des Buches, wie schon hervorgehoben, nicht auf diesen Familienvorgängen, und wenn doch, so doch nur insoweit, als diese mitwirken, die Idee zu veranschaulichen, die den Grundgedanken dieser Erzählung bildet: die „Gesellschaft" taugte nichts, aber das Volk war gesund. Deshalb sind die dem dörfischen und kleinstädtischen Leben entnommenen Charaktere und

Schilderungen die eigentlichſte Zierde des Buches, in ganzen Abſchnitten ſein eigentlichſter Inhalt. Ich verweiſe nur auf Geſtalten wie Knecht Lamprecht und den Schulzen von Werbelitz. Überhaupt, der Charakter des gemeinen Mannes, ſoweit die Mark in Betracht kommt, iſt nie treffender und trotz aller Schwächen dieſer Raſſe nie entzückender geſchildert worden, als in dieſen Romanen von Wilibald Alexis.

Ich habe noch der landſchaftlichen Schilderungen und einzelner Epiſoden zu erwähnen, die gerade dieſen letzten Roman, den „Iſegrimm", auszeichnen. Zu den letzteren rechne ich den fragmentariſchen Bericht über die Erſchießung des Bürgermeiſters Schulze von Nauwalk zu Beginn des zweiten Teiles und die Szene in der Wirtsſtube zu Querbelitz im dritten Teil, wo ein und derſelbe Hergang (die ſchwere Verwundung, vielleicht die Tötung eines Franzoſen) von vier oder fünf verſchiedenen Bauersleuten verſchieden erzählt wird, ein vollkommenes Meiſterſtück, dabei in ſeiner Wiederholung nicht etwa langweilig, ſondern immer ſpannender und beweglicher werdend.

Es mag mir geſtattet ſein, hierbei noch etwas eingehender zu verweilen. Der Leſer, auch der gebildete, lieſt über ſolche Dinge hin und prüft ſie nur darauf, ob ſie ihn anſprechen oder nicht. Er hat darin von ſeinem Standpunkte aus auch ganz recht. Einen weitaus geſteigerten Genuß, aber einen Genuß, von dem es ſchwer iſt, einem Uneingeweihten einen Begriff beizubringen, hat derjenige, der jeden einzelnen Pinſelſtrich verfolgen und Zeile um Zeile erkennen kann, wodurch ſich dieſe Art der Stoffbehandlung von jeder andern unterſcheidet. Dafür ſind die beiden von mir näher bezeichneten Epiſoden wahre Muſterbeiſpiele. Nehmen wir die Erſchießung des Bürgermeiſters. Ein gewöhnlicher Erzähler hätte die Sache ſelbſt

dramatisch vorgeführt. Hier, in der Darstellung, die Wilibald Alexis ihr gibt, liegt sie schon um ein halbes Jahr zurück. Wir sehen ein Blachfeld vor der Stadt; ein Schweinetreiber (wenig poetisch, aber hier von einer furchtbaren Wirkung) kommt des Weges; seine Schweine, die nach Nahrung umher suchen, halten an einer Stelle und wühlen Erde auf. Ein Bürger kommt aus der Stadt. In rauher Sprache entspinnt sich ein Gespräch zwischen beiden Männern. Der Bürger gibt in ein paar Strichen ein Bild des Mannes, der hier schuldlos fiel, zugleich ein Bild der Stadt, die damals für sein Leben bat. Die französischen Behörden, der Landadel, auch Isegrimm, werden geschildert, und ehe wir anderthalb Seiten gelesen, sehen wir uns mitten in das Ereignis hineingestellt. Wir sind mit dabei; es ist uns, als müßten wir mit niederknieen und um Aufschub bitten oder hinausgehen, um einen Märtyrer sterben zu sehen und uns fürs Leben hart zu machen. In wunderbarem Wechsel erfassen Schmerz, Erhebung, Sterbefreudigkeit unser Herz; unsere Tränen fließen dem Andenken eines Helden oder auch der Trauer darüber, uns nicht gleich fest und groß und schlicht zu empfinden, und wenn endlich der Bürger geht und der Schweinetreiber den Boden küßt, wo jener Tapfere fiel, und dabei in die Worte ausbricht: „Allmächtiger oben, der du dein Licht so lange uns verbirgst, wird er, der hier eingescharrt wurde, eine lange Reihe anfangen, oder ist es dein Wille, daß er — der letzte war", so möchte man mit niederstürzen und diesem Beispiel hingebendster Vaterlandsliebe folgen.

Auch noch ein Wort über die Landschaftschilderungen in diesem Roman. Wilibald Alexis leistet hier sein Höchstes, indem er das, was der Landschaftschilderung überhaupt erst Wert und Recht verleiht, in einem Grade erreicht, zu

dem wenig andere Romane, seien es seine eigenen oder fremde, eine Analogie bieten. Eine Sonne auf- oder untergehen, ein Mühlwasser über das Wehr fallen, einen Baum rauschen zu lassen, ist die billigste literarische Beschäftigung, die gedacht werden kann. In jedes kleinen Mädchens Schulaufsatz kann man dergleichen finden; es gehört zu den Künsten, die jeder übt, und die deshalb längst aufgehört haben, als Kunst zu gelten; es wird bei der Lektüre von jeder regelrechten Leserin einfach überschlagen und in neunundneunzig Fällen von hundert mit völligem Recht, denn es hält den Gang der Erzählung nur auf. Es ist noch langweiliger wie eine Zimmerbeschreibung, bei der man sich wenigstens wünschen kann, das Porträt des Prinzen Heinrich oder die Kuckucksuhr zu besitzen. Die Landschaftsschilderung hat nur noch Wert, wenn sie als künstlerische Folie für einen Stein auftritt, der dadurch doppelt leuchtend wird, wenn sie den Zweck verfolgt, Stimmungen vorzubereiten oder zu steigern. Das Muster auch hierfür ist Shakespeare; das gewaltig Unerhörte, das geschieht, ist immer von verwandten Erscheinungen draußen in der Natur begleitet. Wenige haben ihm dies Geheimnis so voll abgelauscht wie Wilibald Alexis, am meisten in diesem Romane. Gleich das erste Kapitel ist eine landschaftliche Ouvertüre zu dem, was kommt. Wir sehen ein märkisches Luch, an dessen einem Rande unser Isegrimm auf Haus Flitz wohnt. Auf Meilen hin ein Moorgrund, eine Torfniederung; die ganze Geschichte der Landschaft hier herum knüpft sich an dieses Stück Sumpf und Sand. Hier, vor tausend Jahren, wurde die große Wendenschlacht geschlagen. Die beiden obeliskenhaften Steine, die „Blutsteine" geheißen, standen schon damals, als der letzte Krole hier unterlag; dann sahen sie (nach der Fehrbelliner Affäre) die Schweden hier

umzingelt und ertränkt, und nachhinkend der Geschichte schlug auch das Verbrechen immer seinen Weg über das Luch ein, und die Blutsteine trugen ihren Namen nicht umsonst. Über dieser Landschaft liegt jetzt ein grau Gewölk; da, wo die Sonne sich durchzukämpfen trachtet, laufen fahle Streifen über das Grau hin; alles öde, leer; nur eine Krähe sitzt auf dem einen Stein. So das Bild, das die ersten Seiten vor uns entrollen. Und alles, was geschieht, es stimmt zu dem Ton, den Wilibald Alexis hier einleitend anschlägt. Das ist Landschaftschilderung ...

IV.

Die Reihe der vaterländischen Romane (über den letzten: „Dorothea" gehe ich hinweg) ist hiermit geschlossen, und es erübrigt mir nur noch, ihre Gesamtheit, zugleich aber in Vervollständigung dessen, was ich nacherzählend schon an anderer Stelle gesagt habe, den Mann selbst zu charakterisieren. Ich kann dies am besten, wenn ich, gestützt auf den immer wiederkehrenden, etwas bequemen Satz, daß er „der märkische Walter Scott" gewesen sei, zu einem Vergleiche mit dem Verfasser der Waverley-Novellen schreite.

Zunächst ein Wort über die Persönlichkeiten. Scott war unzweifelhaft die sehr viel reicher beanlagte Natur. Er hat ganz den Stempel des Genies, und zwar nicht in dem einen oder andern, sondern in allem. Immer jung, bis zu dem Momente, wo Unglück und Krankheit ihn niederwarfen, von immer gleicher Kraft und Frische. Ein Sonnenschein war um ihn her. Der ganze Mann leuchtete. Sein eigenes Wort zu gebrauchen: „he did the honors for all Scotland"; er war der eigentlichste Beherrscher seines Landes, weit mehr als Georg IV. mit seinen Brummels und seinem weißgestickten Jabot, und wie es in einem schottischen Sprichwort heißt: „A Kings face

shall give grace“ („Eines Königs Blick bringt Glück“). ſo beglückte und begnadete auch Sir Walter, wohin er ſah. Sein ganzes Leben war ein unausgeſetztes Wohltun; er trug ein Füllhorn, unerſchöpflich, weil ſeine Liebe, ſeine reiche Begabung und das Glück, das mit den Guten und Heiteren iſt, es immer aufs neue füllten. Alles hing an ihm. Die Tiere ſeines Hauſes umdrängten ihn, wenn ſie ihn kommen ſahen; denn er kam nur, um zu liebkoſen, zu ſtreicheln und — zu geben. Seinen Dienern der gütigſte Herr, ſeinen Gäſten der gaſtlichſte Wirt, ſeinen Kindern ein Ideal des Lebens. Arglos, neidlos, loyal und pietätvoll. Sein Herz für Schottland und ſeine Werke für die Welt, ſo iſt er durch die Zeitlichkeit gegangen, wie ein großer Beglückter, Segen auf allen ſeinen Spuren.

So Scott. Eine Natur ganz aus dem Vollen. Daneben war Wilibald Alexis nur die kleinere Ausgabe. Er hatte, von Nebenſächlichem abgeſehen, dieſelben Eigenſchaften; er war auch gütig, auch gaſtlich, auch loyal, er hat auch beglückt, iſt auch ein Vorbild edlen Lebens geweſens; aber alles trug ein anderes Maß. Der eine bewohnte ein Haus in Arnſtadt, der andere ein Schloß am Tweed; der eine erſchien in Volksausgaben bei O. Janke, der andere machte mit 700 000 Talern bei Ballantines Bankerott; der eine erhielt den Hohenzollernſchen Hausorden, dem andern wurde eine engliſche Fregatte zur Verfügung geſtellt, auf der er, wie ein kranker König, Licht und Geneſung ſuchend, gen Süden fuhr. So war es in allem. Der eine ein Roland bei Ronceval, der andere ein Fähnrich bei St. Privat; beide ehrenvoll, beide ruhmreich auf dem Platze geblieben; aber der eine märchenhaft über das uns alltäglich Umgebende hinauswachſend, der andere — ein Menſch.

Ich wende mich nun nach dieſer Parallele zwiſchen ihren Perſonen ihren Werken zu. Ihre Ähnlichkeit be-

steht darin, daß sie beide das Heimatliche, landschaftlich wie geschichtlich, mit Vorliebe pflegten, daß sie beide historischen Sinn und historische Kenntnis besaßen, daß sie beide bis dahin wenig oder gar nicht Bekanntes der Welt erschlossen, daß sie beide romantisch empfanden und beide reinen Herzens waren. Ihre Werke darf jedes Kind lesen. Was Sünde ist, wird als Sünde gezeigt. Sie haben keinen Schlaf und keine Unschuld gestört. Mancher wird über dieses Lob lächeln; es ist aber dennoch ein Lob.

In all diesen Dingen sind sie sich ähnlich, aber nicht gleich. Wer schärfer zusieht, dem müssen sich die größeren und kleineren Abweichungen aufdrängen. Ich will zeigen, worin sie sich in ihrer Landschaftschilderung, in ihrer geschichtlichen Darstellung und in ihrer Romantik voneinander unterscheiden.

Was die Landschaftschilderung angeht, so übertrifft Wilibald Alexis vielleicht sein Vorbild. Jeder ist innerhalb seines Gebietes ein Meister; ich möchte aber das Wilibald Alexissche Gebiet als solches höher stellen. Wilibald Alexis ist nämlich Stimmungslandschafter, während Scott mehr realistisch verfährt. Er sieht mehr, aber er empfindet weniger. Der eine lyrisch unbestimmt, der andere plastisch klar. Das Stimmungsreiche ist das Wirkungsvollere, wohlverstanden, wenn es in seiner Vollendung auftritt; das Unbestimmte darf nicht das Produkt der Ohnmacht, es muß das Resultat feinsten Empfindens sein. In diesem Falle wirkt es wie Zauber. Eine schönere Landschaftschilderung, wie die von mir zitierte des Querbelitzer Moors mit den Blutsteinen (zu Beginn von „Isegrimm") gibt es nicht.

Was die geschichtliche Darstellung angeht, so gebe ich der Walter Scottschen den Vorzug, trotzdem sie vielfach einseitiger, flüchtiger und unkorrekter ist. Aber sie ist

künſtleriſch freier. Er wußte jeden Augenblick, daß er nicht Hiſtoriker, ſondern eben nur Geſchichtenerzähler war. Er kannte keine Tendenz; er wollte nicht über den bloß literariſchen Erfolg hinaus, noch dieſes oder jenes; er wollte ausſchließlich angenehm und belehrend unterhalten, nicht Fragen löſen, nicht Vorbilder aufſtellen, nicht warnen, nicht Gerechtigkeit üben. Er nahm alles leichter, machte alles der Phantaſie und dem Schönen, nicht dem Verſtande und der Korrektheit dienſtbar. Die ganze Art ſeines Schaffens ſpricht dafür. Eine ganze Anzahl ſeiner beſten Romane hat er in drei, vier Monaten geſchrieben. Dabei war ſeine Tagesarbeit Morgenarbeit und jedesmal getan, wenn für andere der Tag erſt anbrach. Er ſtand über den Dingen. Wilibald Alexis, wenige Ausnahmen abgerechnet (wohin ich in erſter Reihe die „Hoſen des Herrn von Bredow" zähle), ſtand immer mitten inne; er hatte den Wuſt der Arbeit nie ganz abgeſchüttelt; die Dinge laſteten noch auf ihm. Daher alle Zeichen des Fleißes und der Treue, oft auch der Reichtum und Zauber des Details, aber über dem Ganzen liegt nicht der Sonnenſchein, der die hiſtoriſchen Partien der Scottſchen Romane beleuchtet.

Und nun der dritte Vergleichspunkt, ihre Romantik. Scott, wenn man dieſen Ausdruck geſtatten will, war Altromantiker, Wilibald Alexis Neuromantiker. Jener hielt es mit der ſchottiſch-engliſchen Ballade, mit dem Volksliede, mit den Romanciers des Mittelalters (unter den neueren war ihm Bürger der liebſte); dieſer hielt es mit der Romantik, wie ſie Tieck und Hoffmann auffaßten und geſtalteten. Der „neue Pitaval", als eine Bezugsquelle aus erſter Hand, löſte dann ſpäter die Hoffmannſchen Elixiere und Nachtſtücke ab. Aber dadurch war nicht viel gebeſſert. Die Altromantik, nach der Stellung, die ich zu

dieſen Dingen einnehme, iſt ein Ewiges, das ſich nahezu mit dem Begriff des Poetiſchen deckt; die Neuromantik iſt ein Zeitliches, das kommt und geht — wir dürfen bereits ſagen, das kam und ging. Die eine iſt höchſtes und friſcheſtes Leben, die andere zeigt ein hektiſches Rot, freilich auch gelegentlich den Zauber davon. Die eine iſt ein Geiſt, die andere ein Spuk; die eine iſt aus Phantaſie und Wahrheit, die andere aus Überſpanntheit und Marotte geboren. Die eine, zwiſchen den Glaubensſchweſtern wählend, geht mit der heiteren Frömmigkeit, die andere mit der dunkeläugigen Myſtik. Eine Geſtalt, wie die des „falſchen Woldemar", hätte Scott nie geſchaffen. Er hätt' es nicht gewollt. Die Billigkeit erheiſcht hinzuzuſetzen: er hätt' es auch nicht gekonnt. Dieſer myſtiſchen Vertiefung, dieſer Begeiſterung für einen Schemen, dieſer Kraft des Wortes für etwas Unwirkliches und Rätſelvolles wäre er nicht fähig geweſen. Wer in ſolchen Geſtalten die eigentliche Offenbarung eines Dichtergenius erkennt, wird nicht umhin können, hier Wilibald Alexis über Scott zu ſtellen. Ich ſtehe anders.

Wer unter meinen Leſern bis hierher gefolgt iſt und ſich erinnert, daß der eine (Alexis) lyriſch unbeſtimmt zeichnete, wo der andere (Scott) plaſtiſch war, daß der eine innerhalb der Dinge ſtand, der andere darüber, und drittens gegenwärtig hat, daß die Romantik des einen im Dämmer, die des anderen im Licht wandelte, der wird nicht erſtaunt ſein, als eine fernere Verſchiedenheit beider ihre große Stilverſchiedenheit namhaft gemacht zu hören. Der eine iſt leicht und glatt, der andere ſchwer und knorrig; über die Dialoge des einen geht es hin wie eine Schlittenfahrt über geſtampften Schnee, über die des anderen wie eine Staatskaroſſe durch den märkiſchen Sand. Langſam mahlt es, bis die Wurzeln kommen und alles zuſammen-

fährt. Der Stil ist bei Wilibald Alexis die schwächste Seite, die gefährlichste Klippe für seine Einführung in die Volkskreise. Es ist unmöglich, ihn rasch zu lesen, und unsere Zeit drängt und hastet mehr als irgendeine, die ihr voraufging.

Wie die Stilfrage in einem nahen Zusammenhange mit jenen aufgezählten Unterschieden steht, so auch die Frage nach dem Humor. Der Humor hat das Darüberstehen, das heiter-souveräne Spiel mit den Erscheinungen dieses Lebens, auf die er herabblickt, zur Voraussetzung. Wilibald Alexis hatte den Kleinhumor, aber nicht den großen. Er wandelte in der Ebene, und was zufällig unter ihm lag, dafür hatte er eine humoristische Betrachtung; manches der Art ist ersten Ranges; Scott aber, in sein Tartanplaid gewickelt, ritt über die Grampians seiner Heimat und die Schlösser und die Hütten; die Könige und die Kätner lagen gleichmäßig zu seinen Füßen, und nichts barg das Leben, zu dem er nicht eine heiter-superiore Stellung eingenommen hätte. Die Vorurteile steigerten nur noch den Effekt. Er war der Großhumorist, weil er persönlich groß und frei war. Wo Wilibald Alexis eine ähnliche Position einzunehmen versucht, bleibt er, als Kind seiner Zeit und seines Landes, in der Ironie stecken. Er spöttelt, er persifliert, aber seine Seele bringt es zu keinem olympischen Lachen. Er war eben kein Olympier.

Alles in allem, wir haben uns seiner zu freuen, gewiß. Er war einer der Besten und Treuesten, und er darf unser Stolz sein. Aber die Welt oder auch nur das Weltpartikelchen, das sich Deutschland nennt, wird er, wie bei seinen Lebzeiten so auch nach seinem Tode, sich voll und ganz zu erobern nicht imstande sein. Das liegt nicht an der Mark, nicht an Spree und Havel, nicht an Provinzialismus und Partikularismus, das liegt lediglich an ihm.

Die schottischen Heiden sind nicht interessanter als die märkischen und die Mac Nabs und Mac Krabs erheblich uninteressanter als die Sparrs und die Schulenburgs, — dennoch eroberten sich jene die Welt. Das tat Scott. Wer Beispiele aus der Heimat verlangt, der nehme Berthold Auerbach oder Fritz Reuter; sie bewegen sich in noch engerem Kreise als Wilibald Alexis und haben sich nichtsdestoweniger alle deutschen Landesteile, ja, die deutschen Herzen bis nach Neuyork und Chicago hin unterworfen. Wilibald Alexis in seiner Gesamterscheinung: in seiner Mischung von Realismus und Romantizismus, im Detail seiner Forschung, in der Schwierigkeit seiner Untersuchungen, in der Endlosigkeit seiner Dialoge (geistvoll wie sie sind), konnte nicht populär werden und wird es nicht werden. Die Stilschwerfälligkeit — die einzelne zur „Charakterknorrigkeit" erheben möchten — spricht endlich das entscheidende Wort und erhebt seine Nichtvolkstümlichkeit zu einer Art Gewißheit.

Aber so gewiß es ist, daß er die Menge der Leser nie ansprechen wird, so gewiß ist es auch, daß die kleinen Wilibald Alexis-Gemeinden noch auf lange hin fortleben werden, und innerhalb dieser der Gottseidank nie aussterbende „Enthusiast", der herbst- und winterlang, während der Sturm den Schnee bis unter die Fenster fegt, sich in seinen märkischen Klassiker vertiefen und bei Gestalten wie Götz von Bredow, Hake von Stülpe, Bovillard und Isegrimm dankbarst des Schöpfers dieser Gestalten gedenken wird.

Goethe-Eindrücke.

Hermann und Dorothea.

Dieſes epiſche Gedicht iſt ſehr ſchön: einfach, tief, wahr, das Herz bewegend und erhebend. Dennoch — abgeſehen von den ſchaudervollen Hexametern, die ſich mitunter kaum leſen laſſen — habe ich gegen das letzte Drittel mancherlei Ausſtellungen zu machen. Dorothea iſt ein wenig zu hoch gegriffen — an manchen Stellen ſehr zu hoch — und erinnert mehr oder minder an die Schillerſchen Figuren im Tell. Man wird das Gefühl nicht los: ſo kann wohl Goethe ſprechen, aber nicht Dorothea. Was er ſie ſagen läßt, ſind zwar lebensweisheitliche Betrachtungen, die nicht geradezu außerhalb der Sphäre Dorotheas liegen, aber Form und Vortrag, Dauer und Konſequenz der Rede bedeuten in bezug auf die Wirkung, die ſie üben, faſt mehr als der Inhalt, und während langer Paſſagen ging mir der in künſtleriſchen Dingen entſcheidende Glaube an die Wirklichkeit der vor mir ſtehenden Perſon verloren. So ſpricht kein pfälziſches Mädchen. Im Homer — weil die Möglichkeit der Kontrolle fehlt — laſſen wir uns dergleichen gefallen. (Es fragt ſich übrigens noch, ob in der Odyſſee eine weibliche Geſtalt niederen Standes vorkommt, die ſo ſpricht.) Zuletzt iſt zwiſchen aller wirklichen Weisheit nur eine große Verwandtſchaft, und ein frommer Schäfer wird mit

Büchsel oder einem strammen, klugen, lutherischen Konsistorialrat vielerlei gemein haben, die Form wird aber immer den Unterschied machen, und diesen Unterschied finde ich hier nicht recht gewahrt. Ich stelle beispielsweise den Charakter der Jenny Deans (in Scotts „Herz von Midlothian") viel höher. Er hat den doppelten Zauber poetischer Herzenstiefe und vollkommenster Ächtheit im Ausdruck. Jenny Deans kann so gesprochen haben, wie ihr Dichter sie sprechen läßt, Dorothea nicht. Am meisten tritt dieser Mangel am Schluß hervor, wo Dorothea die politischen Ideen und das Vermächtnis ihres ersten Verlobten mitteilt. Ähnliches gilt von Hermann inbezug auf den politischen Schlußpassus, den ihm Goethe in den Mund legt. So kann der Sohn des Wirtes „Zum goldnen Löwen" nie gesprochen haben. Das ist ganz Arnold von Melchthal. Anno 97, als das Gedicht erschien, war dies alles politisch gerechtfertigt, künstlerisch nimmermehr.

Der hohe Wert der Dichtung liegt, wie so vieles bei Goethe, nach der Charakterseite hin. Das Gesunde, das Schönmenschliche, das ihn befähigt, dem Kleinen liebevoll gerecht zu werden, — das ist es, was in diesem Idyll so groß, so herrlich, so herzgewinnend wirkt; aber nach der Seite der Kunst hin ist es nicht übermäßig imponierend. Die Verse sind nicht schön, wenigstens nicht korrekt, die Komposition ergab sich aus dem Stoffe, den er vorfand, ohne besondere Schwierigkeit. Noch ein anderes, freilich geringeres Bedenken stieß mir auf, dem ich seitdem auch in anderen Goetheschen Schilderungen begegnet bin. Er läßt seine Personen Dinge sagen, die wohl vor das Ohr des Publikums, aber nicht vor das Ohr derjenigen Person gehören, an die die Worte direkt gerichtet werden. So beschreibt der Alte in „Herrmann und Dorothea" seiner Frau einen Schlafrock oder dergleichen mit einer Genauig-

keit, die auf den Leser, aber nicht auf die Frau, an die er sich direkt wendet, berechnet ist. Diese kennt den Schlafrock und braucht keine detaillierte Beschreibung von ihm. Dies ist offenbar ein Fehler. Zuerst wurde ich in irgendeinem Aufsatze Walter Scotts auf diesen bei fast allen Schriftstellern vorkommenden Verstoß aufmerksam gemacht. Scott hatte (in „Waverley") eine Höhle beschrieben, die, als das Boot vom See aus in die Höhle einlief, nur an einer einzigen Stelle, auf die das eindringende Tageslicht fiel, erleuchtet war. Trotzdem beschrieb er, während er sich gewissermassen mit im Boote befand oder vielleicht auch wirklich einen der Bootsleute die betreffenden Wahrnehmungen machen ließ, die dunkle Höhle in all ihren Teilen, also was gesehen werden konnte und was nicht. Ein Freund machte ihn darauf aufmerksam, daß die Wahrhaftigkeit der Situation, die für die Wirkung so wichtig sei, darunter leide. Scott erkannte diese Bemerkung sofort als richtig an und änderte die Stelle im Einklang damit.

Werthers Leiden.

In „Werthers Leiden" ist alles eminent, alles trägt den Stempel des Genies. Die Liebesgeschichte, wie groß und bedeutend sie immer dastehen mag, ist doch durchaus nicht das Erstaunlichste an diesem Werke. Erstaunlich ist die Art, wie er aus seinem eigenen Erlebnis und aus der beinahe zufällig an ihn gelangenden Nachricht von dem Tode des jungen Jerusalem diese Erzählung so ungezwungen zu etwas Einheitlichem gestaltet, daß, kennte man nicht die Entstehungsgeschichte, niemand ein solches Zusammenweben aus ganz verschiedenen Teilen ahnen würde. Die eben-

so leichte wie sichere Hand, die sich hierin zu erkennen gibt, bekundet so recht eigentlich den Genius. Von gleicher Bedeutung und auf den ersten Blick noch überraschender, ist die weisheitsvolle, Leben und Menschenherz durchdringende Reife, die sich in diesem Jugendwerk eines Dreiundzwanzigjährigen zu erkennen gibt. Er hat alles wie durch Intuition und sagt über die großen und kleinen Geheimnisse der Menschennatur die sublimsten Dinge. Und alles spielend. Nicht mühevoll gedrechselt kommt es heraus, in einfachsten und natürlichsten Worten wird das Tiefste gesagt.

Die Bedenken treffen immer nur Bagatellen und sind nicht der Rede wert. Nur nach der Diskretionsseite hin erscheint mir die Arbeit eine schwere Versündigung, die dadurch nicht aufhört, das zu sein, was sie ist, daß dem Verfasser in Jahresfrist hunderttausend Herzen begeistert entgegenschlugen. Ein Genie soll auch in diesen Dingen nicht mit der Alltagselle gemessen werden, ganz abgesehen davon, daß alle Schriftstellerei mehr oder minder von Indiskretionen lebt. Aber dies ist zu viel. Der Dichter ist durch Monate hin Freund und Genosse eines liebenswürdigen jungen Paares; er tut endlich das beste, was er tun kann, und verläßt das Haus, in dem seine leidenschaftliche Liebe zur jungen Herrin nur Pein und Verlegenheit stiften kann. Gut. Monate vergehen. Er korrespondiert; alles scheint beruhigt; — da plötzlich tritt ein Buch in die Welt, das jeder als eine Erzählung der jüngsten Herzenserlebnisse des Dichters deuten muß, und das nicht mehr und nicht weniger ausspricht als: 1. ich liebte die junge Frau; 2. sie liebte mich wieder; 3. der Ehemann war ein braver, aber langweiliger Peter, weil zu unbedeutend für solche Frau; ich wäre besser am Platze gewesen. (Wer argwöhnisch ist, kann auch noch mehr

herausleſen). So darf man nicht verfahren. Auch das größte Genie hat kein Recht, derartige bittere Verlegenheiten zu ſchaffen und den Ruf einer liebenswürdigen Frau mehr oder minder zu ſchädigen. Tut es ein Freund, ſo iſt es doppelt verwerflich. Die Empfindlichkeiten des Keſtnerſchen Paares waren nur allzu gerechtfertigt.

Wilhelm Meiſters Lehrjahre.

Die Grundempfindung bei der Lektüre dieſes Romans war Bewunderung, Staunen, begleitet von einem wahren Elendsgefühl über die eigene Mediokrität. Welche ſpruch- und ſentenzenreiche Weisheit, welche Vornehmheit, welche tiefe Erkenntnis der menſchlichen Natur, welche Wehmut darüber und doch zugleich welche Liebe zu ihr! Dazu — ohne daß ich die Kompoſition in allen Stücken loben möchte — welche genial geübte Kunſt! Die Frauengeſtalten in faſt noch reicherer Fülle als bei Shakeſpeare! Daß ſie feiner nuanciert ſind, verſteht ſich von ſelbſt: dafür ſind es eben Roman- und nicht dramatiſche Figuren.

Was ich am meiſten bewundere, iſt ein — wenigſtens für mein Gefühl vorhandenes — Sichgehen- und treibenlaſſen. Ich habe durchaus nicht den Eindruck, daß Goethe bei Beginn des Romans wußte, wie und wo er landen, ob er es auf vier, ſechs oder acht Bücher bringen würde. Er fing eben an und wußte, ohne das Ende beſtimmt zu kennen, daß er es zu einem guten Ende bringen werde. Er iſt ganz wie ein Märchenerzähler. Wie eine alte Großmutter ihren Enkel auf den Schoß nimmt und vom kranken Königsſohn oder vom „lahmen Willi" zu erzählen anfängt, den eine Hexe gelähmt hatte, und den eine Fee wieder

gehen, zugleich auch die Königstochter im Wettlauf gewinnen lehrte, — wie solche Alte ihre Erzählung anfängt, ohne die geringste Sorge darüber, worauf es hinauslaufen, ob es klappen und passen oder mit allerhand Widersprüchen schließen wird, so hat auch Goethe angefangen, nur mit dem Unterschied, daß er eben Goethe und nicht eine beliebige alte Großmutter war. Er macht, was er will, folgt voll berechtigten Vertrauens zu seiner Natur deren Eingebungen, quält sich nicht von Seite zu Seite mit Fragen logischer Entwicklung, sagt heute dies und morgen jenes, nimmt die Puppen, wie sie ihm zwischen die Finger kommen, und weiß dennoch jeden Augenblick, wie die Partie steht, und wie er es anzufangen hat, das Verwirrte zu entwirren und das entfernt oder völlig beziehungslos voneinander Stehende zu einem gemeinschaftlichen Zwecke zu verbinden. Er läßt seine Herde weithin grasen, auf Berg und Tal: ein Ruf, ein Pfiff, und er hat sie wieder zusammen. Er gestattet die äußerste Freiheit der Bewegung und büßt doch nie die Herrschaft über diejenigen ein, denen er diese freie Bewegung gönnt. Die Kunst des Anknüpfens, des Inbeziehungbringens, des Brückenschlagens ist außerordentlich groß — und wodurch so groß? Durch die Kunst der Erfindung und den Reichtum der Mittel, über die der Dichter von Natur und Bildung wegen die freieste und schärfste Verfügung hat.

Und er *weiß*, daß er sie hat. Und daß er das weiß, das gibt ihm jene Sorglosigkeit, jene heitere Ruhe, die alles Hastige, Strebrige von ihm fern hält, das gibt ihm den Mut, unbekümmert um das Urteil derer, von denen er im Innersten fühlt, daß sie unter ihm stehen, alles zu sagen, was er zu sagen sich aufgefordert fühlt.

Aber so bewundernswert das Ganze, vor allem die Kraft, die Persönlichkeit ist, die es schuf, so gewiß es ist,

daß ich im Anblick dieser wunderbaren Schönheit Tränen des Entzückens vergossen, höchste Freude und tiefsten Schmerz im selben Moment empfunden habe, so gewiß ist es mir doch auch, daß dies große, herrliche Werk im einzelnen vielfach anfechtbar, daß es in ganzen Partien schwach und langweilig und keineswegs in all und jedem Betracht mustergültig ist. Der Baum, der diese Blätter und Früchte trägt, ist in seinem Wurzel- und Faserwerk, im Umlauf seiner Säfte kerngesund; aber einzelne Äste sind dürr, und manche der Früchte, denen bei ihrer Entwicklung dies oder jenes versagt wurde, sind steinig oder herbe oder von insipidem Geschmack.

So wundervoll die Weiberwelt ist, so wenig Begeisterung wecken die Männer. Wilhelm selbst flößt nur ein mäßiges Interesse ein. Das möchte noch angehen; denn die Helden des Romans haben das Vorrecht, unsere Teilnahme nur halb in Anspruch zu nehmen; einige meinen sogar, es müsse so sein, und sie haben am Ende recht. Aber nun kommt die Schar der anderen. Am besten gezeichnet ist vielleicht der „Graf" (ohne Namen), in dessen Schloß die Schauspieler sich wochenlang bewegen und der schließlich ein zweiter Zinzendorf wird. Es ist keine Hauptfigur, aber die Zeichnung ist vorzüglich; alles scharf beobachtet und ebenso wiedergegeben. Sehr gut ist auch Serlo, demnächst Laertes; beide wecken indessen kein tieferes Interesse. Trefflich hingegen ist Lothario: die Szene, worin er den Freunden seine Begegnung mit der früheren Geliebten schildert, ist etwas so Schönes und Liebenswürdiges, als man nur irgendwo lesen kann; zu gleicher Zeit, ganz abgesehen von dem Reiz der kleinen Schilderung an und für sich, charakterisiert diese Schilderung den Lothario vom Wirbel bis zur Zehe. Aber nun bin ich mit dem Aufzählen ansprechender Gestalten auch fertig. Werner,

der Jugend- und Geschäftsfreund Wilhelms, ist langweilig, der Baron — im Schlosse des Grafen — mindestens nicht interessant. Dasselbe gilt von Jarno, dem Abbé, dem Doktor. Jarno nimmt Anläufe; es kommt aber nicht recht was dabei heraus. Friedrich ist ein ungezogener Junge von höchst fragwürdigem humoristischem Gehalt; der Harfenspieler hält sich, mit Hilfe seiner Lieder, gerade über Wasser. Man streiche die Lieder, so sinkt er klanglos auf den Grund.

Im ganzen genommen, wirken mir alle die männlichen Gestalten nicht plastisch genug; ich kann sie mir nicht deutlich vorstellen; sie haben etwas schemenhaftes, sind Begriffe, die Rock und Hose tragen. Das Interesse leidet darunter. Gewiß hätte Goethe die realistischen Details, die eine Gestalt beleben und ihr Rundung geben, auch herbeischaffen können; er hat es nicht gewollt und wird seine guten Gründe dafür gehabt haben. Ich bekenne aber doch, daß mir Gestalten, von denen ich glaube, die Knöpfe des Rockes und die Venen der Hand zählen zu können, lieber sind als diese, Richtungen und Prinzipien vertretenden Schatten. Wie vorteilhaft stechen die Frauengestalten davon ab, und man fragt sich füglich, warum der Dichter den Männern nicht mit gleicher künstlerischer Liebe begegnet ist. Was dem einen recht, ist dem anderen billig. Lydia tritt nur flüchtig auf, aber wie lebensvoll ist sie gezeichnet; sinnlich wie Philine und doch wiederum so grundverschieden von ihr! Auch Aurelie ist wundervoll und unter den realistisch gehaltenen Figuren, neben Philine, die glänzendste. Mignon und der Harfner bilden eine Gruppe für sich, die romantische. Aber auch hier welcher Unterschied! An Mignon alles Zauber, Liebe, Wahrheit von Anfang bis zu Ende, an diesem ein gut Teil Marotte, Wirrsal und beinahe Komik.

Was die geschilderten Hergänge und deren Tendenz, also die eigentliche Erzählung (so weit es möglich ist, diese von den Personen zu trennen) angeht, so scheint mir das die schwächste Seite des Werkes. Die Menschen und ihre Herzensbeziehungen sind interessant, mal mehr, mal weniger, zum Teil tief ergreifend, aber der Grundstoff: das Theaterleben und das Freimaurerwesen ist eigentlich langweilig. Das ganze erste Buch, soweit es die Schilderungen von Wilhelms Puppentheater usw. enthält, zählt zu dem Langweiligsten, was man lesen kann; wenn nicht Goethes Namen darüber stände, würde kein Mensch drei Seiten davon aushalten. Dann wird es im zweiten Buch sehr reizend, bis es weiterhin bei dem Hamlet-Essai wieder Schiffbruch leidet. So fein dies alles ist, so will es doch heutzutage kein Mensch mehr in einem Romane lesen. Für das Freimaurerwesen in der zweiten Hälfte des Romans hab ich nun ganz und gar kein Organ; es berührt mich halb ridikül, halb langweilig. Der „Turm", der „Saal der Vergangenheit" — ich kann da nicht mit. Unter Goethes Händen wird zuletzt freilich alles zu Gold; er darf schließlich machen, was er will, aber es gibt Goldsorten, die einem, trotzdem sie Gold sind, doch nicht recht gefallen wollen. Daß wir, auch dem Stoff und der Tendenz nach, ein solches zeitbildliches, die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts vorzüglich charakterisierendes Werk haben, ist gewiß ein Glück; aber es ist gewiß noch mehr ein Glück, daß wir solche Zeit los sind, und daß wir, wenn auch mit schwächeren Kräften, jetzt andere Stoffe bearbeiten.

Italienische Reise.

Wer das Buch in die Hand nimmt, um über italienisches Volk und Leben, namentlich aber über italienische

Kunst Aufschlüsse zu erhalten, wird es enttäuscht fortlegen. Nach dieser Seite hin ist wenig daraus zu lernen; beschrieben — ein paar glänzende Ausnahmen abgerechnet — wird so gut wie nichts. Goethe läßt sich im allgemeinen weder darauf ein, eine Landschaft, ein Bild, eine Architektur zu schildern, noch auch kritisiert er diese Dinge. Von Dogenpalast, Markuskirche, Vatikan, Sankt Peter, Pantheon und hundert anderen Berühmtheiten erfahren wir weder, wie sie aussehn, noch auch — über ganz allgemeines hinaus — wie sie auf ihn gewirkt haben. Am wenigsten gibt er ein Urteil ab; er erklärt eigens, daß ihm dies verhaßt sei, und daß alles öde Geschwätz darüber ihm verschiedene Personen und Gesellschaften verleidet habe. Im großen und ganzen wird er, wie immer, auch hierin recht gehabt haben; doch, glaube ich, geht er entweder zu weit oder noch nicht weit genug. Er führt dies nämlich auch seinerseits nicht konsequent durch. Er nimmt zu den Bauten Palladios eine Stellung, ist von Tintoretto entzückter, als mir nötig scheint, bricht für die „Transfiguration" gegen einzelne Tadler eine Lanze und enthusiasmiert sich für das Kolosseum, auch für manches andere noch. So Stellung nehmend hier und dort, dann und wann, vermißt man es in den vielen, vielen Fällen, wo er es nicht tut. Noch einmal: wer zu erfahren hofft, wie die reiche Welt italienischer Kunst im Detail auf Goethe gewirkt hat, der wird seine Erwartungen nicht erfüllt finden. Am wenigsten wird er sich in der Lage sehn, mit Hilfe Goethescher Autoritätsaussprüche eine bequeme Kunstkonversation führen und bei jedem beliebigen Bild oder Meister ausrufen zu können: „auch Goethe sagt schon usw." Dergleichen fehlt nicht absolut, aber doch bis zu einem hohen Grade, so daß es der Masse des Stoffes gegenüber kaum in Betracht kommt.

Das Buch ist aber doch von unschätzbarem Wert, nicht zur Kenntnis Italiens, aber zur Kenntnis Goethes. Alles, was darin gesagt wird, hat erst in zweiter Reihe Bedeutung in bezug auf die Dinge, in erster Reihe ist es bedeutungsvoll in bezug auf die Person. Die Richtigkeit des Gesagten mag sehr oft anfechtbar sein, aber es wird immer wertvoll durch das Licht, das es auf den Sprecher wirft. Man lernt ihn hier auf das beste kennen in allen seinen reichen Tugenden und Vorzügen. Der hundertfältig wiederkehrende Ausdruck innigsten Glückes darüber, daß es ihm vergönnt sei, dies Land zu schauen, hat etwas Rührendes und Beschämendes.

Man kommt sich tadelnswert vor, daß man mit seinem eigenen kleinen Enthusiasmus weit hinter dem großen Enthusiasmus eines Goethe zurückbleibt. Er, der geistige Heros der Nation, warf sich demutsvoll vor dieser Welt der Schönheit nieder, und man selbst kann es kaum zu einer Kniebeugung bringen. Diese tiefe Bescheidenheit, der beständige Lerntrieb dessen, der, während alle Welt ihn schon für einen Meister hielt, hier sich ganz als Schüler empfand und, Tag um Tag das Bekenntnis seiner Unzulänglichkeit ablegend, sich nur durch die Hoffnung gehalten fühlte: „es wird doch vielleicht noch werden" — dies sind die rein auf die Person Goethes weisenden Züge, die das Buch so schön, so lehrreich und erbaulich machen.

Einzelne Schilderungen und einigermaßen ausführlich gehaltene Erlebnisse sind eingeflochten. So z. B. sein kleines Erlebnis in Malcesine, wo man ihn als Spion verhaften wollte, und später in Assisi; seine Schilderung des neapolitanischen Volkslebens, sein Diner bei der heiteren „Principessa", sein Abschiedsabend von Neapel, wo er von einem hohen Schloßfenster aus den Blick auf

den Vesuv und die niederfließende Lava richtete — alle diese Partien sind sehr schön. Das schönste ist seine ausführliche Beschreibung des römischen Karnevals. Dazu gesellt sich der kleine Roman, den er mit der „schönen Mailänderin" in Castel Gandolfo anspinnt, und manches ähnliche. Hauptinhalt bleibt aber doch immer: „wie glücklich bin ich; ich sah heute das, ich tat heute das; ich mache Fortschritte; ich komme dem Wesen der Kunst immer näher; ich spüre dem und dem nach (z. B. der Urpflanze), und ich hoffe es zu finden." Ganz kurze Mitteilungen derart, monatelang von Brief zu Brief wiederkehrend, füllen die Seiten. Man kann nicht sagen, daß es an und in sich interessant oder lehrreich wäre; es wird es erst dadurch, daß es eben Goethe ist, den wir hier in schönen Selbstbekenntnissen an der Arbeit mit sich selbst erblicken.

Es ist ein herrliches Buch für den, der Italien kennt und Goethe liebt. Wer freilich dieser beiden Vorzüge entbehrt, dem ist die Lektüre nicht allzusehr anzuraten.

Herman Grimms „Goethe."

Seitens des Professors Grimm wurden an der Berliner Universität im Wintersemester 1874 auf 1875 wie in dem darauffolgenden Sommer Vorlesungen über Goethe gehalten, fünfundzwanzig an der Zahl. Diese Vorlesungen, ausgearbeitet und unter Benutzung neuedierter Hilfsmittel erweitert, bilden den Inhalt seines zweibändigen, bei W. Hertz erschienenen Goethe-Buches. Was es von anderen ihm voraufgegangenen Goethe-Büchern unterscheidet, ist dies, daß an die Stelle eines mehr oder minder mühsamen Pflückens ein einfaches Schütteln am

Baum getreten zu sein scheint. Es hat dann später, ehe die Fruchtschalen auf den Tisch gesetzt wurden, an Auswahl und sauberer Appretierung nicht gefehlt; aber was von Anfang an da war, blieb: Fülle und Überblick und infolge dieses Überblickes die Möglichkeit unängstlicher Dispositionen. Auf dies Beiwort legen wir den Hauptakzent. Mit seltenen Ausnahmen begleiten uns beim Niederschreiben eines Buches auch die Studien zu diesem Buche. Wir gehen kapitelweise vor, ein Verfahren, das wie von selber zu prompter Erledigung des einzelnen führt. Keine Reste, alles wird aufgearbeitet. Aus der Not eine Tugend machend, bringen wir alles gehörigen Ortes unter und freuen uns schließlich, etwas Ordnungsmäßiges zustande gebracht zu haben. Wir nennen das „gute Disposition", während es doch nur die Aktion der Unfreiheit ist. Grimm ist anders verfahren. Den Stoff vollständig beherrschend, über den Stand seiner Front- und Reservetruppen gleichmäßig im klaren, sah er sich der Benötigung des „Einkapitelns" überhoben. Was über Friederike von Sesenheim oder Frau von Stein, über „Götz" oder „Werther", über den Charakter dieser oder jener Epoche gesagt wird, ist nie darauf aus, den Gegenstand ein für allemal abzutun, sondern läßt dies und jenes unerörtert, um an anderem Orte darauf zurückzukommen oder auch nicht zurückzukommen; denn auch ein solches Verzichten im einzelnen muß gestattet sein, wenigstens in unseren Augen. Alle in spanische Stiefel Eingeschnürten, alle in Doktrin und Systemwirtschaft Steckengebliebenen werden für diesen Vorzug freilich keine Würdigung haben, weil ihnen die gerade Linie das Ideal und die bequeme Gliederung die Hauptsache ist. Es sind dies die Leute des Erstens, Zweitens, Drittens. Derlei Krücken hat Herman Grimm weit von sich geworfen.

Bei Hochzeitsfeiern pflegt der Geistliche, vielleicht ein Fremder, aufgefordert zu werden, das Brautpaar leben zu lassen; es wird ihm dann ein Zettel zugesteckt, der, die nötigen Daten enthaltend, nun zu einem längeren oder kürzeren, jedenfalls die allgemeine Zustimmung findenden Anstandstrinkspruch führt. Damit scheint das entscheidende Wort gesprochen. Aber eine halbe Stunde später erhebt sich un vieux de la famille, ein Fünfziger, ein Pate der Braut; er hat ihr das kleine Kreuz geschenkt, das sie auch heute trägt, er hat ihr, nach den Masern, die erste Bonbontüte gebracht und sie und ihre Brüder, solange es noch Buden gab, alljährlich auf den Weihnachtsmarkt geführt. Er weiß alles im Hause; er hat jedem bis auf das Herz gesehen. Er erinnert sich der Braut, wie sie noch im Taufkissen lag, er zitiert eine Anekdote von dem Großvater selig her, der schon damals sagte, „wie es kommen werde", und erzählt dann von einer Fahrt nach Pichelsberg oder Saatwinkel, wo der Kahn umschlug und die junge Braut, die da jetzt im blühenden Kranze sitzt, nur wie durch ein Wunder gerettet wurde. Er schachtelt ein, er macht Parentheſen, aber alles atmet Fülle des Lebens, Empfindung, Wahrheit, und als schließlich das Lebehoch ausgebracht und verklungen ist, ist doch nur eine Stimme am Tisch, daß Pate R. oder B. den Vogel abgeschossen habe. Er hätte auch in der „Dreiteilung" sprechen können, indessen er verzichtete darauf; seine Mittel erlaubten es ihm.

Hier haben wir, wie den charakteristischen Zug, so auch den Reiz des Grimmschen Goethe-Buches. Es bewegt sich frei. Aber diese freie Bewegung schließt eine bestimmte Kunstform nicht aus, ja, sie führt diese zum Teil herbei. Diese Form wie sie sich von Kapitel zu Kapitel gibt, ist die des „Essais". Herman Grimm hat dieselbe Form schon früher mit Vorliebe gewählt.

Das Weſen des Eſſais beſteht darin, in knappſter Form, zugleich unter Geltendmachung allgemeiner Geſichtspunkte, eine Geſtalt oder eine Frage nicht losgelöſt von ihrer Umgebung, ſondern im Zuſammenhange mit dieſer zu betrachten, mit anderen Worten bei Behandlung des Teiles zugleich einen Blick auf das Ganze zu werfen. Wer die Eſſais Macaulays über Lord Clive und Warren Haſtings geleſen hat, kennt nicht nur biographiſch das Leben dieſer Männer, ſondern auch allgemein hiſtoriſch die Geſchichte von Britiſch-Indien während eines halben Jahrhunderts. Ähnlich hier. Im Mittelpunkt jedes einzelnen Abſchnittes ſteht die Geſtalt Goethes vor einem Stadt-, einem Landſchafts- oder einem Zeitbilde, am liebſten, wie bei großen hiſtoriſchen Kompoſitionen, von einer Korona mitwirkender Zeitgenoſſen umrahmt. Und dieſe Mittelpunktſtellung verbleibt ihm von Kapitel zu Kapitel, während er ſich freilich auf jener anderen Linie, die aus der Front in die Tiefe führt, in einer ſteten Bewegung erweiſt. Ja, er tritt gelegentlich in den Hintergrund. Aber auch als Hintergrundsfigur beherrſcht er noch das Vorliegende, wie die Geſtalt Luthers auf dem Reformationsbilde Kaulbachs.

Der Eſſai, wie er die Gabe erheiſcht, die Einzelheiten im Zuſammenhange mit dem Ganzen zu erblicken, erheiſcht vor allem auch Eſprit und Stil. Es braucht nicht erſt hervorgehoben zu werden, in wie hohem Maße Herman Grimm über beides verfügt. Mit ebenſoviel Vorliebe wie Geſchick bedient er ſich des Bildes, des Vergleiches. Er wird nach dieſer Seite hin unter allen deutſchen Stiliſten vielleicht nur von Schopenhauer übertroffen, der, wieviel oder wie wenig er als Philoſoph bedeuten mag, als glänzender Eſſayiſt etwa denſelben hohen Rang bei uns einnimmt, wie Macaulay in England.

Auch von den Schwächen, die ſich gern da einzuſtellen pflegen, wo dem Eſprit und Stil eine freudige Mitherrſchaft eingeräumt wird, die ſich dann leicht zur Oberherrſchaft geſtaltet, auch von dieſen Schwächen iſt das Grimmſche Goethe-Buch vielleicht nicht ganz frei geblieben. Alle Kraft hat einen natürlichen Hang zum Wagnis; keine Kraft aber wagt lieber als der Eſprit. Das Beſtrittene gilt, weil es beſtritten wird. Reynolds beſtritt das Recht eines exkluſiven Blau im Bilde; daraufhin malte Gainsborough ſeinen berühmten „blue boy“, einen reizenden engliſchen Knaben, an dem mit Ausnahme von Geſicht und Halskragen, alles blau iſt: Seidenwamms, Beinkleid, Strümpfe, Schuhſchleifen. Hier wurde das faſt unmöglich Scheinende möglich gemacht: Virtuoſität und Eſprit ſiegten. Aber ſie ſiegten nicht immer. Blondin über den Niagara hält ſich ſo lange, bis er fällt. Auch H. Grimm bebt vor einem gelegentlichen Saltomortale nicht zurück, wenn er es nicht vorzieht, doppelgängeriſch, von den Endpunkten zweier entgegengeſetzter Anſichten aus, vorzugehen und nach höflicher Begrüßung mit ſich ſelbſt, ohne Frontveränderung zu den Turmſpitzen hüben und drüben zurückzukehren. Ein Verfahren, das zwar den Sprung, aber nicht die Beängſtigung des Zuſchauers vermeidet. Im einzelnen können dadurch leiſe Störungen verurſacht werden, im ganzen ſind es jene Fleckchen, die nach Art der Schönheitspflaſterchen den Reiz nur erhöhen. Wer ſich auf Fineſſen der Farbenwirkung verſteht, wird ſie kaum miſſen wollen.

Roman-Reflexe.

Josef Viktor von Scheffel.

„Ekkehard."

„Ekkehard" zählt zu den besten Büchern, die ich gelesen. Man empfängt einen ganz reinen Eindruck. Die Himmelsluft, in der Kunst und Schönheit zu Hause sind, weht durch das Ganze. Eine befreundete Dame schrieb mir darüber: „An diesem reizenden, aber auch zugleich äußerst geschmacklosen Buche konnte nur die Gedankenlosigkeit unserer Zeit ernsthaft Gefallen finden. Alles Beschreibende und Lokale ist entzückend, alles Historische unwahr, unmöglich." Ich halte dieses Urteil nur in seinem Lobe für richtig, in seinem Tadel keineswegs.

„Geschmacklos", wenn ich meinen Geschmack befrage, ist das Buch sicherlich nicht. Es ist im Gegenteil geschmackvoll, nur daß diese Bezeichnung nicht ausreicht für alle seine Tugenden. Es ist fein, kenntnisreich, gerecht, humoristisch, eine Poetenarbeit durch und durch. Es berührt einen doppelt wohltuend, einmal von Natur, dann von Kunst wegen. Aus einer dichterisch liebenswürdigen Natur heraus geboren, ist es in der Art seiner künstlerischen Gestalt nahezu vollendet. Es erinnert an Walter Scotts allerbeste Arbeiten. An Kunst und Studium ist Scheffel ihm überlegen, an feinem Humor ihm ebenbürtig, ebenso an Schilderungskraft und Lokalpatriotismus. Was Scott voraus hat, ist die schöpferische Fülle; eine

Erzählung, wie Scheffel sie einmal geschrieben, schrieb Scott in seiner glänzendsten Zeit in drei Monaten. Aber als Einzelleistung kann „Ekkehard" neben dem „Waverley" bestehen.

„Alles Historische ist unwahr und unmöglich", so das eben angeführte Urteil. Der Beweis dafür dürfte sehr schwer anzutreten sein. Daß das Buch ein Resultat der liebevollsten und ernstesten Studien ist, darüber kann nicht gut ein Zweifel sein. Der Text beweist es, noch mehr die Anmerkungen, die selber wieder ein kleines Buch füllen würden. Die Studien allein machen es freilich nicht, ein historischer Blick und ein rückwärts gewandtes prophetisches Ahnungsvermögen müssen hinzukommen. Aber diesen Blick und dies Ahnungsvermögen haben echte Poeten fast immer. Wenn mit Recht gesagt worden ist, der große Historiker müsse immer auch Poet sein, so ist es eben so wahr, daß jeder echte Poet ein Verständnis für das Historische mitbringt. Wem sich das Leben erschließt, dem erschließen sich auch die Zeiten. Denn zu allen Zeiten wurde gelebt. Hier steckt, glaube ich, die eigentlichste Bedeutung dieses Buches. Diese Gestalten aus dem 10. Jahrhundert sind auch Menschen, Menschen von Fleisch und Bein, ausgerüstet mit denselben Zügen, gut und schlecht wie wir selber. Die Unterschiede liegen im „Kostüm", in der Welt der äußerlichen Dinge, nicht im Innerlichen. Man liebte und haßte, hoffte und bangte, gerade so wie heut. Wer die Menschen in einsamen Tälern, auf Alpen und an Stranddünen aufmerksam beobachtet hat, wird nicht sehr in die Irre gehen, wenn er sagt: so waren die Leute vor tausend Jahren auch.

Unwahr also nicht und unmöglich gewiß nicht. Wenn man die Mönche von St. Gallen nicht gerade die Piff-paffpuff-Arie singen oder Havannazigarren rauchen läßt,

ſo iſt es ſehr mißlich, von „Unmöglichkeiten“ zu ſprechen. Wer würde glauben, daß Kaiſer Wilhelm, der nach 500 Jahren wie ein Barbaroſſa ſagenhaft fortleben wird, von Bismarck beim Ausflicken und mit-Tinte-beſtreichen ſeiner alten Reithoſen betroffen wurde! Unmöglich iſt nach dieſer Seite hin nichts, wenn es aus etwas Menſchlich-Innerlichem heraus geſchieht, unmöglich iſt nahezu nichts, was innerhalb der Gefühlswelt liegt, unmöglich iſt nur das, was man mit der Geſchichtstabelle in der Hand als unmöglich beweiſen kann. Ein Abt konnte ſich zu jeder Zeit betrinken, aber er konnte nicht vor Goethes Geburt den Fauſt-Monolog deklamieren; ein Biſchof konnte zu jeder Zeit eine Konkubine haben, aber er konnte nicht zur Zeit der Kreuzzüge ſeine Taſchenuhr repetieren laſſen und die Strecke zwiſchen Alexandrien und Kairo per Eiſenbahn zurücklegen. Solche Fehler in Ekkehard nachzuweiſen, dürfte ſchwer halten; alles andere aber, wenn es heißt: „es widerſpricht dem Geiſt der damaligen Zeit“, bleibt mißlich. Die einander fernſtliegenden Zeiten ſehen ſich oft ſehr ähnlich; in Auſtralien ſoll es ſtreckenweiſe ebenſo ausſehen wie in der Mark oder in Pommern.

Man kann freilich einen Bredow oder Lüderitz nicht zu Kurfürſt Friedrich dem Eiſernen ſagen laſſen: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit“, und man kann einem Nürnberger Patrizierſohn zur Zeit Kaiſer Maximilians nicht die Worte in den Mund legen: „Kinder können in der Wahl ihrer Eltern nicht vorſichtig genug ſein“; aber es ſollte doch wirklich auch ſchwer halten, im „Ekkehard“ Stellen oder Redewendungen zu finden, die etwa auf dieſer Stufe ſtehen.

An einigen Stellen romantiſiert Scheffel mehr, als mir wünſchenswert erſcheint. Ich rechne dahin beſonders alles, was ſich auf die lieblichen Geſtalten von

Audifax und Hadumoth bezieht. So hübsch dies ist, so berührt es doch ganz und gar wie eine romantische Dichtung, die in einem Buche stört, das seiner Aufgabe wie auch dem tatsächlich Gebotenen nach im wesentlichen wie ein Zeit- und Geschichtsbild wirkt. Es fällt aus dem Ton und schädigt den Glauben an die Zuverlässigkeit der übrigen Erzählung. Übrigens scheint es, daß Hesekiel und Auerbach den „Ekkehard" bei ihren Arbeiten benutzt haben, jener in dem Romane „Unterm Eisenzahn", dieser in „Auf der Höhe". Bruder und Schwester auf ihren Fahrten im Briselan-Walde sind ganz Audifax und Hadumoth; Gräfin Irma, die sich „auf der Höhe" läutert und Tagebuch schreibt, ist ganz das weibliche Pendant zum Ekkehard, der verstoßen, totgeglaubt, auf der Alpe einen Sommer verträumt und das Walthari-Lied dichtet.

Gustav Freytag.

„Die Ahnen," I—III.

Die „Ahnen" reihen sich nicht in schon Vorhandenes ein und sperren uns dadurch den bequemsten und sichersten Weg für die Beurteilung von Kunstwerken, den des Vergleichs. Die Ähnlichkeit mit dem Scheffelschen „Ekkehard" ist zugleich eine Grundverschiedenheit. Wir müssen also lediglich von Prinzip wegen die Frage zu lösen suchen, dabei zu unserem Troste der Überzeugung lebend, das alles, was im nachstehenden als Forderung formuliert wird, kein äußerlich angenommenes Gesetz, sondern aus der unmittelbaren Empfindung heraus geboren und recht eigentlich ein Kind des Herzens ist.

Was soll ein Roman? Er soll uns, unter Vermeidung alles Übertriebenen und Häßlichen, eine Geschichte

erzählen, an die wir glauben. Er soll zu unserer Phantasie und unserem Herzen sprechen, Anregung geben ohne aufzuregen; er soll uns eine Welt der Fiktion auf Augenblicke als eine Welt der Wirklichkeit erscheinen, soll uns weinen und lachen, hoffen und fürchten, am Schluß aber empfinden lassen, teils unter lieben und angenehmen, teils unter charaktervollen und interessanten Menschen gelebt zu haben, deren Umgang uns schöne Stunden bereitete, uns förderte, klärte und belehrte.

Das etwa soll ein Roman. Erfüllen die „Ahnen" diese Aufgabe? Die Billigkeit erheischt in erster Linie das Zugeständnis ja. Bedenken, starke Bedenken selbst, wie wir ihnen weiterhin Ausdruck geben werden, können dies „Ja" allerdings sehr erheblich modifizieren, aber nicht aufheben. So gewiß es Zweck des Nachstehenden ist, den Todeskeim nachzuweisen, an der dieser Freytagsche Roman notwendig sterben muß, so gewiß ist es doch auch, daß er, trotz allem was gegen die Zulässigkeit der Aufgabe — wenn ihr keine andere Lösung zuteil wird — gesagt werden darf, dennoch zu den bedeutenden Erscheinungen zählt. „Es irrt der Mensch so lang er strebt." Das Hervorheben des Irrtums hebt den Respekt vor dem Streben nicht auf.

Wir bewegen uns in diesem Roman in der reinen Luft wirklicher Kunst; alles Niedrige schweigt, und die unsere Literatur beherrschende krankhafte Sehnsucht nach immer neu gewürzten Schnittchen aus Evas Apfel, sie fehlt hier durchaus. Wir durchleben freundliche und lehrreiche Stunden mit Kaisern und Königen, mit Rittern und Reisigen, mit Äbten und Mönchen und nehmen abwechselnd größeren oder geringeren Anteil an ihren Schicksalen, zugleich auch an den Abenteuern jener tapferen Helden und schönen Frauen, die den Mittelpunkt jeder einzelnen Geschichte bilden. Wir beklagen Ingo, wenn er

heimatlos von Hofe zu Hofe zieht, und stehen bewegt, wenn das Feuer, das seine Feinde herangetragen haben, über die Idisburg zusammenschlägt; wir bangen, die Flucht Ingrams aus dem Sorbendorfe durch irgendeinen Zwischenfall gestört zu sehen, und vernehmen, als ertöne sie uns selber, die Christenglocke, unter deren Klängen er nun zwiefach siegt, erst über den Ratiz, dann über sein Herz. Wir freuen uns Immos und seines Zwiegesprächs mit den Zwillingsmönchen Sintram und Bertram, freuen uns mehr noch seiner Rettung aus Kerker und Gefahr, teilen den Schmerz des Heimgekehrten, die Brüder feindlich, das Herz der Mutter erkaltet zu finden, und stehen ihm treu zur Seite, wenn er, verklagt auf Klosterraub und Friedensbruch, von König Heinrichs Lippen den Spruch über Tod und Leben erwartet. Endlich — wir turnieren mit Ivo, als wären wir Partei und vom Marschalk Henner selber für die Fahrt geworben, fröhlich im Lande Thüringen umher, ziehen erwartungsvoll mit auf die Wartburg, mit ins „schöne Land Italia", mit zum heiligen Grab, zürnen den Templern und Johannitern, die die große Sache der Christenheit in kleinen Interessen ersticken und begraben, sehen entzückten Auges am Hofe des Libanon-Scheiks den Schleier von der Pracht- und Wunderwelt des Orients leise gelüftet und schütteln auf den letzten Seiten des Buches unserem Helden im Geiste die Hand, wenn er seiner Herzensdame, der Grafenwitwe Hedwig, sich entreißt, um die treue Magd Friderun zu retten. Eine Fülle des Schönen zieht in hundert Bildern nicht nur bunt und gefällig, oft auch erhebend und erschütternd an uns vorüber; wir lachen und weinen, wir hoffen und fürchten und scheiden endlich aus diesem reichen Gestaltenkreise, nicht ohne vielen eine dankbare, einzelnen eine ungetrübte, durch nichts beeinträchtigte, herzliche Erinnerung zu bewahren.

Dennoch will uns der Gedanke, dem wir schon im vorstehenden kurzen Ausdruck gegeben haben, nicht verlassen: daß es keine allzu glückliche Stunde war, in der Freytag den Plan faßte, diese „Ahnen" zu schreiben und ihnen ein Vollmaß von Kraft und Arbeit zuzuwenden, das auf einem anderen Gebiete (so meinen wir) segensreicher zu verwenden gewesen wäre. Denn der Umstand, daß eine große Beanlagung sich schließlich auf jedem Gebiete mehr oder weniger bewährt, drückt die Frage nach dem Gebiete selbst noch nicht zu einer leicht zu nehmenden herab. Der superiore Geist, der in diesem Augenblicke die Geschicke unseres Vaterlandes lenkt, würde, wenn er gewollt hätte, kraft der Universalität, die ihm eigen ist, unzweifelhaft auch etwa als Numismatiker geglänzt haben; aber wir dürfen doch froh sein, ihm statt dessen auf dem Gebiete staatenbildender Politik zu begegnen. Einfach deshalb, weil er im Münzkabinett sehr leicht, im Kabinett seines Königs sehr schwer zu ersetzen gewesen wäre. Ähnlich mit Freytag, betreffs dessen nur noch hinzuzufügen wäre, daß er — jener alles bezwingenden Universalität entbehrend — alle Gaben, die sein Talent ausmachen, für seinen Ahnenroman nur sehr teilweise verwerten konnte, alles das aber, was zur Lösung dieser Aufgabe ganz besonders erforderlich war, nur ziemlich spärlich aufzuweisen hat.

Dies führt uns nach allem, was wir vorstehend über die Aufgabe des Romans gesagt haben, zu der zweiten weitergehenden Frage: Was soll der moderne Roman? Welche Stoffe hat er zu wählen? Ist sein Stoffgebiet unbegrenzt? Und wenn nicht, innerhalb welchen räumlich und zeitlich gezogenen Grenzen hat er am ehesten Aussicht sich zu bewähren und die Herzen seiner Leser zu befriedigen?

Für uns persönlich ist diese Fragenreihe entschieden.

Der Roman soll ein Bild der Zeit sein, der wir selber angehören, mindestens die Widerspiegelung eines Lebens, an dessen Grenze wir selbst noch standen, oder von dem uns unsere Eltern noch erzählten. Sehr charakteristisch ist es, daß selbst Walter Scott nicht mit Ivanhoe (1196), sondern mit Waverley (1745) begann, dem er eigens noch den zweiten Titel „Vor sechzig Jahren" hinzufügte. Warum griff er nicht gleich anfangs weiter in die Geschichte seines Landes zurück? Weil er die sehr richtige Empfindung hatte, daß zwei Menschenalter etwa die Grenze seien, über die hinauszugehen, als Regel wenigstens, nicht empfohlen werden könne. Seine besten Erzählungen liegen innerhalb des 18. Jahrhunderts oder an dessen Eingang. Der Erfolg ließ ihn später die Grenzpfähle weiter rückwärts stecken, aber nur wenige Male, wie in „Kenilworth" und „Quentin Durward", erreichte er die frühere Höhe.

Noch einmal also: der moderne Roman soll ein Zeitbild sein, ein Bild seiner Zeit. Alles Epochemachende, namentlich alles Dauernde, was die Erzählungsliteratur der letzten 150 Jahre hervorgebracht hat, entspricht im wesentlichen dieser Forderung. Die großen englischen Humoristen des 18. und 19. Jahrhunderts schilderten ihre Zeit; der französische Roman, trotz des älteren Dumas, ist ein Sitten- und Gesellschaftsroman; Jean Paul, Goethe, ja Freytag selbst (in „Soll und Haben") haben aus ihrer Welt und ihrer Zeit heraus geschrieben.

So die Regel. Aber, wie schon angedeutet, die Regel erleidet Ausnahmen. Wir zählen dahin den dramatischen Roman. Er unterliegt denselben Gesetzen, denen das Drama unterliegt, denn in anderer Form will er dasselbe. Er will keine Bilder geben, weder Bilder unserer eigenen noch irgendeiner anderen Zeit, und legt das Interesse nicht in das bunte und unterhaltliche Treiben mannigfacher,

ſondern in die großen Impulſe weniger Geſtalten. An die Stelle der äußeren Hergänge der durch Zeit und Ort bedingten Sondererſcheinungen tritt die Leidenſchaft, die von Anbeginn der Zeiten immer dieſelbe war. Haß-, Ehrgeiz- und Eiferſuchtstragödien ſind das Eigentum aller Jahrhunderte, und wer darauf aus iſt (auch im Roman), uns nicht der Zeiten Beiwerk, ſondern den erſchütternden Konflikt zu geben, der unausbleiblich iſt, wo ſich die wüſte Begehrlichkeit eines allmächtigen Deſpoten und das unbeugſame Rechtsgefühl eines ſittenſtrengen Vaters gegenübertreten, der hat es frei, ſich ſeinen Odoardo am Hofe des Tarquinius oder ſeinen Brutus am Hofe des Prinzen von Guaſtalla zu ſuchen. Die Frage nach dem Wo und Wann geht unter in dem allgemein Menſchlichen des Was.

Der romantiſche Roman, dem alten Epos verwandt, hat gleicherweiſe das Recht der Einkehr in alle Jahrhunderte. Ob er Ernſtes oder Heiteres behandelt, im einen wie im anderen Falle durchklingt es ihn märchen- und legendenhaft, und dem realen Leben abgewandt, wird es für ihn zu etwas Gleichgültigen, in welcher vor- oder nachchriſtlichen Zeit er ſeine Zauber walten, ſeine Wunder und Aventüren ſich vollziehen läßt. Wenn es beim dramatiſchen Roman das Ewige der Leidenſchaftswelt iſt, was der Zeitenfrage ſpotten darf, ſo iſt es beim romantiſchen Roman das Ewige der Phantaſiewelt, die wie ein Traumbild über der wirklichen ſchwebt und deren Geſetzen nicht unterworfen iſt. Was zu jeder Zeit geſchah, darf in jeder geſchehen.

Auch der hiſtoriſche Roman iſt an die Scottſchen „Sixty years ago“ nicht unter allen Umſtänden gebunden und darf die Hiſtorie rückwärts durchmeſſen, ſo weit ſie reicht. Aber er wird es nur in ganz beſonderen Fällen dürfen; — die Mehrzahl der geſchichtlichen Romane iſt

einfach ein Greuel. Er wird es dürfen, wenn sein Verfasser als ein nachgeborener Sohn voraufgegangener Jahrhunderte anzusehen ist. Diese Fälle sind häufiger, als man denkt. Es gibt ihrer, die, während sie das Kleid unserer Tage tragen, in Wahrheit die Zeitgenossen Sickingens oder Huttens sind und der Sprache des Hans Sachs oder der Landsknechtlieder sich näher verwandt fühlen, als einem Singakademievortrag oder dem Schillerschen „Kampf mit dem Drachen". Namentlich aus dem 16. Jahrhundert haben wir nicht wenige unter uns, die nun eine beständige Sehnsucht, ein Heimweh nach ihrer Welt und nach ihrer Epoche haben. Dies Heimweh nimmt alsbald die Form eines begeisterten Studiums, eines Forschens und Suchens an, um ihrer verlangenden Seele von dem Versäumten und dem Verlorenen wenigstens das Mögliche zu erobern. Sie wandeln unter den Lauben mittelalterlicher Städte und erquicken sich an den Sprüchen, die an den Querbalken hoher Giebelhäuser stehen, sie sammeln Spottlieder und Volksballaden, Pamphlete und fliegende Blätter, lesen Urkunden und Pergamente und bringen es schließlich dahin, in einer untergegangenen oder nur noch in schwachen Resten bewahrten Welt besser zu Hause zu sein als in derjenigen, die sie äußerlich umgibt. Solche rückwärts gewandten Naturen haben natürlich, so es sie dazu drängt, ein unbestreitbares Recht, auch aus ihrem Jahrhundert heraus Romane zu schreiben, Romane, die nun in gewissem Sinne aufhören, eine Ausnahme von der Regel zu sein, indem sie faktisch Zeitläufe schildern, die für uns zwar untergegangen oder nur noch in schwachen Resten, für den verschlagenen Sohn eines voraufgegangenen Jahrhunderts aber recht eigentlich die Gegenwart seines Geistes sind.

So haben wir denn Ausnahmen konstatiert, und zwar den dramatischen, den romantischen und inner-

halb gewiſſer ſcharf innezuhaltender Grenzen auch den hiſtoriſchen Roman. Die Freytagſchen Ahnen gehören aber keiner dieſer drei Ausnahmegruppen an und begnügen ſich damit, mal dramatiſch, mal romantiſch, mal hiſtoriſch, auch manches andere noch zu ſein. Die Gefahren, die in der Produzierung einer derartigen Miſchgattung liegen, wären vielleicht in keinem Falle ganz, aber dennoch immerhin zu erheblichem Teile zu überwinden geweſen, wenn dies alles, ſtilvoll oder nicht, aus einer genialen Natur heraus frei erwachſen wäre. Aber dies iſt ganz entſchieden nicht der Fall. Entſproſſen iſt hier nichts. Drei Bände Moſaik, von geſchickter, aber kühler Hand zuſammengeſtellt. Nirgend ein Gemußtes, überall ein Gewolltes. Der Verſtand entwarf den Plan, und ein ſeltener, durch Umſicht und Geſchmack unterſtützter Sammelfleiß ſchaffte die Quadern, oft auch die ſchon fertigen Ornamente herbei. Wo ſie hergenommen wurden, iſt nicht ſchwer zu erkennen, eine Jahrtauſende alte Literatur iſt immer eine Art Koloſſeum, das als Steinbruch genutzt werden kann. Heldenſage und Nibelungenlied, ſorbiſche und nordiſche Volksgeſänge, der ganze Lieder- und Romanzenſchatz, in dem die lyriſchen Meiſter unſerer eignen Epoche nicht nur den Volksliedton zu treffen, ſondern ihn künſtleriſch zu vollenden wußten — all dies iſt, neben einem überreichen, kunſtvoll behandelten geſchichtlichen und kulturgeſchichtlichen Material, als Stimmung und Farbe gebendes, als poetiſches Element herangezogen und verwertet worden. Anlehnungen überall; ein Buch der Reminiſzenzen, in gewiſſem Sinne ein Werk der Renaiſſance, in dem alles, was jemals war und wirkte, aus einem eklektiſchen Geiſte heraus wieder geboren wird. Die Beiſpiele hierfür zu geben, müſſen wir uns verſagen. Wer übereinſtimmend mit uns empfunden hat, kann ſie entbehren, wer anders empfand, für den iſt auch durch Zitate

der Beweis nicht zu erbringen. Denn die hier geübte Tapisseriekunst, in der die Fäden und Fädchen zwar noch vorhanden, aber über- und durcheinander geschoben, dennoch schwer erkennbar sind, ist außerordentlich groß.

Vielleicht ist überhaupt niemals mit größerer, an Zauberei mahnender Kunstfertigkeit gearbeitet, nie eine größere „Magie" geübt worden. Und mit diesem absichtlich gewählten, nach zwei Seiten hin zielenden Wort glauben wir den allerwundesten Punkt des Romans getroffen zu haben. Seine Gestalten nämlich, wenige ausgenommen, sind von vornherein, wie alles nicht auf eigenem Grund und Boden Gewachsene, schattenhaft; Freytag aber, nach Art eines Zauber-Professors, gefällt sich darin, diese Schatten leben zu lassen. Wollend oder nicht, er spielt mit uns, er macht uns etwas vor. Wie nicht zu leugnen ist, mit zeitweilig großem Glück und Erfolg. Verführe er noch aufmerksamer dabei oder wäre die konsequente Durchführung eines solchen Spiels überhaupt möglich, so würden wir, innerhalb und trotz desselben, immer noch ein Kunstvollendetes in Händen haben und es getrost ihm überlassen können, wegen des Komödienscherzes, den er mit uns getrieben, sich vor einer höheren Instanz zu verantworten. Ob das Leben schließlich ein Traum ist oder nicht, ist gleichgültig, solange wir in dem Glauben an die Realität des Daseins stehen. Aber Freytag hält es nicht für möglich, uns bei diesem Glauben zu erhalten und reißt uns aus der Fiktion. Er hält es nicht für nötig, weil er, wie schon angedeutet, die Fiktion nicht durchführen kann. Denn „alle Schuld rächt sich auf Erden", auch die, Schemen oder doch mindestens Halbschemen für Menschen ausgegeben zu haben.

Dies gilt ganz besonders von den weiblichen Personen, auch von den besten, wie Edith, Hildegard, Friderun,

die uns seitenlang anmuten und das Herz bewegen, als vernähmen wir die echten Klänge Goethe-Shakespeareſcher Frauengeſtalten und die dann wieder Abhandlungen ſprechen, wie ſie nie ein Mädchen geſprochen hat und mutmaßlich (die Gouvernanten abgerechnet) auch nie ſprechen wird. Dieſe Fälle treten nicht nur vereinzelt auf, ſie begleiten das Buch von Anfang, bis zu Ende und man darf ohne Übertreibung ſagen, daß jedes glänzende weiße Blatt darin auch ſein ſchwarzes hat. Wir aber, einmal herausgeriſſen aus dem Himmel, den Herzenseinfalt und Echtheit der Empfindung um uns her ſchufen, und ſtatt ihrer einer Sprache der Geſchraubtheit und Unnatur gegenübergeſtellt, ſehen uns von dem Augenblick an nur noch von Gebilden umgeben, die Leben heucheln. Als ein Triumph Freytags mag es gelten, daß er dies Gefühl immer aufs neue zu bannen und uns nicht nur mit immer neuem Glauben an ſeine Geſtalten, ſondern auch vielfach mit neuer Bewunderung vor ihnen zu erfüllen vermag; aber es iſt eine kalte, im ganzen wenig erquickliche Bewunderung, weil der Zweifel nebenhergeht, ja ſchließlich ſogar die Gewißheit nahender Enttäuſchung. Jenes Befremdliche und Tadelnswerte, das ſo viele Kritiker in der Form und Sprache des Freytagſchen Romans, alſo in etwas Äußerlichem, haben ſuchen wollen, liegt lediglich in etwas tief Innerlichem. Die Empfindung der hierbei vorzugsweiſe in Frage kommenden Stellen iſt falſch, nicht das Wort; das Wort wird es erſt da, wo die falſche Empfindung voraufgegangen iſt. Im übrigen iſt gerade die Form die glänzende Seite des Romans; in allem, was Aufbau angeht, unbedingt, in der Sprache faſt nicht minder. Gewiſſe Sonderbarkeiten, die hier und dort vielleicht hätten fehlen können, ſind nur aus dem Geſichtspunkte anzuſehn, daß eine Ausdrucksweiſe ſollte geſchaffen werden, die eben nicht die unſre iſt.

Dieser Zweck ist, im ganzen genommen, vorzüglich erreicht worden. Der Gedanke an historische Korrektheit, oder auch nur an Konsequenz seiner selbst, lag dem Verfasser fern. Und mit Recht.

Wir rekapitulieren: dieser Romanzyklus, so weit er uns bis jetzt vorliegt, ist ebenso bewunderns- wie verurteilenswert. Zu Beispiel und Nachahmung aufgestellt, wäre er eine Kalamität. Nach der Seite des Studiums und der Komposition, der Landschafts- und Situationsschilderung, insonderheit auch der Charakteristik historischer Figuren hin ist er ersten Ranges; der eigentliche Erzählungsstoff interessiert, teils durch sich selbst, teils durch die Art, wie er gegeben wird. Aber überall da, wo es gilt, über das bloß Typische oder über die geschichtliche Überlieferung oder über die geschickte Nachbildung hinaus selbständige, lebenswahre Figuren zu gestalten, scheitert der Dichter, weil er kein Dichter ist. Unausgerüstet mit jener echten, in Herz und Empfindung wurzelnden Phantasie, fehlen ihm da, wo der geliehene Faden reißt oder nicht ausreicht, die Instinkte, um das Richtige zu treffen, und so kommt es, daß wir in seine besten Gestalten, nachdem wir eine Strecke lang teilnahms- oder selbst begeisterungsvoll mit ihnen gewandert sind, plötzlich ihren eigensten Widerpart, den modernen Reflexionsmenschen, hineinwachsen sehen. Damit ist ihnen aber das Leben abgeschnitten. Sie fallen um und sind tot. Im nächsten Kapitel stehen sie freilich wieder auf, aber nur, um nach abermals kurzem Dasein sich abermals selbstmörderisch zu betten. Die Waffe, mit der sie dies vollziehen, ist ihre eigene Zunge; sie sterben immer wieder an der Unzulässigkeit dessen, was sie sagen, so daß wir seitenlang das Gefühl haben, nur noch unter Revenants zu stehen. Jede Dichtung, um auch dies noch einmal zu sagen, ist freilich

ein Welt des schönen Scheins, die schließlich schwindet, aber solange wir unter den lieb gewordenen Gestalten weilen, dürfen wir aus dieser Scheinwelt nicht herausgerissen werden. Daß dies beständig geschieht, ist das Verdrießliche und Verwerfliche. Das Herz und das ästhetische Gesetz lehnen sich gleichzeitig dagegen auf. Nicht an ihrer Farbenblaßheit, nicht an ihrem Leben aus zweiter Hand, wohl aber an der nie ganz ausbleibenden Zwiespältigkeit ihrer Reden und dadurch ihrer Natur erlahmt im letzten das Interesse, das wir so vielen dieser Gestalten immer aufs neue entgegen tragen. Selbst denen gegenüber, denen wir es bewahren, wissen wir nicht, ob wir es dürfen, weil wir ihres wirklichen Daseins nie recht sicher sind. Freytag, statt in dem Leben seiner Geschöpfe aufzugehn und ihre Sprache zu sprechen, läßt sie die seinige sprechen. Nicht immer, aber vielfach; jedenfalls zu oft.

„Die besten poetischen Schöpfungen — so schreibt Geibel in einem Blatt, das mir zufällig ins Haus geflogen kommt — entstehen da, wo sich ein Stoff in ähnlicher Weise des Dichters bemächtigt, wie ein anmutiges weibliches Wesen der Seele des Liebenden. Er erscheint ihm plötzlich im geheimnisvollen Glanze, versetzt ihn in Unruhe, nimmt seine Gedanken unwiderstehlich gefangen und erfüllt ihn, wie Zug um Zug deutlicher hervortritt, mit sehnsüchtigem Wohlbehagen. Einem Werke, das ohne solche Stimmung aus bloßer Reflexion, gleichsam aus einer Vernunftehe mit der Muse geboren ist, wird immer die rechte Lebendigkeit fehlen." Mit diesem Zitat, das ganz unsere eigene Stellung zu dieser Frage, speziell auch zu dem Freytagschen Romane ausspricht, wollen wir schließen.

Gottfried Keller.

Die Leute von Seldwyla.

Alle dieſe Erzählungen — allenfalls mit Ausnahme von einer — ſind reizend zu leſen. Sie bewegen uns das Herz, wir begleiten ſie unter Weinen und Lachen, überall ſprechen Liebe, Sorgfalt und ein durchaus originaler Dichtergeiſt zu uns. Nichts komiſcher als ſolchen Arbeiten gegenüber von dem Verfall deutſcher Dichtung, von der Oberflächlichkeit moderner Produktion ſprechen zu hören! Das Umgekehrte iſt richtig; nie iſt ſauberer, ſorglicher, liebevoller gearbeitet worden. Dabei nichts von Schablone. Jede einzelne Erzählung iſt wieder ein Ding für ſich. Alles hat freilich eine Familienähnlichkeit, weil es derſelben eigenartigen Natur entſproſſen iſt; nichtsdeſtoweniger ſind ſie untereinander nicht zu verwechſeln. Sie hatten alle Zeit zu reifen, entſtanden nicht haſtig miteinander, ſondern langſam nacheinander; ſo hat jede ein Geſicht für ſich.

Es ſind Sachen durchaus erſten Ranges, wahre Schätze unſrer Erzählungsliteratur, aber nach der formalen Seite hin ſind einige ſtark angreifbar. Einige der beſten und am meiſten bewunderten ſind ſtillos, und dies bis zu einem ſo hohen Grade, daß für denjenigen, der überhaupt ein Ohr für ſolche Dinge hat, die Wirkung darunter leidet. Dies gilt namentlich von „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ und einigermaßen auch von „Dietegen“. Ich komme auf beide zurück.

Gottfried Keller, und dies erklärt alles, iſt au fond ein Märchenerzähler. Was nach dieſer Seite hin liegt, iſt muſtergültig, wenigſtens in den meiſten Fällen. Er erzählt nicht aus einem beſtimmten Jahrhundert, kaum aus einem beſtimmten Lande, gewiß nicht aus ſtändiſch gegliederten und deshalb ſprachlich verſchiedenen Ver-

hältniſſen heraus, ſondern hat für ſeine Darſtellung eine im weſentlichen ſich gleichbleibende Märchenſprache, an der alte und neue Zeit, Vornehm und Gering gleichmäßig partizipieren. Hiſtorie, Kultur- und Sittengeſchichte kümmern ihn nicht; er ordnet alles einem poetiſchen Einfall, der auf ihn ſelber wirkte und von dem er ſich deshalb auch Wirkung auf andere verſpricht, unter und legt ſich nicht die Frage vor, ob all das, an gegebenem Ort und zu gegebener Zeit, überhaupt möglich war. Die meiſten Leſer, unbefangen wie Kinder, weil ſie mit ihrem hiſtoriſchen Wiſſen auf einem Kinderſtandpunkt ſtehen, gehen leicht darüber hin, bemerken es nicht oder beſtreiten wohl gar die Berechtigung dieſer Ausſtellung; wer aber die begangenen Fehler als ſolche erkennt, zuckt mitunter zuſammen und wird unwirſch, weil ihn die Unwahrheit der mit einer gewiſſen Prätenſion auftretenden Situationen verdrießt. Dies iſt z. B. gleich anfangs in der ſonſt ſo reizenden Erzählung „Dietegen" der Fall. Keine Mutter wird einen nach richterlichem Spruch verurteilten und gehängten Knaben, der zufällig wieder ins Leben zurückkehrt, als Spielgefährten für ihr einzig Töchterlein ins Haus nehmen. Das kann nur im Märchen vorkommen. Die ganze Geſchichte iſt aber kein Märchen, will auch keines ſein, ſondern gibt ſich als eine lebendige, farbenreiche Erzählung mittelalterlicher Sitten und Zuſtände. Alles wirkt hiſtoriſch und doch wird in Kardinalpunkten gerade gegen die Hiſtorie verſtoßen.

Etwas anders, aber doch auch wieder verwandt, liegen die Dinge in „Romeo und Julia auf dem Dorfe". Hier wird hiſtoriſch nicht geprudelt, aber der Effekt dieſer wundervollen Erzählung doch dadurch beeinträchtigt, daß die erſte Hälfte ganz in Realismus, die zweite Hälfte ganz in Romantizismus ſteckt; die erſte Hälfte iſt eine das

echteste Volksleben bis ins kleinste hinein wiedergebende Novelle, die zweite Hälfte ist, wenn nicht ein Märchen, so doch durchaus märchenhaft. Und warum? Weil dieser Märchenton leichter zu treffen ist als der der Wirklichkeit. Wer nicht ganz mit und unter dem Volke gelebt hat, hat diesen Ton auch nicht, er muß ihn sich also aus diesen und jenen Reminiszenzen aufbauen. Dies mit zwei alten störrigen Bauern zu tun, glückt einem Talent wie dem Kellerschen, den wirklichen Ton eines 16jährigen Dorfmädchens und eines 20jährigen Bauernburschen zu treffen, ist aber fast unmöglich, und so muß der Märchenton aushelfen. So sprechen sie denn nicht wie „Vrenchen und Saly", sondern wie „Brüderchen und Schwesterchen", wogegen nichts zu sagen wäre, wenn die ganze Geschichte dem entspräche; aber das allmähliche Hineingeraten aus mit realistischem Pinsel gemalter Wirklichkeit in romantische Sentimentalität, aus Adrian von Ostade in Düsseldorferei, ist nicht gut zu heißen. Die Zartheit, das Wegfallen alles Harten und Störenden, wodurch die zweite Hälfte dieser Erzählung sich auszeichnet, ist schließlich doch nur das Resultat einer nicht vollkommen ausreichenden Kraft. Keller hat hier aus der Not eine Tugend gemacht.

Man darf also füglich sagen: je mehr nach dem bewußten Wollen Gottfried Kellers, also nicht bloß von ohngefähr, seine Erzählungen Märchen sind, desto besser sind sie auch. Denn dies ist sein eigentlichstes Gebiet. „Die drei gerechten Kammacher", „Kleider machen Leute", „Der Schmied seines Glückes" sind ausgezeichnet, besonders die beiden letzteren. „Pankraz der Schmoller", trotz glänzenden Anfangs, ist ziemlich schwach. Innerhalb der eigentlichen, konsequent und stilvoll durchgeführten Erzählung hat er es nur einmal ganz getroffen und dadurch gezeigt, daß er es wenigstens kann. Dies ist „Das ver-

lorene Lachen.“ Es ist außerordentlich schön. Ein paar Stellen sind angreifbar, aus diesem oder jenem Grunde; aber sie tangieren nicht das Ganze und könnten, als bloße Bagatellen, herauskorrigiert werden.

Gottfried Keller erinnert durchaus an die Erzähler der romantischen Schule, am meisten vielleicht an Arnim. Im ganzen ist er diesem und auch manchem andern überlegen; alles ist wahrer und tiefer gefaßt, lesbarer, interessanter; die uns kalt lassende Marotte fehlt zumeist. Aber nach der Seite des Kunstwerklichen hin stehen die guten Sachen der Romantiker doch höher. Sie sind mehr aus einem Guß; ein Ton durchklingt sie. Sie geben sich nicht anders oder besser als sie sind; sie führen uns sofort in eine romantische Welt ein, wenn sie auch im einzelnen vollkommen realistisch schildern. Dies steigert die romantische Wirkung, hebt sie nicht auf. Eine auf den ersten 50 Seiten realistische Geschichte darf aber auf den letzten 50 nicht romantisch sein. Dadurch kommt ein Bruch in das Ganze, der stört und verwirrt.

Neue Züricher Novellen.

(Hadlaub. — Der Narr auf Manegg. — Der Landvogt von Greifensee.)

Diese Novellen waren in der „Deutschen Rundschau“ abgedruckt. Ich habe sie vor einem halben Jahre gelesen und kann nur noch den Gesamteindruck wiedergeben. Es sind vorzügliche Arbeiten, fleißig, sorglich, liebevoll, echte Poetenarbeit und voller Kunst, auch dem Kleinen und Kleinsten Leben und Interesse zu leihen; aber das Interesse, das wir nehmen, sollte doch vielleicht größer sein. Dies finde selbst ich, der ich alles Sensationelle hasse und eine Vorliebe für das Genrehafte und die Stiftersche Kleinmalerei habe.

Das Talent ist dasselbe wie früher, aber der Griff war nicht so glücklich. Es ist nirgends langweilig, dazu ist es zu gut, aber doch ist es zu lang, teils auch von einer solchen Schwierigkeit der Aufgabe, daß kein Gott vollkommen glücklich damit zu Rande gekommen sein würde. Das zeigt sich namentlich bei dem „Landvogt von Greifensee". Der Landvogt, eine reizende Figur (aber doch ein wenig schattenhaft) war fünfmal auf Freiers Füßen, auch schon fünfmal verlobt, und kam doch zu keiner Frau. Die Novelle erzählt nun erst seine fünf Liebesgeschichten und dann, wie er schließlich als Mann mittlerer Jahre seine fünf Liebsten, die nun meist längst verheiratet sind, zu sich auf's Schloß lädt. Jede der Frauengestalten wird vorzüglich charakterisiert und jede einzelne Liebesgeschichte ist allerliebst, dennoch ermüdet man zuletzt und fühlt das bekannte Mühlrad im Kopf. So gut die Gestalten auseinander gehalten sind, quirlen sie einem zuletzt doch wirr durcheinander, und man ist schließlich froh, daß das grausame Spiel ein Ende hat. Ich begreife, daß die Aufgabe für ein so großes erzählerisches Talent wie das Kellersche etwas verlockendes hatte, dennoch war es, glaub ich, kein allzu glücklicher Moment, in dem er sich diese Aufgabe stellte. Nur seine aparte Begabung und sein aparter Fleiß bewahrten ihn vor dem Scheitern.

Im ganzen hab ich doch den Eindruck, als sei er in jene „zweite Epoche" getreten, wo die „Kunst" für das aufkommen muß, was an eigentlichem „Borax" bereits verloren gegangen ist. In kleinen Städten, wo die geistige Zufuhr geringer ist, tritt dieser Zustand des Erschöpftseins eher ein als dort, wo die Schriftsteller viel sehen und erleben. —

Otto Brahms „Gottfried Keller."

„Keller" — heißt es in Brahms Eſſai über den ſchweizeriſchen Dichter — „hält den Weg, den die Dichtung der Zukunft wird beſchreiten müſſen, wenn ſie nicht einſeitig entweder auf das ſpezifiſch Poetiſche oder aber auf das ſpezifiſch Moderne verzichten will. Die Kaprize der Romantik kennt auch er, aber als äſthetiſches Motiv, nicht als Prinzip. Er hat Phantaſie, nicht die Phantaſtik hat ihn, wie einſt Callot-Hoffman. Er liebt das Seltſame, das Abſonderliche und das Willkürliche, aber er kennt Maß in der Willkür; er hat die Kaprize in künſtleriſche Zucht genommen, ſie iſt nicht ſeine Herrin wie bei Brentano, ſondern ſeine Helferin."

Über die hier angeregte Frage, welchen Weg die Dichtung der Zukunft werde beſchreiten müſſen, geh ich hin. Nur das: ohne mich abſolut gegen die mindeſtens als wünſchenswert proklamierte Miſchung von Realem und Phantaſtiſchem erklären zu wollen, neig' ich mich doch vorwiegend und in erſter Reihe der Anſicht zu, daß beide, Realiſtik und Phantaſtik, weiſe und klug tun werden, auf Verſchmelzung zu verzichten. Aber gleichviel, es liegen Feſtſtellungen oder auch nur Vermutungen darüber nicht innerhalb unſerer Aufgabe. Was dagegen unmittelbar hierher gehört, iſt die Beantwortung der Frage: läßt ſich wirklich von einem tiefergehenden prinzipiellen Unterſchiede zwiſchen Gottfried Keller und den Romantikern ſprechen? Oder mit anderen Worten: iſt in bezug auf Arnim, Tieck und Eichendorff zu behaupten, daß ſie verſäumt hätten, ihre Phantaſie bzw. ſich ſelbſt in Zucht zu nehmen? Ich meine: nein. Wenn ich nichtsdeſtoweniger Keller höher ſtelle, ſo ſtelle ich ihn höher als Künſtler. Das will ſagen, er arbeitet beſſer, akkurater, in dem Sinne wie die

Franzosen in der Regel besser, akkurater arbeiten als die Deutschen. Alles in seiner Schreibweise gibt sich absolut sauber und „zweifelsohne", der Künstler in ihm ruht nicht eher, als bis er durch Kritik und eisernen Fleiß genau das erreicht hat, was er erreichen wollte. Kein Rest bleibt. Aber an dies freudige Zugeständnis seiner großen und unbedingten Künstlerschaft knüpft sich doch sofort andererseits die Frage: ist das, wozu seine mit vielen Besonderheiten ausgestattete Künstlerindividualität ihn drängt, ist seine dichterische Tendenz (die ganz etwas anderes bedeutet als die politische) das richtige? Der Herr Verfasser wird auf dieselbe Frage bejahend antworten; ich meinerseits antworte mit ja und nein. Keller, wenn er's trifft, trifft es besser als andere. Zugegeben. Seine Schüsse gehen aber auch häufig total vorbei, viel häufiger als seine leidenschaftlichen Verehrer wahr haben wollen. Und warum vorbei? Weil ihm, all seiner Gaben, all seines Humors und Künstlertums unerachtet, eines fehlt: Stil.

Was ist nun Stil? Über diese Frage haben wir uns freilich zuvörderst schlüssig zu machen. Versteht man unter „Stil" die sogenannte charakteristische Schreibweise, deren Anerkenntnis in dem Buffonschen „le style c'est l'homme" gipfelt, so hat Keller nicht nur Stil, sondern auch mehr davon als irgendwer. Aber diese Bedeutung von „Stil" ist antiquiert, und an ihre Stelle ist etwa die folgende, mir richtiger erscheinende Definition getreten: „Ein Werk ist um so stilvoller, je objektiver es ist, d. h. je mehr nur der Gegenstand selbst spricht, je freier es ist von zufälligen oder wohl gar der darzustellenden Idee widersprechenden Eigenheiten und Angewöhnungen des Künstlers." Ist dies richtig (und ich halt es für richtig), so läßt sich bei Keller eher von Stilabwesenheit, als von Stil sprechen. Er gibt eben all und jedem einen ganz bestimmten, allerpersönlichsten

Ton, der mal paßt und mal nicht paßt, je nachdem. Paßt er, so werden, ich wiederhol' es, allergrößte Wirkungen geboren, paßt er aber nicht, so haben wir Dissonanzen, die sich gelegentlich bis zu schreienden steigern. Er kennt kein suum cuique, verstößt vielmehr beständig gegen den Satz: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.“ Erbarmungslos überliefert er die ganze Gotteswelt seinem Keller-Ton.

Dieser Fehler — denn ein solcher ist es, und nur von „Eigenart“ sprechen, wäre Beschönigung — tritt einem in allen Kellerschen Arbeiten entgegen, am meisten aber in seinen vielgefeierten und in der Tat entzückenden „Sieben Legenden“, entzückend, wenn man vom Stil abzusehen vermag oder zu den noch Glücklicheren gehört, die, weil sie selber keinen haben, auch keinen vermissen. Alle diese Legenden fallen in ihrem humoristisch-spöttischen und zugleich stark liberalisierenden Keller-Ton völlig aus dem Legendenton heraus und verstimmen mich, aller Kunst des Vortrags unerachtet, durch etwas ihnen eigenes Perverses, Widerspruchsvolles und „Schiefgewickeltes.“ An diesem Berolinismus dürfen Keller-Schwärmer am wenigsten Anstoß nehmen, denn ihres Lieblings Schreibart ist reich an Wendungen der Art oder auch an gewagteren. Keller selbst ist sich übrigens des Antilegendenhaften in seinen sieben Legenden oder, was dasselbe sagen will, einer inneren Umgestaltung des ihm Überlieferten völlig bewußt gewesen und schreibt deshalb, seine Handlungsweise rechtfertigend, in einem kurzen Vorwort im wesentlichen das folgende. „Wie der Maler durch ein fragmentarisches Wolkenbild, eine Gebirgslinie, durch das radierte Blättchen eines verschollenen Meisters zur Ausfüllung eines Rahmens gereizt wird, so verspürte der Verfasser die Lust zu einer Reproduktion alter Legenden, jener abgebrochen schwebenden

Gebilde, wobei ihnen freilich zuweilen das Antlitz nach einer anderen Himmelsgegend hingewendet wurde, als nach welcher sie in der überkommenen Gestalt schauen." So Keller. Richtiger wäre vielleicht die Bemerkung gewesen, „daß er ihnen, wie eben so vielen Tauben, den Kopf umgedreht habe." Denn sie sind tot.

Ein Musterbeispiel für dieses Totsein gibt uns die Legende von der heiligen Eugenia. Nach der alten Überlieferung begab sich Eugenia von Alexandrien her, wo sie gemeinschaftlich mit zwei Knaben, die beide Hyacinthus hießen, erzogen worden war, nach Rom und erlitt dort bei der unter Kaiser Valerianus stattfindenden Christenverfolgung als Glaubensheldin den Märtyrertod. Dies das Überlieferte, das mir nirgends zum Spott herauszufordern scheint. In Kellers Legende aber erhält die Geschichte folgenden Abschluß: „Eugeniens Gewalt über Aquilinus, ihren Gemahl, war so groß, daß sie auch die beiden Hyacinthen aus Alexandrien mit nach Rom nehmen konnte, allwo dieselben ebenfalls die Märtyrerkrone gewannen. Erst neulich sind in einem Sarkophage der Katakomben ihre Leiber vereinigt gefunden worden, gleich zwei Lämmchen in einer Bratpfanne, und es hat sie Papst Pius einer französischen Stadt geschenkt, in welcher die Preußen ihre Heiligen verbrannt haben. Ihre Fürsprache soll namentlich für träge Schülerinnen gut sein, die in ihren Studien zurückgeblieben sind."

Ich bin für das, was hierin komisch ist, keineswegs unempfindlich und finde beispielsweise die „zwei Lämmchen in einer Bratpfanne" witzig und anschaulich. Aber die Legende, solange sie sich Legende nennt, verträgt diesen Ton nicht; sie hat vielmehr ihren besonderen Stil, und diesen vermiß ich hier. Das heilig Naive der Legende sollte vielleicht überhaupt gegen solche Behandlungsweise

gefeit sein; wenn aber nicht, wogegen ich schließlich nichts habe, so gebietet sich wenigstens ein Flaggenwechsel. Was wir hier haben, ist einfach der Korsar unterm Sternenbanner. Und das mißfällt mir.

Alles bis hierher Gesagte richtete sich in erster Reihe gegen Keller selbst. Anders verhält es sich mit dem, was ich noch zu sagen habe, mit den Bedenken gegen die kritische Methode, die diesem Brahmschen Essai zugrunde liegt. Und wie charakterisiere ich nun diese Methode? Vielleicht am besten durch ein Bild. Ich entsinne mich einer um Jahre zurückliegenden Einladung, in der es am Schlusse hieß: der große Kottbuser Baumkuchen sei glücklich arriviert, und ich sei nunmehr geladen, da man ja wisse, welche Passion ich dafür hätte. Und richtig, da stand er in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit und wurde auch, als seine Tranchierstunde gekommen war, von der Mitte der Tafel her bis vor den Platz der Wirtin gerückt, die sich ohne Zögern und mit einer gewissen Feierlichkeit an die Bewältigung der Außenwerke machte. Sie brach erst die geschweiften halben Lyras ab, die sich strebepfeilerartig an den großen Dom anlehnten, entfernte gleich danach die braunen knusprigen Eichenblätter und nahm endlich, während schon zwei reich gefüllte Teller nach rechts und links ihre Runde machten, den roten Dragé-Engel herunter, der mit einer Fahne in der Hand auf einer Weltkugel stand. All das leider, ohne daß der ersehnte Moment des eigentlichen „Anschnittes" gekommen wäre. Ja, die Wahrheit zu gestehen, dieser ersehnte Moment kam überhaupt nicht, und trotzdem ich auf dem Heimwege einige Semperkontente behaupten hörte, daß „das Braune das Beste sei," zehrte mir doch eine Verstimmung am Herzen. Ich war auf Baumkuchen eingeladen und hatte keinen gekriegt. Die Wirtin, gleichviel ob aus Sparsamkeit oder

Laune, war in meiner Schuld geblieben und nicht bis an ihre pflichtmäßige Tagesaufgabe vorgedrungen.

An diese Baumkucheneinladung ohne den richtigen und wirklichen Baumkuchen erinnert mich die jetzt durch Philologeneinfluß in Mode gekommene kritische Methode, der auch Brahm huldigt. Ein großer Apparat wird in Bewegung gesetzt, um mit profunder Gelehrsamkeit festzustellen, wie weit der und der, also im vorliegenden Falle Gottfried Keller, durch Jean Paul oder Goethe, durch die Romantiker oder die schwäbische Schule beeinflußt worden sei. Dazu dann gewissenhafte Zählungen einzelner Wörter und Wendungen, Vergleiche der Haupt- und selbst der Nebenfiguren untereinander, Übereinstimmungen und Gegensätze, subjektiv und objektiv — alles nach Analogie statistischer Tabellen, in denen unter Schemabenutzung über die Schulpflichtigkeit der Kinder oder über die Migräne der Frau berichtet werden muß. Das und ähnliches repräsentiert eine Methode, die, so mein' ich, immer nur ausnahmsweise und immer nur bei den Allergrößten, in betreff deren alles bedeutsam ist, angewandt werden darf. Dante, Shakespeare, Goethe, — die Bedeutung dieser Persönlichkeiten ist so groß, daß auch die minutiösesten Untersuchungen ihr Interesse haben. Aber so liegen die Dinge bei Keller nicht. Er ist ein ausgezeichneter Schriftsteller, noch mehr ein bedeutender Künstler, und so liegt es mir denn fern, ihm seine wohlverdienten Ehren in irgend etwas schmälern zu wollen; aber so hervorragend er ist, so hat er doch nirgends, um ein Wort A. W. Schlegels zu gebrauchen, „den Vorhang von einer neuen Welt fortgezogen". Alles, was er bringt, war nach Form und Inhalt schon vorher da: das Zyklische, das Realistische, das märchenhaft Romantische, selbst die Verquickung beider. Er produziert einen vorzüglichen Wein, und die Sorgfalt, erst in der Be-

ackerung, dann in der Behandlung, erhebt sein Gewächs bis zur Höhe berühmtester Jahrgänge, aber der Berg selbst war längst vorher da, und die Rebenart auch.

An einen Schriftsteller derart mit der Brahmschen Methode heranzutreten, halt' ich nicht für richtig. Die ganz natürliche Folge davon ist, daß ungeheuer viel gesagt wird, was, so gut und geistreich es ist, durchaus nicht gesagt zu werden brauchte, und daß umgekehrt das ungesagt bleibt (wenn nicht immer, so doch vielfach), auf das es einzig und allein ankommt. Da hab ich, um an einem Beispiele zu zeigen, was ich meine, jüngst eine Kritik über Rudolf Lindau gelesen und zwar über seine Novelle „Gordon Baldwyn". „Rudolf Lindau", so hieß es darin, „vertritt in dieser in Paris spielenden Novelle die Meinung, daß es zahlreiche Situationen gibt, in denen man nur durch sich selbst und nicht durch den schwerfälligen Apparat eines Rechtskörpers gerichtet werden kann. Ein Mordverdacht liegt vor, wo statt einer Mordabsicht nur ein unglücklicher Zufall gewaltet hat, und Gordon Baldwyn entdeckt einem in Hakodai oder Yokohama lebenden, so streng wie frei fühlenden Freunde, was geschehen. Er wird von eben diesem mit derselben Bestimmtheit freigesprochen, mit der er sich selber längst vorher vor seinem eigenen Gewissen freigesprochen hat, während doch ein Durchschnittsgerichtshof oder gar eine beliebige Gruppe von Geschworenen, ihn, einen Schuldlosen, unzweifelhaft schuldig befunden haben würde." So etwa die Kritik. Ich bin danach imstande, mir ein deutliches Bild von dem Inhalte der Novelle, von ihrer Tendenz sowohl wie von Personen und Szenerie darin zu machen, und alles, was noch fehlt, aus der Phantasie heraus hinzu zu gestalten. Ich glaube, so muß es sein.

Brahm aber verfährt anders. Nehmen wir beispiels-

weise, was er über die „Leute von Seldwyla“ sagt. Wir erfahren, daß hier zum ersten Male die Subjektivität des Dichters überwunden erscheint, und daß er nichtsdestoweniger der alte Romantiker geblieben, der „wie Tieck und Eichendorff schildert“. Dann folgen einige Zeilen über „Die drei gerechten Kammacher“ und „Spiegel des Kätzchen“, woran sich endlich die Namen der noch verbleibenden Geschichten reihen, die das gemeinschaftlich haben, „daß sie eine Läuterung darstellen, eine Läuterung vom Schmollen, vom Zierſamen, von der Gefallsucht, von Kannegießerei usw.“ Wenn vielleicht hier und dort noch ein paar weitere Worte gesagt worden sind, so finden sie sich, und auch das ist eine Besonderheit dieser kritischen Methode, durch das Buch hin zerstreut. Von der berühmtesten Novelle: „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ hören wir im wesentlichen, und trotzdem eine längere Stelle daraus zitiert wird, doch nur das eine, daß sie hinter keinem Werke der Erzählungskunst aus unserer klassischen Epoche zurückbleibe. Mit allem einverstanden. Aber es trifft nicht den Punkt, auf den es im letzten Moment ankommt, und die mit Recht so berühmt gewordene Geschichte geht weder in ihrem besonderen Wert, noch in ihrer besonderen Schönheit hell und klar wie ein Stern vor unserem Auge auf.

An einer Stelle hat Brahm eine Ausnahme gemacht und den vierbändigen Roman „Der grüne Heinrich“ auf etwa 20 Seiten beschrieben und charakterisiert. Da war er auf der rechten Spur. Aber freilich ist er hier nach der entgegengesetzten Seite hin zu weit gegangen und hat das nun wirklich aus dem Vollen herausgeschnittene Baumkuchenstück mit so viel Konserven und Konfitüren belegt, daß es etwas anderes, sagen wir eine komplizierte Wiener Torte geworden ist. Alles einzelne gut und schmackhaft,

aber zu vielerlei, dabei sich beständig untereinander befehdend. Und dies ist das Bedenklichste. So zieht Brahm um nur ein Beispiel zu geben, eine sehr gut durchgeführte Parallele zwischen dem „Grünen Heinrich" einerseits und „Werther", „Wilhelm Meister" und „Dichtung und Wahrheit" andererseits, als deren Endresultat er mit Recht eine große Übereinstimmung proklamiert. „Aber," so fährt er unmittelbar darauf fort, „nachdem ich eine so vielfache Übereinstimmung des ‚Grünen Heinrich' mit den Goetheschen Dichtungen hervorgehoben habe, scheint es nötig, auch auf einen wesentlichen Unterschied aufmerksam zu machen. Die Helden der Goetheschen Romane: ‚Werther' und ‚Wilhelm Meister', sind Typen, der ‚Grüne Heinrich' ist keiner. Oder er ist es doch nur insofern, als die moderne psychologische Dichtung überhaupt noch imstande ist, allgemeingültige Typen aufzustellen." Dieser letzte gesperrt gedruckte Satz erscheint mir charakteristisch für die hier in Betracht kommende Schreib- und Behandlungsweise. Brahm erklärt erst eine große Verwandtschaft, gleich darauf einen großen Unterschied, und nachdem er diesen Unterschied ausgesprochen hat, schränkt er ihn wieder ein. Und das alles nicht bloß von ungefähr. O nein, es soll so sein. Er hat den Apfel aufgespießt in der Hand und betrachtet ihn. „Überzeugen Sie sich, er ist gelb und scharfkantig und ich halte ihn durchaus für eine Calville, trotzdem ich nicht in Abrede stelle, daß dieses Rot auf einen Rostocker und diese Pocke sogar auf einen Borsdorfer deutet, zum mindesten auf einen Bollapfel." In dieser Weise wird beständig amendiert, abwechselnd eingeengt und erweitert, so daß ein an und für sich schöner Haug nach Gerechtigkeit und Vollständigkeit weder den Herrn Verfasser noch den Leser zur Ruhe kommen läßt.

Ich habe im vorstehenden Meinungsverschiedenheiten und selbst einzelne Bedenken geäußert, wo doch andererseits so viel Grund zur Zustimmung vorlag. Hoffentlich bedarf dies keiner Entschuldigung, auch in den Augen des Herrn Verfassers nicht. Meiner Besprechung hätt' ich nicht diese Länge gegeben, wenn es sich um eine Durchschnitts- und Alltagserscheinung auf dem Gebiete der Kritik gehandelt hätte. Gerade von Alltäglichkeit keine Spur. Kenntnisreich und liebevoll ist alles aus einem wirklich kritischen Berufe herausgeschrieben; wenn ich nichtsdestoweniger in bezug auf zwei Punkte von Wichtigkeit einen Dissens äußerte, so hab ich damit nur Dinge zur Sprache bringen wollen, die denn doch auch einmal gesagt werden mußten, und die darauf hinausliefen, daß Gottfried Keller den zu Grenzübergriffen geneigten Pflug, mit dem er seinen Märchenacker bestellt, nicht immer gewissenhaft genug, Otto Brahm aber seine kritische Wage zu gewissenhaft in Händen hält, so gewissenhaft erregt, daß das miterregte Zünglein der Wage in einem beständigen Schwanken darüber bleibt, auf welche bestimmte Zahl hin es deuten soll.

Friedrich Spielhagen.

„Problematische Naturen." „Durch Nacht zum Licht."

Beide Romane gehören durchaus zusammen, dieselben Personen treten in beiden auf. Einige behandeln „Durch Nacht zum Licht" als bloßes Anhängsel, das der Verfasser besser fortgelassen hätte. Dies ist Torheit. Es ist einfach die zweite Hälfte eines auf sechs Bände angelegten Romans. Läßt man „Durch Nacht zum Licht" fort, so wird die Geschichte in ihrer Mitte abgebrochen; jede Entwicklung

fehlt, ebenso jede künstlerische Abrundung. Ich kann auch nicht finden, daß „Durch Nacht zum Licht" schwächer sei. Einzelnes ist angreifbarer, häßlicher, störender, aber dies wird einerseits durch ebensoviele Vorzüge aufgewogen, andererseits spricht sich in dem Wagnis dieser höchst angreifbaren Stellen die Kühnheit eines nicht gewöhnlichen Talentes aus.

Der angreifbarste Punkt des Buches — ich fasse alle sechs Bände immer als eine Einheit — liegt in seiner Intention. Es wird zugegeben werden müssen, daß es nicht nur Typen, sondern ganze Schichten der Gesellschaft im wesentlichen richtig widerspiegelt; aber es gibt zu viel Schatten und zu wenig Licht. Das Mischungsverhältnis ist nicht richtig. Es tauchen nur sehr wenig Figuren auf, die uns erfreuen können; alles andere ist eitel, zerfahren, liederlich, scheinheilig, frech oder auch aus der Reihe derer genommen, die uns sympathisch berühren sollen — unklar, unwahr, phrasenhaft, verrückt. Mit der Überschrift „Problematische Naturen" wird dieser Schaden nicht zugedeckt. Ja, nach *dieser* Seite hin ist der Roman als mißlungen zu bezeichnen. Wenn er uns für seine „Problematischen Naturen", wie es doch unzweifelhaft der Fall ist, interessieren wollte, so mußte er in einer Welt liebenswürdiger Gestalten, zwei *auch* liebenswürdige, aber zugleich „problematische" Figuren hineinstellen und uns zeigen, wie diese Personen, gehütet und gewarnt, gewarnt auch durch die beständig laut werdende Stimme ihrer eigenen besseren Natur, doch dem „Problematischen", das nun mal in ihnen steckt, unterliegen. Dann hätte nicht nur das *Ganze* einen schönen, künstlerischen Eindruck gemacht, auch die „Problematischen Naturen" selbst würden bis zuletzt ein Gegenstand unserer Teilnahme geblieben sein. Dieser Fall tritt aber hier nicht ein. Wir sind

herzlich froh, daß sie endlich tot sind, und daß die Welt frei ist von höchst unerquicklichen Figuren, die beständig an unser Interesse appellieren und es durchaus nicht wachrufen können.

Zu diesem Hauptfehler des Buches, der es mit sich bringt, daß es beim großen Publikum keine rechte Liebe gefunden hat, gesellt sich der zweite kleinere, daß die Kunst des Fabulierens mit einer an Rücksichtslosigkeit grenzenden Virtuosität betrieben wird. Der Dichter erschrickt vor nichts, und auf jeder dritten Seite führt er das Märchen vom „Tischlein-deck-dich" auf. Er braucht eine Figur oder eine Situation, und schon im nächsten Moment ist sie da. So geschickt er dabei verfährt, so wird einem doch gelegentlich das Äußerste zugemutet, und nur der schon berauschte, seit acht Tagen unter dem Intoxikationseinfluß der Erzählung stehende, halb willenlos, zum Teil auch müde gewordene Leser kann ohne Widerstreben folgen. Auch darin versieht es der Verfasser, daß er seine Personen alles sagen läßt, was er gerade auf der Seele hat, ohne sich mit der Frage zu behelligen, ob es zu den Personen paßt oder nicht.

Dies sind die Fehler des Romans, der im übrigen das literarische Ansehen durchaus rechtfertigt, zu dem er Spielhagen verholfen hat. Die Komposition, wiewohl sehr kompliziert, ist überall klar; alles entwickelt sich vorzüglich, und selbst das, was anfänglich Episode scheint, wird überaus geschickt in den Gesamtgang der Handlung mit hineingezogen. Nichts ist überflüssig; jede Person, jede Situation dient dem Ganzen. Ich kenne keinen Roman, auch die besten englischen nicht ausgeschlossen, in dem die Kunst des Aufbaus größer wäre. Und zu bewundern wie das Ganze ist vielfach auch das einzelne. Ganze Kapitel sind tadellos, und namentlich das Halbhumoristische aus dem

Kleinleben, das heitere, mehr oder minder satirisch gehaltene „Genre", glückt ihm vorzüglich.

Er schildert nicht blind drauf los, sondern alles hat klar und gegenständlich vor seinem Auge gestanden, so daß seine Lokal- und Naturbeschreibungen, seine Situationsschilderungen nichts zu wünschen übrig lassen. Die Begegnung mit der alten Frau Clausen auf der Moorheide, die ersten Begegnungen mit Melitta, Oldenburgs Haus auf Cona, das literarische Kränzchen in Grünewald, das Souper Timms und Oswalds im Grünewalder Ratskeller, die Flucht Oswalds und Emilie von Breesens über das Eis hin, — das sind Szenen, die nicht lebendiger und anschaulicher gegeben werden können.

Dem Schilderungstalent entspricht das Talent für den Dialog. Die Personen sprechen vielfach zu lang und am unrechten Ort, ganz abgesehen davon, daß sie, wie schon hervorgehoben, Sachen sagen, die sie nicht sagen sollten; dieser Fehler unerachtet muß aber doch, speziell auch nach dieser Seite hin, eine große Begabung zugegeben werden. Im ganzen genommen hat Spielhagen immer einen natürlichen Gesprächsstoff für seine Gestalten zur Hand, einen Stoff, den er aus der Erzählung selber nimmt, aus dem, was sich schon ereignete, oder aus dem, was sich noch ereignen wird.

Ich kann mich nicht entsinnen, ein Buch gelesen zu haben, das mich so unruhig gemacht, in meinem Urteil so hin und her geworfen hätte. Ich kämpfe auch in diesem Augenblick noch zwischen allerlebhaftester Anerkennung und Verwerfung. Und aus diesem Zwiespalt werde ich schwerlich herauskommen. Die erzählerische Kraft ist groß, aber diese Kraft geht doch nicht die richtigen Wege. Es ist beständig etwas da, was einen ärgert und verstimmt oder gar degoutiert. Es fehlt Schönheit, Poesie, Frieden und

Versöhnung; es ist kein unschuldiger Ball in einem guten Hause, und es ist auch kein quicker Bauerntanz in einem pommerschen oder märkischen Kruge; es ist mehr oder weniger Orpheum. Die Gestalten, die sich drin tummeln, sind im ganzen richtig gezeichnet: einzelne, weil ihr Unglück größer ist als ihre Schuld, wecken Mitleid; aber zu einem eigentlich herzlichen Verhältnis bringt man es nicht. Man scheidet beunruhigt, nicht bewegt.

Paul Lindau.

„Der Zug nach dem Westen."

Es fehlt uns noch ein großer Berliner Roman, der die Gesamtheit unseres Lebens schildert, etwa wie Thackeray in dem besten seiner Romane „Vanity fair" in einer alle Klassen umfassenden Weise das Londoner Leben geschildert hat. Wir stecken noch zu sehr in der Einzelbetrachtung. Glasbrenner eröffnete den Reigen, aber er blieb im Handwerkertum stecken. Dann kam Stinde mit seinen Schilderungen des Berliner Kleinlebens. Er hat seine Aufgabe am glänzendsten gelöst, beinah vollkommen.

Eine andere Schicht der Gesellschaft, Berlin W. oder noch richtiger das Finanz- und Geheimrats-Berlin einschließlich der Kommerzienräte und derer, die es werden wollen, hat bei Frenzel, Kretzer, Mauthner, Lindau eine Abspiegelung erfahren. Es fehlt all diesen Schilderungen etwas. Was? Was fehlt diesem Realismus? Worin fehlen sie? Die Frage läßt sich nur beantworten, wenn man erst festgestellt hat, was ein Roman sein soll. Es heißt immer: „ja, das ist nicht möglich, das kommt nicht vor." Und darauf hin verwirft man die Dinge. Das ist nicht richtig. Daran liegt es nicht. Es kommt alles vor, und

auf dem Gebiete der Begehrlichkeiten, besonders auch der sinnlichen, ist alles möglich. Unsere Zeitungsnotizen und Prozesse zeigen das Äußerste, mindestens so viel, als in den verwegensten Romanen vorkommt. Also daran liegt es nicht. Es kommt vor, es kommt alles vor. Aber das ist nicht Aufgabe des Romans, Dinge zu schildern, die vorkommen oder wenigstens jeden Tag vorkommen können. Aufgabe des modernen Romans scheint mir die zu sein, ein Leben, eine Gesellschaft, einen Kreis von Menschen zu schildern, der ein unverzerrtes Wiederspiel des Lebens ist, das wir führen. Das wird der beste Roman sein, dessen Gestalten sich in die Gestalten des wirklichen Lebens einreihen, so daß wir in Erinnerung an eine bestimmte Lebensepoche nicht mehr genau wissen, ob es gelebte oder gelesene Figuren waren, ähnlich wie manche Träume sich unserer mit gleicher Gewalt bemächtigen, wie die Wirklichkeit.

Also noch einmal: darauf kommt es an, daß wir in den Stunden, die wir einem Buche widmen, das Gefühl haben, unser wirkliches Leben fortzusetzen, und daß zwischen dem erlebten und erdichteten Leben kein Unterschied ist, als der jener Intensität, Klarheit, Übersichtlichkeit und Abrundung und infolge davon jener Gefühlsintensität, die die verklärende Aufgabe der Kunst ist.

Hieran gemessen, sind die Arbeiten von Frenzel, Kretzer und Mauthner anfechtbar. Alles darin Geschilderte ist möglich, selbst die Ungeheuerlichkeiten Max Kretzers habe ich nicht den Mut als schlechtweg unmöglich zu bezeichnen. Aber auf die Frage: sind diese Schilderungen des Lebens ein Bild des Lebens von Berlin W., ein Bild unserer Bankiers-, Geheimrats- und Kunstkreise? muß ich mit einem allerentschiedensten „Nein" antworten. Ich kenne dies Leben seit 40 Jahren, kenne es auch in der Neu-

geſtaltung, die das Jahr 70 und die Gründerepoche ihm gegeben hat, und finde, daß dies Leben ein anderes als das hier geſchilderte iſt. Es fehlt das Verſöhnliche darin, das Milde, das Heitere, das Natürliche.

Dieſer Wirklichkeit des Lebens kommt Lindau näher, vielleicht ganz nahe, es fehlt das Outrierte, Haarſträubende, Abſtoßende; aber ſein Roman hat einen anderen Fehler: er wirkt (Lindau wird lachen und die Welt mit ihm) unmodern, relativ unmodern, trotz eines ſtarken in Modernität arbeitenden Apparates, der uns vorgeſetzt wird. Er befleißigt ſich einer Wohlanſtändigkeit, eines Maßhaltens, aus dem aber ſchließlich nicht die Natur, ſondern nur die Nüchternheit geboren wird. Der Roman hat etwas Schemenhaftes, und ſtatt der Menſchen ziehen Mannequins in Theatergarderobe oder Maskeradenleute an uns vorüber. Sie tun nach Fleiſch und Blut (man könnte ſagen, ſogar ganz gehörig), aber ſie *haben* nicht Fleiſch und Blut. Wenigſtens nicht genug. Es ſind alte Figuren, alte Bühnenkommerzienräte uſw. Lindau, als er ſein Buch ſchrieb, iſt mehr von Theateranſchauungen als von Lebensanſchauungen beherrſcht geweſen. Sonderbar, daß ein dem Leben Abgewandter und beinahe Abgeſtorbener ihm das vorhalten muß, aber es iſt ſo. Lindau hat nicht ſeine Kenntnis des Lebens (von der er vor dem Schreiber dieſes ein gut Teil voraus hat), ſondern ſeine Kenntnis der Bühne hervorgezogen, und dies iſt ſchuld, daß der ganze Roman, wenige Stellen abgerechnet, blaß und unlebendig wirkt. Ich entſinne mich eines Tages, den ich bei Lindau in großer Geſellſchaft zubrachte. Bayard Taylor (eben zum amerikaniſchen Geſandten ernannt) war da, mit ihm Auerbach, Lasker, Profeſſor Jhering und viele andere noch. Ja, *das* war Leben, Eigenart, Spezialität. Solche Tage hat gerade Lindau zu hunderten in Szene geſetzt, zu ſeiner

und vielleicht mehr noch zu seiner Gäste Freude, aber an diesem reichen und teuer erworbenen Material (denn er ist das Gegenteil von einem Knauser) ist er vorübergegangen, hat seinen Schatz vergraben und sich Dutzendgestalten, nicht von der Lebens-, sondern von der Schaubühne, heruntergelangt. Es gibt kaum eine Gestalt in dem Roman, zu der man in eine Herzensbeziehung träte.

Iwan Turgenjew.

„Neuland."

Der Held der Geschichte ist ein junger Student und Poet, Neshdanoff mit Namen, der unter die russischen Radikalen geraten ist und eine Welt der Freiheit, der Bildung, des Glückes herstellen will. Unbemittelt tritt er als Hauslehrer in eine aristokratische russische Familie ein, wo er die Bekanntschaft einer geistesverwandten jungen Dame, einer Anverwandten des Hauses macht. Diese ist viel energischer als er, will alle Verhältnisse brechen und dringt beständig auf „Aktion". Sie fliehen, um sich zu verheiraten und dann als Freiheitsapostel gemeinschaftlich von Dorf zu Dorf zu ziehen. Die russischen Bauern denken aber anders darüber: ein Freund und Genosse Neshdanoffs wird bei Gelegenheit einer Freiheitspredigt halb totgeschlagen, und er selber rettet sich nur dadurch, daß er Unmassen von Schnaps mit den Bauern trinkt. Dies ekelt ihn an; er merkt, daß es mit der ganzen Freiheitsapostelei sehr mißlich steht, ganz besonders aber, daß er persönlich kein Freiheitsapostel ist. Er paßt nicht zu diesem Metier. Zugleich findet er, daß die tapferer geartete Dame, die er zu lieben glaubte, weder ihn recht eigentlich liebt, noch er sie. Sie schleppen sich anständig

langweilig nebeneinander her. Er fühlt, daß er überflüssig ist, und erschießt sich. Die junge, tapfere Dame heiratet nach wenigen Tagen einen anderen, der mehr Mann ist und das Staatsreformieren besser versteht. Damit schließt im wesentlichen die Geschichte, die sehr vorzüglich ist und an der man doch keine rechte Freude hat. Woran liegt das?

An zweierlei. Erstens will man erkennen, was der Verfasser denn eigentlich für Ideale hat, wofür er schwärmt, was ihm Herzenssache ist. Er schwärmt aber für nichts. Die Altrussen sind ihm lächerlich, die Neurussen sind ihm verächtlich, die Adligen geißelt er als hohl, hochmütig, phrasenhaft, die Bauern als verschnapste Imbéciles. So wird nirgends ein rechtes Behagen geweckt. Man bewundert die Treue der Bilder, aber sie lassen so kalt, wie der Dichter kalt war, der sie schuf.

Der zweite Punkt berührt den Helden Neshdanoff. Dieser ist etwas eitel, fahrig-poetenhaft, aber im wesentlichen doch ein guter, geschickter und anständiger Kerl. Er ist vorwiegend von feiner und nobler Empfindung. Jeder, der nun diesen Helden durch das halbe Buch hin begleitet und ihn entweder lieb gewonnen oder ihm doch wenigstens Teilnahme entgegengetragen hat, wird den Wunsch hegen, ihn auf irgend eine Weise glücklich werden zu sehen. Es gibt dazu viele Wege. Er kann dies Glück in seiner Liebe, er kann es auch in seinen Idealen finden, indem er diese entweder in ihren ersten Anfängen sich verwirklichen sieht oder indem er hoffnungsvoll-verklärt für sie stirbt. Es gibt aber noch andere Wege zum Glück. Die Bauern haben ihm den Schnaps halb eingezwungen, das ganze Treiben ekelt ihn an. Was ist natürlicher, als daß er es aufgibt! Eine nur leidlich gesunde Natur hätte sich rekolligiert, hätte sich ein Eisen-

bahnbillet zurück nach Petersburg genommen und hätte ein neues, besseres Leben angefangen. Ging es in Petersburg nicht, so blieb ihm England, Amerika. Statt dessen verfällt er in einen Katzenjammer, stellt sich poetisch unter einen Apfelbaum und schießt sich tot.

Das macht einen trübseligen Eindruck. Wenn das Sich-tot-schießen einen Effekt machen soll, so muß etwas vorhergegangen sein, das diesen Ausgang rechtfertigt oder fordert, fehlt es aber an Ereignissen, die ein Recht haben, mir die Pistole in die Hand zu drücken, so muß ich sie auch nicht aus Katzenjammer in die Hand nehmen. Sind alle diese Dinge so kümmerlich, so ridikül wie Turgenjew sie darstellt, so sind sie Stoff für einen komischen Roman, und es verdrießt uns, einen guten und lieben Menschen, der all diese Dummheiten, den Schnaps und seine eigene Freiheitsapostelschaft ernsthaft nimmt, hingeopfert zu sehen. Hingeopfert durch sich selbst. Er mußte die Kraft haben, sich aus den Banden der Phrase zu befreien, dann hätten wir uns seiner und des Buches erfreut; so legen wir es mit dem Gefühl aus der Hand: wie traurig, wie unbefriedigend! Es fehlt alles Versöhnliche, kaum eine Zukunftsperspektive.

In der ersten Hälfte, wo die glänzende und doch so knappe Darstellungsweise Turgenjews noch als solche genossen werden kann, hat mich das Buch sehr interessiert; man hat hier eben den Meister; von da ab aber, wo Farbe bekannt, wo Gesinnung, Lebensanschauung und eigentlichstes Dichtertum gezeigt werden sollen, läßt es einen im Stich. Das Interesse erlischt, und man ist schließlich froh, daß es ein Ende hat.

Alexander Kielland.

„Arbeiter."

Die Verlagshandlung begleitet das Erscheinen dieses Romans mit folgenden Sätzen: „Man darf wohl ohne Übertreibung behaupten, daß die ‚soziale Frage' in keinem belletristischen Produkte der letzten Jahre mit gleicher Kühnheit und Kraft der Komposition wie der Charakteristik zum Gegenstande der künstlerischen Darstellung gemacht worden ist. Kiellands noch so junger aber schon gefestigter Ruf wird durch diesen Roman eine starke, neue Stütze erhalten . . . Man darf kühnlich behaupten, daß dieser Roman verdientes Aufsehen machen wird." Einer voraufgehenden Notiz entnahm ich ferner, daß der Roman in der norwegischen Heimat des Herrn Verfassers innerhalb weniger Wochen mehrere Auflagen erlebt hat.

Nach diesem allem erwartet man etwas Besonderes, aber es bleibt beim Erwarten. Es ist ein gut geschriebener Durchschnittsroman, vielleicht auch von Interesse für Norwegen und seine Hauptstadt, aber ohne jede Bedeutung für Deutschland oder wohl gar für die Weltliteratur. Es ist ein ganz unoriginales Buch, und das Wenige darin, was als original gelten kann, ist sehr anfechtbar. In all diesem soll kein Tadel liegen. Ein Dahlmannscher Ausspruch lautet: „Niemand ist verpflichtet, ein großer Mann zu sein." Ich möchte auf diese Vorausbemerkung nichts weiter als den um mehrere Fuß zu hoch gestellten Mann wieder auf das ihm zukommende Niveau stellen.

Alexander Kielland hat seinen Turgenjew und seinen Auerbach, insonderheit aber seinen Spielhagen und seinen Zola mit Verständnis und Liebe gelesen, und was er uns in diesem seinem sozialen Romane bietet, ist in Tendenz und Behandlungsweise der Schreibweise der beiden letzt-

genannten nahe verwandt. Nur bleibt er allem Talent und aller ungeheuren Routine unerachtet hinter seinen Vorbildern zurück.

Es ist beklagt und für ein Zeichen unserer Dekadenz erklärt worden, daß sich der Feuilletonismus in jeden Literaturzweig eingedrängt habe; Zola ist noch einen Schritt weitergegangen und hat das Reportertum zum Literaturbeherrscher gemacht. Und eine gute Strecke Weges gehe ich dabei mit ihm. Ich erkenne in dem Heranziehen des exakten Berichtes einen ungeheuren Literaturfortschritt, der uns auf einen Schlag aus dem öden Geschwätz zurückliegender Jahrzehnte befreit hat, wo von mittleren und mitunter auch von guten Schriftstellern beständig „aus der Tiefe des sittlichen Bewußtseins heraus" Dinge geschrieben wurden, die sie nie gesehen hatten. Von dieser unwahren Weise, die sich nur die wenigen erlauben durften, die so geartet waren, daß sie eine erträumte Welt an die Stelle der wirklichen setzen konnten, hat uns das Reportertum in der Literatur auf einen Schlag befreit, aber all dies bedeutet nur erst den Schritt zum Besseren. Will dieser erste Schritt auch schon das Ziel sein, soll die Berichterstattung die Krönung des Gebäudes statt das Fundament sein oder wenn es hochkommt seine Rustica, so hört alle Kunst auf, und der Polizeibericht wird der Weisheit letzter Schluß. Wenn Zola den berühmten Gang in die Pariser Käsekeller oder in die Bildergalerie oder zum Wettrennen nach Longchamps oder Compiègne macht, so sind das Meisterstücke der Berichterstattung, an die sich hundert ähnliche Schilderungen anreihen, aber ihre Zusammenstellung macht noch kein Kunstwerk. Auch selbst ein geschickter Aufbau dieser Dinge rettet noch nicht, diese Rettung kommt erst, wenn eine schöne Seele das Ganze belebt. Fehlt diese, so fehlt das Beste. Es ist dann ein

wüst zusammengeworfenes, glänzendes Reich, das ebenso rasch auseinanderfällt und stirbt.

Wie steht nun Alexander Kielland zu dem allem? Er hat das Reportertum, aber statt der Komposition hat er die Kompositionsschablone, und von der schönen Seele hat er nichts. Der Geist, der über dem Wissen schwebt, ist ein trübseliger und ein unreiner, ein solcher, der vor allem mal untertauchen müßte, um reiner aus dem Bade hervorzugehen. Allerdings müßt er dazu andere Wasser wählen als seine eigenen. Das Buch macht einen unerquicklichen und im einzelnen einen häßlichen Eindruck. Ist das Aufgabe der Kunst? Ich glaube nicht, daß der Pessimismus überhaupt eine besondere Berechtigung hat. Aber ich habe schließlich nichts dagegen, daß er sich dem einzelnen als Lebenserfahrung und Lebensweisheit aufdrängt, nur das bestreite ich, daß diese Trostlosigkeitsapostel irgend ein Recht haben, sich im sonnigen Reiche der Kunst hören zu lassen.

Kielland ist ein glänzender Beobachter, und die Welt der Erscheinungen ist seine Welt. Er sieht sehr scharf und hat eine leichte, glückliche Hand, das Gesehene mit derselben Schärfe wiederzugeben. In dem ganzen Buche tritt einem diese Gabe entgegen, am glänzendsten in dem 13. Kapitel, das anfängt: „Am 1. Juli wurde der Ministerialbote Andreas Moh mit Jungfer Christine Vatnemo in der Dreifaltigkeitskirche getraut", und in dem dann die Hochzeit dieses Paares in den glänzenden Räumen des Ministerhotels geschildert wird. Ich finde, daß diese Schilderung nicht zu übertreffen ist, und daß die Schilderung des großen Gründersoupers in Spielhagens „Sturmflut" und die Schilderung des Ganseſſens in Zolas „L'Assommoir" zwar auf einer gleichen aber auf keiner höheren Stufe der Schilderungskraft stehen.

In dieser Schilderungskraft liegt Kiellands eigentliches

Talent, eine Kraft, die sich bei Personen von nur einigem Geist und einiger Phantasie niemals auf das bloß sinnlich Wahrgenommene zu beschränken, sondern auch auf das bloß in der Phantasie gesehene und auf innerliche Vorgänge, eigene wie fremde, auszudehnen pflegt. Und so auch bei Kielland. In dem 12. Kapitel, in dem er das Herüberkommen des Frühlings von Ägypten nach Mitteleuropa und zuletzt bis hinauf nach Norwegen schildert, ist eine solche Darstellung des in der Phantasie Geschauten, und eine große Anzahl seiner scharfen Bemerkungen, in denen er seelische Regungen schildert, zeigt, daß er wie Leben und Landschaft so auch das Aufkeimen der inneren Regungen scharf beobachtet hat. Es werden im einzelnen eine Menge treffender Dinge gesagt, die nach psychologischer Durchdringung schmecken. Aber weiter kommt er nicht. Hiermit ist alles erschöpft, was zu seinem Ruhme gesagt werden kann. Was noch gesagt werden muß, ist nicht zu seinem Ruhme.

Er hat etwas von einem Psychologen, aber durchaus nicht von einem Charakteristiker. Warum nicht? Weil er nur das einzelne sieht, nicht die Totalität. So werden die Dinge bloß nebeneinandergestellt, oft sehr widerspruchsvoll, und das einheitliche oder Einheit schaffende Band fehlt. Es bleibt bei den Teilen. So kommt es, daß das, was Charaktere sein sollen, entweder nur Typen sind oder unwahre Gestalten.

Und wie ist nun die Seele, die in diesem Leibe lebt, die Tendenz, die Stimmung? Es läßt sich nichts Gutes davon sagen, auch dann nicht mal, wenn ich den Standpunkt des Herrn Verfassers als berechtigt gelten lassen wollte. „Man darf wohl ohne Übertreibung behaupten, daß die soziale Frage in keinem belletristischen Produkte des letzten Jahres mit gleicher Kühnheit usw. zum Gegen-

stande der künstlerischen Darstellung gemacht worden ist." So meint die Verlagshandlung. Ich weiß nicht, ob sie recht hat. Wenn sie recht hat, dann tant pis. Mir tun dann alle belletristischen Produkte der letzten Jahre, die sich mit der „sozialen Frage" beschäftigen, herzlich leid. Was ist denn nun hier die „soziale Frage"? Der Herr Verfasser schildert uns ein Ministerium, wahrscheinlich ein norwegisches Ministerium des Innern. Wir lernen den Minister, den Ministerialrat, den Ministerialboten (Hauptperson) und zwei, drei Ministerialsekretäre kennen, von denen der eine zugleich ein ministerielles Blatt regiert, worin beständig von der volksbeglückenden „ministeriellen Arbeit" gesprochen wird. Deshalb heißt denn auch der Roman ironisch „Arbeiter". Gegenüber diesen falschen Arbeitern steht ein wirklicher Arbeiter, ein norwegischer Bauer, Njädl mit Namen. Aber was sehen wir von der Arbeit dieses wirklichen Arbeiters? Nichts. Er ist einfach dumm, querköpfig und rechthaberisch. In einer Eingabe an das Ministerium fordert er, daß ihm „wegen eines zu ziehenden Grabens" sein Recht werde (beiläufig ein höchst zweifelhaftes Recht), und das ganze Verbrechen, das nun verübt wird, besteht darin, daß der Ministerialbote Moh, ein schlechter Kerl, diese Eingabe ins „Chaos" wirft, d. h. einen großen Generalpapierkorb, der den Namen „Chaos" führt, und nebenher auch noch darin reüssiert, dem armen Njädl sein Geld abzunehmen.

In dem ganzen norwegischen Ministerium steckt also nur ein Verbrecher: der Ministerialbote. Solche Kerle kommen bekanntlich überall vor. Der Schuldigste ist Njädl in seiner grenzenlosen Dummheit; daß Dumme betrogen worden, kommt gleichfalls überall in der Welt vor. Woher sollen wir da unsere Entrüstung oder unseren Glauben an die tiefe Reformbedürftigkeit nehmen? Ich erinnere

mich, daß unſer Polizeipräſident, ich glaube, es war der vortreffliche, durch wirkliche Herzensgüte ausgezeichnete Herr v. Zedlitz, unter die Anklage geſtellt wurde, Futtergelder, die für fünf oder zehn Schutzmannspferde angeſetzt werden, für einen anderen Polizeidienſtzweig ausgegeben zu haben. Ein Vierteljahr lang wurde darüber in allen Zeitungen ein ungeheurer Lärm gemacht. Ein Ruſſe aber, den ich damals kennen lernte, ſagte zu mir: „Hören Sie, ich habe immer eine große Meinung von preußiſcher Verwaltung gehabt, aber jetzt erſcheint ſie mir geradezu ſublim, ſonſt wär' es ganz unmöglich, daß um 300 nur an unrechter, unvorſchriftsmäßiger Stelle ausgegebener Taler ein ſolcher Mordſkandal gemacht werden könnte." Genau ſo ſteh' ich zu dieſer norwegiſchen „ſozialen Frage". Wenn die norwegiſchen Miniſterialarbeiter weiter keine Schuld auf ihr Haupt geladen haben als die, daß ein Papierkorb exiſtiert, der „Chaos" heißt, und daß ein betrügeriſcher Miniſterialbote von Zimmer zu Zimmer ſchleicht, ſo ſteht es nicht ſchlimm um dieſes Nordland, und ſo weit eine Tendenz hier mitſpricht, heißt es: tant de bruit . . .

Indeſſen hierüber möchte ſich ſtreiten oder wenigſtens hingehen laſſen; viel ſchlimmer iſt, daß man der ganzen Sache nicht froh wird, und daß dem Buche jeder Sonnenſchein fehlt. Ich finde kein beſonderes Schuldmaß in den Perſonen, die uns vorgeführt werden, aber alle werden auf ihre Kleinheit, ihre Schwäche, ihre Ruppigkeit, ihre Lächerlichkeit hin angeſehen. Auch nicht *eine* Figur macht davon eine Ausnahme. Man wird nicht gerührt, nicht erhoben, nicht erfreut, nicht angeſtachelt zu ſchönem Wetteifer oder aufgefordert, ein gleich Gutes und Schönes zu ſehen, die Troſtloſigkeit und die Mesquinerie erklären ſich in Permanenz.

Cui bono? Wem wird damit geholfen? Glaubt

der Verfasser, durch solchen Spott reformieren zu können, durch einen Spott, der nicht besondere Ausschreitungen der menschlichen Natur, sondern ganz einfach die menschliche Natur selber trifft? So waren die Menschen immer, so sind sie und werden sie sein. Die Kunst hat die Aufgabe, über diese Dinge hinzusehen, oder — wenn sie dargestellt werden sollen, was durchaus meinen eigenen Neigungen entspricht — sie humoristisch zu verklären, oder sie wenigstens grotesk-interessant zu gestalten, wie das Dickens so wundervoll verstand.

Die bloße Routine, die novellistische Gewandtheit aber, die doch schließlich — ein paar glückliche Einfälle abgerechnet — die große Heerstraße zieht und nirgends eine höhere Legitimation nachweist, sollte sich gefälligere Aufgaben stellen. Nur das große Genie, das mehr kann als an das hundertste lesbare Buch ein hunderterstes anreihen, hat ein Recht, die Dinge nach seinem Penchant einzurichten, und wenn es will, auch zu Gericht zu sitzen. Aber dann doch anders!

Rudolf Lindau.

Ein Beſuch.

Am 25. Januar 1883 war kleine Geſellſchaft bei Paul Lindau, Von der Heydtſtraße 1, der an dieſem Abende ſein neues Stück „Mariannes Mutter“ vorlas. Nach der Vorleſung ſaß ich mit Rudolf Lindau an einem aparten Tiſch, und das Geſpräch glitt von der Produktion ſeines Bruders Paul auf ſeine eigene Produktion hinüber. Ich ſprach mit ihm über mehrere ſeiner Novellen und ſeine in Weſtermanns Monatsheften veröffentlichten Reiſeſchilderungen. Aus meinen Fragen erſah er, daß ich gut Beſcheid wußte, was jedem Schriftſteller am wohlſten tut. Lob iſt billig, und das Vergnügen fängt erſt an, wenn man wahrnimmt, daß der andere mit Aufmerkſamkeit und Intereſſe geleſen hat. Am längſten drehte ſich mein Geſpräch um ſeine Novelle „Gordon Baldwyn“.

„Ich faſſe die Novelle ſo auf, daß ich annehme, Sie haben die Hinfälligkeit und unter Umſtänden die Überflüſſigkeit menſchlicher Gerechtigkeit, ja die Gefährlichkeit menſchlicher Gerechtigkeitsinſtitutionen zeigen wollen. Unter Umſtänden gibt es keinen anderen zuſtändigen Gerichtshof als das eigene Herz. Die Sachen können kompliziert liegen, daß ein Gerichtshof notwendig ſchuldig ſprechen muß, und ſich dieſem ‚ſchuldig‘ zu entziehen, wenn man ganz beſtimmt weiß, ‚ich bin ſchuldig‘, iſt nicht bloß Recht, ſondern Pflicht. Gordon Baldwyn entzieht

sich dem Pariser Geschworenengericht, trotzdem er die Tat getan, und läßt sein Herz und einen an dem Geschehenen zunächst beteiligten Freund entscheiden. Der Freund bedeutet ihm die Ratifikation, die Gegenzeichnung seines eigenen Urteils. Als ihn dieser Freund freigesprochen hat, ist er auch innerlich frei. Man kann sich zu diesem Verfahren stellen, wie man will, eine *subjektive* Berechtigung hat es. Die Welt, wenn sie mir meine Schuld (Schuld in *ihrem* Sinne) nachwirft, braucht mein Urteil nicht zu akzeptieren und kann mich hängen. Aber mein Urteil, auch in seinem Recht, wird dadurch nicht umgestoßen. Ich werde bloß gehängt. Für einen wirklichen Gentleman oder richtiger für eine wirklich edle Natur entscheidet in allen Fragen das Ich. Das Gesetz ist etwas Äußerliches, Dürftiges, Totes. Die ‚Gesellschaft' ist in jedem Augenblick in der Lage, dies Urteil rektifizieren und dadurch das Gefährliche darin beseitigen zu können."

In diesem Sinne sprach ich. Er drückte mir die Hand, so freudig bewegt war er, sich in seiner Intention verstanden zu sehen. Wir brachen dann ab und schlossen uns der Gesellschaft wieder an, nachdem ich ihm meinen Besuch versprochen hatte.

Mittwoch, den 21. Februar, meldete ich mich für Freitag den 23. an. So war es zwischen uns verabredet worden. „Er sei zu Hause," schrieb er mir zurück, und um ½8 Uhr war ich bei ihm, Alsenstraße 2, parterre.

Er empfing mich selbst, eine türkische Pfeife mit Meerschaumkopf in der Hand, und geleitete mich in sein Wohn- und Arbeitszimmer. Selten bin ich in einen anheimelnderen Raum getreten. Im Kamin brannte ein Feuer, und bei einer dem Auge wohltuenden Beleuchtung (auf seinem Arbeitstisch eine Schiebelampe mit grüner Glocke) übersah ich die Einrichtung: Schränke, Vasen,

Bilder, Portièren an den Wänden, Fenſtern und Türen hin und im inneren Raum Fauteuils, Chaiſelongues, Tiſche, Pulte, Teppiche. Muſeum und Möbelmagazin und zugleich ein urgemütliches Arbeitszimmer.

„Wo nehmen wir Platz? Am Kamin? Lieben Sie's?"

„Das wohl. Aber ich vertrag' es ſchlecht."

„Nun, ſo ſetzen wir uns hier."

Das war ein Plätzchen mehr in Nähe der Fenſter, wo, dem breiten Fenſterpfeiler entſprechend, aber drei Schritte landeinwärts, ein Tiſch ſtand, neben dem Tiſche zwei Fauteuils rechts und links. Schräg vor mir ſein in der rechten Zimmerecke ſtehender Schreibtiſch, ſchräg vor ihm, mehr der linken Zimmerecke zu, ein großes Stehpult, deſſen Wände Regale waren, darin Bücher ſtanden.

In gleicher Weiſe waren alle Bücher untergebracht, ſo daß 1200 Bände ſozuſagen gar nicht geſehen oder doch zur Hälfte verſteckt wurden.

„Rauchen Sie?"

„Nein, ich danke."

„Nun, dann ich doppelt."

Und ſo nahmen wir Platz. Ein paar Photographien der hübſchen Kinder ſeines Bruders brachte das Geſpräch ſofort in Fluß. „Finden Sie nicht auch, wie hübſch jetzt die Kinder ſind?" Ich ſtimmte zu, und nun gingen wir den Gründen nach. Zuletzt lachten wir und vereinigten uns dahin: ſie wären früher mutmaßlich ebenſo hübſch geweſen, aber man hätte ſie weniger gut gekleidet und vor allem ſich weniger um ſie gekümmert. Es fehlten die Augen, ſich der Hübſchheit der Kinder zu freuen. Zum mindeſten gebe es jetzt mehr ſolcher Augen.

Die Photographien der Kinder ſtanden auf einem Seitentiſch, und als wir aufſtanden, um ihnen ihren alten Platz wieder anzuweiſen, blieb ich ſtehen, um mir die Bilder

und Kunstschätze, die an der einen Längswand hingen oder an ihr aufgestellt waren, näher zu betrachten. Es waren meist japanische Schränke, Bilder, Kästchen, Vasen, alles von sauberster, liebevollster Arbeit. Einzelnes sehr schön, dazwischen chinesische Gerätschaften, französische Bilder und Photographien. Das Japanisch-Chinesische interessierte mich natürlich am meisten, unter diesen wiederum ein in Erz ausgeführter mannshoher Reiher (japanisch) und eine schöne chinesische Metallschale.

„Sind solche Dinge wertvoll, will sagen teuer?"

„Jetzt ja. Damals, vor beinah dreißig Jahren, als ich diese Einkäufe machte, ging es noch. Ich war einer der ersten draußen. Seitdem sind diese Dinge Mode geworden, und mit der Nachfrage stieg der Preis. Der erzene Reiher" (er hob den Rücken wie einen Deckel auf) „war ein Weihbecken in einem Tempel, aus dem er in die Hände eines Händlers in Yokahama kam. Da kauft' ich ihn. Diese Schale hier" (er gab mir eine schwere Bronzeschale von der Form eines Dreimasters oder Kurfürstenkappe in die Hand) „ist chinesisch. Aus Schanghai."

„Wie weit gehen diese Dinge zurück? Sind es Altertümer?"

„Ja. Nur haben beide Länder sehr verschiedene Vorstellungen vom Alter. Will ich in Yokahama etwas Altes kaufen, so bringt mir der Händler eine Vase, die dreißig Jahr alt ist oder fünfzig. Zweihundert Jahre ist dort ein ungeheures Alter. Anders in China. In China sind zweihundert Jahre gar nichts. Diese schwere Bronzeschale z. B., die Sie vorhin in der Hand hielten ist etwa tausend Jahr alt, so alt, daß nur noch einige chinesische Gelehrte die Buchstaben darauf entziffern können."

Wir nahmen unsere Plätze wieder ein.

„Teilen Sie auch die Empfindung, nach der wir den Japanern vor den Chineſen den Vorzug geben?“

„Ja. Die Japaner ſtehen uns doch nur einen Grad näher und gefallen uns auch äußerlich beſſer. Äußerlich und in ihren Sitten und Gewohnheiten.“

„Es ſind zum Teil ganz gut ausſehende Leute.“

„Sehr. Und Sie würden dies noch mehr empfinden, wenn ſie ſich nicht durch die europäiſche Tracht, die ſie hier anlegen, entſtellten. Sie haben etwas Zierliches, mitunter etwas Nippfigurenhaftes.“

„Kann man die, die wir hier haben, als Typen anſehen?“

„Im ganzen ja. Sie vertreten den ganzen Mittelſchlag der Gebildeten und Wohlhabenden. Aber freilich, es gibt auch andere Bevölkerungsgruppen und Typen. An der Küſte die zahlreiche Klaſſe der Fiſcher und Schiffer, abgehärtete Leute, auch kräftig durch ihren Beruf. Vor allem aber die Gruppe der Kämpen, der Athleten, der ‚ſtarken Männer‘. Dieſe treten in Japan nicht einzeln auf wie unſere Zirkusleute, ſondern bilden eine Klaſſe und einen Typus zugleich. Sie repräſentieren die Ringerkaſte, mittelgroße, ſehr ſtarke Leute, die vielfach unſeren Zirkusringern, Athleten und Akrobaten entſprechen, recht eigentlich aber dazu da ſind, um in Trupps von 40—80 Mann eine Leibgarde der Fürſtlichkeiten zu bilden . . .“

Auch über die Schiffer und Fiſcher wurde geſprochen, was alsbald auf Rudern und Segeln im allgemeinen führte und darauf, daß er dieſen Sport liebe und ſich ihm hingebe, wenn er ſeinen Sommeraufenthalt auf dieſer oder jener Inſel nähme, auf Sylt oder Helgoland oder Sark.

„Wo liegt Sark?“

Er lächelte. „Ja, Sark. Das bringt die beſten Geographen in Verlegenheit. Sark iſt eine Kanalinſel

zwischen der Bretagne und Cornwall nicht weit von Guernsey. Dort hab' ich einen wundervollen Sommer von Paris her zugebracht. Die schönste Luft, ganz still, man atmet Leben und Gesundheit mit jedem Zuge. Dort sitzen und träumen ist das höchste Glück. Sonderbarerweise wird es wenig besucht. Niemand kennt es. Dabei billig, wenigstens damals. Ich bezahlte für die Woche eine Guinea, und zwar für alles. Das war von Paris aus. Jetzt liegt mir Helgoland bequemer."

„Kennen Sie dort Heinrich Gaetke, den Inselpatriarchen, den Seemaler?"

„Gewiß. Er ist mein guter Freund. Der schönste Greis, den ich kenne. O, ich muß Ihnen sein Bild zeigen. Sehen Sie hier ... Und hier auf der Klippe sitzt er noch mal ... Und die große Photographie da neben dem Ölbild ist nach einem seiner besten Bilder angefertigt, das er für den Helgoländer Gouverneur Maxe malte. Dort sah ich es, als ich den Gouverneur besuchte."

„Es scheint schön, aber ich finde mich nicht darin zurecht. Das hier ist ersichtlich Helgoland. Aber hier das gekenterte Boot und das da ... Was soll das?"

Er lachte. „Ja, ja. Das ist das rote Tuch. Kennen Sie zufällig meine Novelle ‚Das rote Tuch'?"

„Nein. Aber ich weiß, daß sie zu Ihren besten Arbeiten zählt."

„Nun gut. Also diese ‚beste Novelle' (oder wenigstens eine der besten) ist nach diesem Gaetkeschen Bilde entstanden, und nach diesem ‚roten Tuch', das hier schwimmt, hab' ich ich sie benannt. Gouverneur Maxe wollte das rote Tuch gern weg haben, es mißfiel ihm, es unterbrach den Farbenton, es störe bloß und bedeute nichts. Ich widersprach aber, und das gewann mir des alten Gaetkes Herz. Es schien mir doch, es bedeute was; alles sei so mystisch an-

regend, auf dem gekenterten Boote ſtehe ‚Last hope‘, und dies rote Tuch und Sturm ringsum . . . Das ſei keine gewöhnliche Landſchaft, das ſei nicht willkürlich und launenhaft, das bedeute was. Der alte Gaetke ſtand daneben und nickte mir zu. Von dem Tage an waren wir Freunde.“

„So hat er alſo wirklich mit dem roten Tuch etwas ſagen wollen? Vielleicht dasſelbe, was in Ihrer Novelle ſteht? Ich werde ſie dann leſen . . .“

„Tun Sie's. Aber es wird Sie nicht viel weiter bringen. In der Novelle klingt nur manches an. Eigentlich aber war es doch anders. Und Ihnen kann ich es erzählen . . . Es ſind jetzt ſieben Jahr, und Heinrich Gaetke war damals ſchon ein Sechziger, als eine junge Schauſpielerin, keine von den Berühmtheiten, aber eine hübſche, junge Perſon nach Helgoland kam. Sie machte Gaetkes Bekanntſchaft und geriet in eine vollkommene Schwärmerei. Sie wurde ſeine Schülerin, ſie waren immer zuſammen, und er teilte zuletzt die Schwärmerei, die man ihm entgegenbrachte. Als ſie endlich die Inſel verlaſſen mußte, bat er ſich ein Andenken aus, und als ſie fragte was, bat er ſie um das rote, ſchottiſche Tuch, das ſie auf ihren Spaziergängen und auf den Meerfahrten mit ihm getragen hatte. Sie gab es ihm, und ſo ſchieden ſie beide tiefbewegt. Er mußte ſeiner Empfindung einen Ausdruck geben, und ſo entſtand das Bild. Das Boot ‚Last hope‘ iſt im Sturm geſcheitert, die Menſchen hin, und nur das rote Tuch treibt noch auf der Flut.“

„Das iſt ſchön. Daran erkenn' ich meinen alten Gaetke wieder. Wir waren zuſammen jung. Das Erotiſche war immer ſeine Spezialität; er ſcheint ſich treu geblieben zu ſein . . . Im Hauſe meines Oheims, der mit Kunſtſachen und Farbenutenſilien handelte, nach Art des Heylſchen Geſchäfts, war er Anfang der 30er Jahre Lehrling, und

beim Farbenreiben, ganz nach alter italienischer Tradition, hat er sich das Farbenmalen angewöhnt. Er wurde ein Schüler von Blechen, von Kruse, dann ging er nach Helgoland, keine 24 Jahre alt, und da hat ihn Gott Eros und die Inselpolizei festgehalten ... Sie kennen die Geschichte?"

„Gewiß, gewiß, und Sie waren mit ihm befreundet oder doch bekannt! Mir ein neuer Beleg für meinen alten Satz von der ‚kleinen Welt'. Die Erde ist ein wahres Gefängnis, so eng, so klein, und es gibt keine Stelle, wohin man fliehen und sich auf seine Nichtgekanntheit verlassen könnte. In Yokahama, in den Diggings, in den Jungles, in den Prärien, in den Quellgebieten des Nils, überall Bekannte und, sobald es nicht stimmt, Aufpasser, freiwillige Sicherheitsbeamte ..."

„Ich weiß, dies ist eins Ihrer Dogmen. In Ihrem Buche ‚Die kleine Welt' haben Sie den Gedanken in einer Anzahl von Geschichten durchgeführt. Ich hab' es mit großem Interesse gelesen. Bestanden diese Geschichten aus einer bestimmten vorweggefaßten Idee heraus, etwa wie die Zyklusromane Zolas, oder haben sie sich nach und nach und halb zufällig zusammengefunden?"

„Das letztere ist das Richtige. Ich bin kein systematischer Arbeiter, wenigstens nicht in dem Sinne, daß ich einer vorgefaßten Idee zu Liebe zyklisch eine Reihe von Geschichten schreibe. Bei mir entstehen die Dinge spontan und wachsen bis zu einer gewissen Stelle. Dann plötzlich hört ihr natürliches Wachstum auf, dann plötzlich stockt es und will nicht weiter. Tritt das ein, so schieb' ich die Arbeit beiseite. Nur kein Zwang! Solche angefangene Arbeiten hab' ich wohl zwanzig. Ich lasse diese Anfänge jahrelang liegen, jahrelang, dann les' ich sie wieder durch, bei diesem, bei jenem bleibt alles beim alten, aber hier beim siebenten oder neunten strömt es mir plötzlich zu, ein

Blitz fällt mir in die Seele: so muß es sein! Wie war es nur möglich, es nicht gleich zu sehen? Und nun schreib' ich's entweder fertig oder bis an eine neue Zweifelsstelle hin . . . Unter meinen Arbeiten sind welche, die zehn Jahre und länger geruht haben.

„Ist mir sehr interessant. Ein solches Stocken kenn' ich nicht, trotzdem ich der langsamste Arbeiter von der Welt bin."

„Nun, da bin ich neugierig. Lassen Sie hören, wie Sie die Dinge zuwege bringen."

„Gott sei's geklagt. Aber diese Langsamkeit resultiert nur aus Stilgefühl, ‚aus Feile'. Das, was ich hingeschrieben habe, genügt mir nicht. Und das Basteln, das nun nötig wird, kostet dreimal mehr Zeit als die erste Niederschrift und zwanzigmal so viel Zeit als der erste Entwurf. Diesen schreib' ich unter genauer Kapiteleinteilung hintereinander weg, und alles von Anfang an an richtiger Stelle. Von dem Augenblicke an, wo mich das starke Gefühl ergreift, ‚dies ist ein Stoff', ist auch alles fertig, und ich überblick' im Nu und mit dem realen Sicherheitsgefühl, daß ich nirgends stocken werde, Anfang, Höhepunkt und Ende. Was dazwischen liegt, ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, dunkel und ahnungsvoll ebenfalls da, ahnungsvoll aber mit der Gewißheit, daß mir dies Füllsel keine Schwierigkeiten machen wird . . . Und nun schreib' ich zwei Stunden hintereinander weg, und alles steht da. Jedes Kapitel hat seinen bestimmten Inhalt. Und im wesentlichen bleibt es auch so. Aber zu dieser äußeren Raschheit meiner Phantasieschöpferkraft gesellt sich leider eine unendlich schwache Treffkraft für den Ausdruck, ich kann das rechte Wort nicht finden. Und so brauch' ich sechs Monate, um eine Arbeit zu vollenden, die ich im Nu konzipierte und in zwei Stunden entwarf. Das Kind

iſt da. Aber eh' es ſtehen und gehen kann, welch weiter, weiter Weg!"

Unter dieſem Geſpräche ſetzten wir uns an einem mehr im Hintergrunde in Nähe des Kamins ſtehenden Tiſch, der inzwiſchen durch einen franzöſiſchen Diener (ſeit vierzehn Jahren im Dienſte Lindaus) gedeckt worden war. Die Getränkewahl ſtand zwiſchen Wein und Tee, und ich entſchied mich für letzteren, eine Wahl, die inſtinktiv das Richtige getroffen hatte. Die fünf Jahre Japan, China, die Lindau „draußen" zugebracht hat, verleugneten ſich nicht. Ich Teetrinker von Paſſion ſchmecke den flower, das Aroma, heraus, und dieſe Würdigung nahm ihn kaum weniger für mich ein als die Würdigung ſeiner Novellen.

An dieſe machten wir uns jetzt im Detail heran. Ich ſprach alles durch, was ich von ihm kannte: Das Glückspendel, William Hooper(?), Die kleine Welt, Im Park von Willins, Hans der Träumer, Souvenir, Gordon Baldwyn, Der Gaſt, teilte ſeine Produktion bzw. ſeine Helden in Gruppen: in die ſchwermütig oder elegiſch angeflogenen Sonderlinge, in die Abenteurer und Tiefmenſchen, oder in Schnurren, Kriminal- und innere Rechtsgeſchichten, und ſagte ihm, daß mir die letzten die liebſten wären und mir am bedeutendſten erſchienen. Er ſchien mir zuzuſtimmen, wollte aber Beſtimmtes hören, und ſo kam es, daß ich mich über „Gordon Baldwyn" und „Der Gaſt", zwei Muſternovellen, ausführlich verbreitete.

„Der Grundgedanke beider Novellen," ſo ſagte ich, „erſcheint mir der, daß das einzige Sittengeſetz das Gewiſſen iſt. Unſer Gewiſſen ſpricht uns frei oder verurteilt uns. In ‚Gordon Baldwyn' ſpricht es frei, in ‚Der Gaſt' verurteilt es, und in beiden Fällen — und das iſt die ſittliche Bedeutung beider Geſchichten — hat es recht. Der Leſer geht ganz mit und ſanktioniert hier wie dort den Gewiſſens-

ſpruch. Alſo das ‚Ich‘ des Gentleman geht über alles. Gewagt und doch richtig. ‚Man hat im Leben eigentlich nur ſich ſelber‘, wie Storm einmal ſagt. Die Geſellſchaft darf ſich freilich auf dieſen Standpunkt nicht ſtellen; darf ihn nicht als alleingültig anerkennen.“

Lindau geſtand mir, daß ich es träfe: ja, das habe er gewollt. Auch an kleinen Bedenken ließ ich es nicht fehlen und hob beiſpielsweiſe hervor, daß er gewiſſe Dinge: Stimmungen, Handlungen, Entſchlüſſe nicht genugſam vorbereite. Ich gab ihm Beiſpiele, namentlich aus „Der Gaſt“ und „Hans der Träumer“ und ſetzte hinzu: „das ſind Sprünge im Charakter, in denen ſich der Leſer nicht zurechtfindet; er empfindet ſolche Sprünge als Fehler und hält ſie für unmöglich. Ein Charakter, der zehn Seiten lang ſo und ſo gezeichnet iſt, kann zehn Seiten weiter nicht Dinge tun, die ſeiner Vergangenheit und ſeiner bis dahin gegebenen Charakterſchilderung widerſprechen.“

Er lächelte. „Ja, das ſagen Sie wohl, aber die Charaktere machen tatſächlich ſolche Sprünge, und ſind es gar Frauencharaktere, ſo ſind ſolche Sprünge die Regel.“

„Zugegeben“.

„Nun gut, wenn ſie die Regel ſind, wenn das Leben beſtändig dieſe Sprünge zeigt, ſo zeig’ ich ſie auch in meinen Novellen, die nichts ſein wollen als Leben. Ich bin eben Realiſt. Ich ſtelle die Perſonen ſo in meine Geſchichte hinein, wie ich ſie draußen im Leben finde. Wer das Leben kennt, wird folgen können, muß ſich darin zurechtfinden.“

„Darin muß ich Ihnen widerſprechen. Sehr oft wird es ſich ſo treffen, daß ſcharf beobachtete Perſonen, auch in dem Wiederſprechenden ihres Tuns, einfach aus dem Leben in die Kunſt übertragen werden können. Dann tant mieux. Das ſind die Glücks- und Feſttage des

Realiſten. Aber er darf es nicht immer und muß ein Gefühl dafür haben, wo's geht und wo nicht. Nehmen Sie Ihre Edith in ‚Hans der Träumer'! Sie iſt zwanzig Seiten lang eine reizende Perſon sans phrase, fein, gütig, mitleidsvoll, ein Bild richtigen und ſchönen Fühlens. Plötzlich iſt ſie oberflächlich, wankelmütig, unedel, untreu, Salon- und Weltdame und weiter nichts. Es iſt mir gar nicht zweifelhaft, daß es Tauſende ſolcher Damen gibt, aber das Leben vermittelt unſcheinbar und doch wahrnehmbar in hundert kleinen Zügen zwiſchen ſolchen Gegenſätzen, und im Falle der Erzähler, der eben nicht alles ſagen und ſchildern kann, ſich außerſtande ſieht, dieſe kleinen, unſcheinbar vermittelnden Überbrückungen eintreten zu laſſen, in dieſem Falle muß er momentan, und wenn es in einem Wort oder einer halben Zeile wäre aus ſeiner rein ſchöpferiſchen Rolle heraustreten und auf einen Augenblick auch die Rolle des Erklärers nicht verſchmähen. Mit anderen Worten: das Schönſte ſind Straßen, auf denen man ſich nicht verirren kann, Straßen, die keiner Benennung, keiner Links- oder Rechtswarnung bedürfen: kommen aber Wegſtellen, wo ſich der Wandrer oder Spaziergänger verirren kann, ſo wird es immer denkbar ſein, durch einen proſaiſchen Wegweiſer, durch ein einfaches ‚links' oder ‚rechts' aller Beängſtigungen überhoben zu ſein. In die poetiſche Stimmung marſchiert er ſich raſch wieder hinein, wenn er nur ſicher iſt, auf rechten Wegen zu ſein."

Mit vieler Liebenswürdigkeit ging er auf dieſe Auseinanderſetzung ein.

„Ich glaube, mein Prinzip iſt richtig; aber es gibt nichts in der Welt, wo man nicht auch Ausnahmefälle zu konſtatieren hätte. Das Prinzip, nach dem ich verfahre, iſt das von Turgenjew, mit dem ich vor fünfundzwanzig Jahren

und länger über eben dieſe Dinge oft geſprochen habe. Wenn Sie Turgenjew verehren, wie ich es tue, ſo werden Sie ſich von unſerer modernen Novelliſtik, auch ſpeziell von unſerer deutſchen, wenig angeheimelt fühlen. Es fehlt ihr an Wahrheit, Objektivität, Realität. Die Menſchen tun und ſagen beſtändig Dinge, die ſie, wie ſie nun mal ſind, nie tun und ſagen könnten. Empfindet man dies erſt ſtark, ſo wird einem dies hohle Weſen grenzenlos langweilig."

Er nannte nun Namen.

„Ich kann Ihnen leider nicht widerſprechen. Aber Sie laſſen Ausnahmen gelten?"

„Ja, nennen Sie welche."

„Beiſpielsweiſe Gottfried Keller."

„Ja, Keller und den anderen Züricher, den Meyer, ebenſo Storm und Anzengruber laß ich gelten. Vielleicht noch zwei, drei andere. Aber nun bin ich fertig. Anzengruber in ſeinen erſten Sachen iſt vorzüglich; Keller (wiewohl er ſich nicht überall mit meinem Prinzip deckt) ſteht noch höher, was ich um ſo lieber einräume, als mir der Kultus, der jetzt mit ihm getrieben wird, wenig ſympathiſch iſt. Aber gleichviel, er gehört zu den wenigen, deren Schriften mich berühren, als träte ich in meinen Wald, das iſt das ſchönſte Lob, das ich überhaupt ſpenden kann. Alles iſt friſch, duftig, natürlich, die Bäume wachſen in Gottes blauen Himmel hinein, und überall klingt es und ſingt es. Ach, von wie wenigen Schriftſtellern kann man ſagen, daß ſie ſo berühren. Storm iſt gelegentlich bedeutend und ſeine drei Novellen: Aquis submersus, Renate, Eekenhof, die hintereinander weg in der Rodenbergſchen Rundſchau ſtanden, zähle ich zu dem beſten, was ich auf dem Gebiete der Novelle kenne. Doch ſteht nicht alles auf dieſer Höhe. Gleich nachdem ich die drei geleſen hatte, ließ ich mich verführen, mir ſeine geſammelten Werke anzuſchaffen; ſie finden ſich mittlerweile nicht mehr

unter meinen Büchern vor. Ich kam nicht weit damit; vieles iſt bloß Zuckerwerk, Limonade. Meyers ‚Jürg Jenatſch‘ iſt ein vorzügliches Buch, ‚Leubelfingen‘ iſt ſchwach.“

Es war unter dieſen Geſprächen ſpät geworden, ſehr ſpät, und ich erhob mich und nahm Abſchied. Ein intereſſanter Abend lag hinter mir, ein kluger und liebenswürdiger Mann hatte ſich mir erſchloſſen, ein Mann von großer Weltkenntnis, ebenſoſehr was Fläche wie Tiefe angeht. Politiſche Fragen waren nicht berührt worden. Von Bismarck kein Wort. —

Rudolf Lindau iſt zehn Jahre älter als ſein Bruder Paul, zu dem er oft in einen Gegenſatz gebracht wird: Paul iſt der intereſſante Schwerenöter, Rudolf der feine Mann und Diplomat, Paul der glänzende Journaliſt, Rudolf der künſtleriſch überlegene Journaliſt. Sieht man ſchärfer zu, ſo ſchwindet dieſer Unterſchied, und beide Brüder zeigen ſich von großer Ähnlichkeit in Anſchauung, Lebensauffaſſung, Kunſtprinzipien, Sprechweiſe, ſelbſt im Organ ... Wie Mecklenburger oder Schleſier, wenn ihnen wohl wird, ſofort in ihren Dialekt fallen, ſo fiel Rudolf Lindau in den angeregteſten Momenten ſofort ins Lindauſche und war im Klang ſeiner Stimme von Paul nicht zu unterſcheiden. Es bleibt ſchließlich nur der Unterſchied: Rudolf iſt weltmänniſcher, geſchulter, reſervierter, wenn auch nicht in ſo hohem Grade wie man gemeinhin annimmt, Paul iſt lebhafter, ſpontaner, rückſichtsloſer und witziger. Rudolf iſt der Mann der Schilderung, des Erlebniſſes, der Betrachtung, des Bildes, Paul des Einfalls, des Impromptus, der Anekdote, der Tagesgeſchichte. Beide ſind klug, liebenswürdig, unterhaltlich, gütig, hilfsbereit, entgegenkommend, und wenn ſie nebenher Egoiſten ſind, wie man ihnen vorwirft, ſo kann ich darin keinen Unterſcheidungszug von anderen minder intereſſanten Leuten erkennen.

Die Märker und das Berlinertum.

Ein kulturhiſtoriſches Problem.

I.

Die Märker haben viele Tugenden, wenn auch nicht ganz ſo viele, wie ſie ſich einbilden, was durchaus geſagt werden muß, da jeder Märker ziemlich ernſthaft glaubt, daß Gott in ihm und ſeinesgleichen etwas ganz Beſonderes geſchaffen habe. So ſchlimm iſt es nun nicht. Die Märker ſind geſunden Geiſtes und unbeſtechlichen Gefühls, nüchtern, charaktervoll und anſtellig, anſtellig auch in Kunſt, Wiſſenſchaft und Religion, aber ſie ſind ohne rechte Begeiſterungsfähigkeit und vor allem ohne rechte Liebenswürdigkeit. Auch ohne Stammesgenie; — die Schwaben und Rheinländer haben entſchieden mehr davon. Und was nun die viel zitierten militäriſchen Tugenden angeht, ſo mag ich über dieſe, die ja zweifellos exiſtieren, nicht immer wieder wie über etwas einzig Daſtehendes ſprechen. Alle Stämme haben gute Soldaten und auch nicht, je nachdem. Man muß viele alte Militärs kennen gelernt und ihren vertraulichen Mitteilungen gelauſcht haben, um mit der Legende von der grenzenloſen Tapferkeit irgendwelches Komplexes von Menſchen ein für allemal fertig zu ſein. Wär' auch unnatürlich, wenn es anders wäre. Die Märker haben viel Pflichtgefühl und verſtehen zu ge-

horchen und zu befehlen, und das ist besser als der „Mut ohne Ende“. Das Pflichtgefühl der Märker, ihr Lerntrieb, ihr Ordnungssinn, ihre Sparsamkeit, — das ist ihr Bestes. Und das sind die Eigenschaften, wodurch sie's zu was gebracht haben. Im übrigen sind sie neidisch, schabernackisch und engherzig und haben in hervorragender Weise den ridikülen Zug, alles was sie besitzen oder leisten, für etwas ganz Ungeheures anzusehen. Eine natürliche Folge früherer Ärmlichkeit, wo das Kleinste für wertvoll galt. Es gibt in der Mark bis diesen Tag zahllose Leute, die mit ihren 100 000 Mark ganz aufrichtig glauben, „sie kämen nach Gould oder Vanderbilt“. Was aber auch nicht ganz richtig ist, wenigstens nicht im Ausdruck, weil der echte Märker weder Gould noch Vanderbilt kennt, sondern alle Größen, wenn er vergleichen will, aus seiner eigenen Provinz und am liebsten aus seinem Kreise nimmt. Ja, es sind tüchtige, aber eingeengte Leute. Wenn sie einem eine Tasse Kaffee präsentieren, so rechnen sie *sich's* an, nicht dem, der den Mut hat, diesen Kaffee zu trinken, und gab es gar noch eine geschmierte Semmel dazu, so wird es als ein „Mahl“ angesehen, das Anspruch darauf hat, in die Stadt- oder Dorfchronik eingezeichnet zu werden.

Nach dieser Seite hin hat Baron von Seld, der bekannte Temperenzapostel, die Märker am treffendsten geschildert. Dieser war einmal einen Winter lang auf einem sogenannten märkischen „Schloß“ zu Besuch, und weil ihm (er hatte viel Zeit) zu Ohren kam, die Krügersfrau wolle nächste Ostern ihren Jungen auf die Stadtschule schicken, so bot er sich an, den Jungen dazu vorzubereiten. Er gab ihm täglich zwei Stunden, von zehn bis zwölf. Das ging so monatelang. Eines Tages kam die Krugwirtin um elf ins Zimmer und brachte Herrn von Seld ein Ei zum Frühstück. Es war so klein, daß

er nicht wußte, ob es ein Hühner- oder Taubenei sei; er dankte indes und aß es. Sieben Jahre später, der Junge war schon lange wieder von der Schule herunter, begegnete Baron Seld, und zwar in Berlin in der Leipzigerstraße, der Krugwirtin, die nun mit jener naiven Ungeniertheit, die ebenfalls zu den charakteristisch-märkischen Zügen gehört, auf ihn zutrat und ihm ihre Patsche reichte. Fing auch sofort an zu sprechen. Wovon sie aber sprach, das war weder der Junge noch der Unterricht, den Baron Seld dem Jungen aus gutem Herzen gegeben, sondern war das Ei. „Wissen Sie wohl noch, Herr Baron, wie ich Ihnen damals das Ei brachte?"

Die häßlich egoistische Seite des märkischen Wesens, der eitle Glaube, mit dem Kleinsten etwas Großes getan zu haben, ist nie besser geschildert worden.

II.

So sind die Märker in Gutem und Nichtgutem, und ein paar Jahrhunderte zurück waren die Berliner ebenso. Berlin mit seiner von jenseits der Elbe, Weser und Rhein eingewanderten Bevölkerung, in der das Niedersächsische vorherrschte, war noch eine rein märkische Stadt, die sich, natürlich mit Ausnahme des Hofes, von den kleinen und Mittelstädten in Priegnitz, Ruppin und Havelland nur wenig unterschied. Nichts ist beispielsweise überliefert worden, woraus man schließen könnte, daß beim Regierungsantritt Georg Wilhelms (1620), oder auch später noch, etwas von dem dagewesen wäre, was dem heutigen Berliner eine so bestimmte Physiognomie gibt. Berlin war in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch durchaus unberlinisch (schon die Schärfe der damaligen konfessionellen, aller Lachlust und Leichtlebigkeit sehr ungünstigen Kontroverse sorgte dafür) und war auch noch unberlinisch

während des Großen Kurfürſten letzter Regierungsjahre.

Da kamen 1685 die Refugiés ins Land, und zu den 8- oder 10 000 alten Berlinern geſellten ſich auf einen Schlag 5000 Franzoſen, woraus es ſich erklären mag, daß ſeitens ſo vieler Beurteiler von dieſer großen Einwanderung her (jeder dritte Menſch war ein Franzoſe) die Wandlung in dem geiſtigen Leben Berlins gerechnet und ein Uranfang des modernen Berlinertums angenommen wird. Nach dem Maße meiner Kenntnis aber durchaus mit Unrecht.

Die große Bedeutung der franzöſiſchen Einwanderung von 1685 iſt unbeſtreitbar, und unbeſtreitbar auch, daß ſie ſich zum Segen für Stadt und Land geſtaltete. Die Refugiés waren Muſter von Loyalität, ohne je ſervil zu werden, und gaben ein gutes Beiſpiel nach mehr als einer Seite hin. Aber der „richtige Berliner" ſtammt nicht von ihnen her, kann nicht von ihnen herſtammen. Alles, was damals aus Frankreich kam, waren keine pariſiſchen, ſondern puritaniſche Leute, ſteif, ernſthaft, ehrpußlich, was ſie vielfach bis auf dieſen Tag geblieben ſind. Ihr Haupteinfluß, neben feineren Umgangsformen, für die ſie das Vorbild gaben, war ein gewerblicher; ſie führten vieles ein, was bis dahin gar nicht da war, und anderes hoben ſie durch ihre Geſchicklichkeit und ihren Geſchmack auf eine höhere Stufe. Die Vornehmeren, deren es auch eine beträchtliche Zahl gab, legitimierten ſich auf geiſtigen Gebieten, und einige, wie Jordan, Erman, Fouqué, Forcade, Ancillon, Lecoq, Lancizolle und Michelet, ſpielten als Lehrer und Kanzelredner, als Militärs, Juriſten und Staatsmänner eine Rolle. Dazu kamen Baumeiſter und Dichter, wie Gontard und der jüngere Fouqué, ein Enkel des Generals. Aber keiner iſt unter ihnen, von dem ſich ſagen ließe, daß

er an Herstellung des spezifisch berlinischen Geistes mitgearbeitet hätte. Ja, die meisten würden dagegen protestieren. Und nach meinen persönlichen Erfahrungen auch mit vollstem Recht.

Seit nahezu 60 Jahren bin ich in der Lage gewesen, „Kolonisten" kennen zu lernen, von jenen frühen Tagen an, wo ich mit jungen Leuten aus den alten Kolonie-familien, mit Jordans, Devarannes, Chartons, Briets, Sarres, erst auf der Schul- und dann auf der Konfirmandenbank saß. Alle waren sehr wohlerzogen und einige sehr gescheit, aber ohne jede Spur von „Berliner Geist", trotzdem wir doch damals (Mitte der 30 er Jahre) bereits in einer Zeit standen, wo dieser Berliner Geist da war und von jenen jungen Leuten, bei gutem Willen und Beanlagung dafür, wenigstens angenommen werden konnte. Sie standen aber der Sache so total fremd gegenüber, daß sie nicht einmal die An- und Aufnahmefähigkeit dafür besaßen.

Und so waren alle Kolonisten und sind es geblieben. Natürlich wird es heutigen Tages auch Ausnahmen geben, wie, kurz zurückliegend, Faucher und St. Paul, aber nicht allzu viele. Man nehme nur die Berliner Kolonie-Geistlichen seit 60 Jahren: Palmié, Théremin (am Dom), Saunier, Souchon, Henry, Barthélemy, Cazalet, Doyé, Tournier, Fournier. Stöcker und Kögel, trotzdem ihre Wiege weitab von Berlin stand, haben mehr Berlinertum als alle die Genannten zusammengenommen. Fournier galt für einen ausgesprochenen Berliner, aber er war's doch nur in dem Sinne, daß er Berliner Leben und Gesellschaft wundervoll kannte. Sonst war er in Haltung und Vortrag ein Genfer Professor: von Berlinertum nichts oder doch nur wenig.

III.

Also die Koloniſten waren es nicht. Aber wenn es die Koloniſten nicht waren, wer war es denn? Und hierauf möcht' ich antworten dürfen: das Berliniſche wurde doch ſchließlich zu großem und jedenfalls zu beſtem Teil aus dem ſpezifiſch Märkiſchen heraus geboren, wenn auch ſehr allmählich und auf einem weiten Umwege.

Die früheſten Anfänge gehen bis auf die Zeit unter König Friedrich I. zurück, bis auf die philoſophiſche Königin, die nicht bloß philoſophiſch, ſondern, ihrer märkiſchen Umgebung vorauseilend, auch ſehr witzig[1] war, gehen zurück bis auf das Kolbe-Wartenbergſche Haus, darin namentlich die Frau etwas von einem Kraftgenie hatte. Damals fing es an, um ſich dann, unter des erſten Königs Nachfolger, raſch weiter zu entwickeln. Dieſer (Friedrich Wilhelm I.) verſicherte freilich bei jeder Gelegenheit, „daß er ein gut holländiſch Herz habe", was einem Proteſt gegen das Franzöſiſche, will ſagen gegen das Eſpritvolle ziemlich gleich kam, aber dafür deſto beſſer zu dem im niederdeutſchen Weſen tief begründeten Till Eulenſpiegeltum paßte, das alsbald in ſeinen, unter dem Zeichen der holländiſchen Tonpfeife ſtehenden Verſammlungen zum Ausdruck kam, alſo in ſeinem Tabakskollegium, das nun eine Schule der Schlagfertigkeit und Geiſtesgegenwart und dadurch zur erſten Grundlage des Berlinertums wurde. So daß die Geburtsſtätte dieſes Berlinertums eigentlich

[1] Noch kurz vor ihrem Tode ſoll Sophie Charlotte geſagt haben: „Ich ſterbe nun alſo und tue damit alles, was ich für Se. Majeſtät zu tun imſtande bin, indem ich ihn nicht bloß von einem Druck befreie, den er in meiner Gegenwart immer empfand, ſondern ihm auch Gelegenheit zu einem „pomphaften Begräbnis" gebe, was für ihn, bei dem Geſchmacke, den er nun einmal hat, immer das Wichtigſte bleibt."

auch wieder in Potsdam zu ſuchen iſt, in Potsdam, aus dem ſchließlich alles ſtammt oder doch das meiſte.

Das Tabakskollegium war nach einer beſtimmten Seite hin nichts als eine Wiederbelebung des Hofnarrentums einer früheren Epoche, zugleich aber war es etwas durchaus anderes, was in der eigenartigen, alle Klaſſen der Geſellſchaft (das Bürgertum als ſolches zählte noch nicht mit) umfaſſenden Zuſammenſetzung dieſes Konviviums lag. Eine Welt Shakeſpeareſcher Figuren war darin vertreten, am wenigſten vielleicht der „Narr", gleichviel ob wir den Learſchen mit ſeinen geiſtreichen Unverſtändlichkeiten oder den italieniſchen in „Was ihr wollt" im Auge haben, wogegen ſich Falſtaff, Polonius und Kent am ſtärkſten vertreten fanden. Es genügt unter vielen, ihnen gleich oder ähnlich Gearteten Perſonen wie Faßmann, Gundling, Grumbkow, Pannewitz und Leopold von Deſſau zu nennen, um zu wiſſen, wie ſich die Rollen ungefähr verteilten. Der Ton, in dem alle dieſe ſprachen, drang auch nach außen und übte da ſeine Macht; die Hauptſache blieb aber doch der König ſelbſt, der an Originalität und deshalb an Einwirkung auf die Volksſeele ſeiner Umgebung weit überlegen war, was in jedem ſeiner intimen Geſpräche, vor allem aber in ſeinen großen Regierungsakten, in den von ihm perſönlich redigierten Erlaſſen zum Ausdruck kam. „S. K. Majeſtät ſind in der Jugend auch durch die Schule geloffen und haben das lateiniſche Sprichwort gelernt: Fiat justitia et pereat mundus. Alſo wollen Sie hiermit, daß der Katte mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden ſolle. Wenn das Kriegsrecht aber dem Katte die Sentenz publicirt, ſo ſoll ihm geſagt werden, daß es Sr. K. M. leid thäte, daß es aber beſſer ſei, daß er ſtürbe, als daß die Juſtiz aus der Welt käme", — ein Kabinetserlaß ohne gleichen, den ich hier wieder-

gebe[1], nicht bloß um seines historischen Gehaltes, sondern vorwiegend um seines Ausdrucks willen, als eine merkwürdige Stilprobe voll dämonischen Humors, der, in seiner phrasenlosen Kerngesundheit, für alles, auch für Leben und Sterben, einen freien, darüberstehenden und an das Rechtsgefühl des Verurteilten appellierenden Ausdruck hat. Ich frage jeden, der neben den bedenklichen auch die guten Seiten des Berlinertums kennt, ob er in dem hier gegebenen Zitate nicht etwas Vorbildliches für das findet, was diese guten Seiten ausmacht?

IV.

Die Vertrauten aus dem Tabakskollegium, — sie bildeten, nicht zu geringem Teil, das Armee- und Regierungsmaterial, das Friedrich der Große 1740 vorfand, energische, lebenslustige Herren mit Pontacnasen (man sehe nur ihre Bilder in den Galerien) und einer ganz eigentümlichen Seelenverfassung, von der man vielleicht sagen konnte:

Klug auf der Hut
Und immer voll Mut.

Jeder kannte die Gefahr, in der er stand, und ging ihr nach Möglichkeit aus dem Wege; sobald aber Pflicht

[1] In diesem Königlichen Erlasse, der bei aller äußersten Strenge doch noch immer einen echt und schön menschlichen Ton anschlägt, tritt uns, neben vielem anderen, ein Etwas in wundervoller Ausgesprochenheit entgegen, auf das ich hier noch eigens hinweisen möchte: der persönliche Stempel, den die Hohenzollern-Könige, fast ausnahmslos, ihren „Ordres" zu geben gewußt haben. Andere Könige haben meist etwas Abstraktes und sind bloße Träger des Königtums an sich. Die Hohenzollern aber sind in erster Reihe allemal Menschen und erst in zweiter Reihe Spezial- und Obermenschen mit Königspflichten. Ihre Persönlichkeit geben sie nicht auf. Deshalb ist denn auch alles voll Leben und Interesse, selbst bei solchen, die nicht allzu populär waren, wie beispielsweise bei Friedrich Wilhelm IV.

und Ehre das Gegenteil forderten, war ihnen eine Widerstandskraft eigen, nach der man heutzutage vergeblich suchen würde. Sie hingen an Vermögen, Stellung und Einfluß und waren doch auch wieder, in richtiger Taxierung alles Irdischen, von der „Wurstigkeit" aller dieser Dinge tief durchdrungen. Etwas Bismarcksches, in Erscheinung, Anschauung und Lebensweise, war ihnen eigen, und das Kanzlerwort: „Sei mäßig in der Arbeit, mäßig im Essen und mitunter auch im Trinken" war recht eigentlich der Bannerspruch, unter dem die damaligen Paladine kämpften und siegten. Es herrschte jene merkwürdige Freiheit, die, nach der Lehre vom Druck und Gegendruck, unter dem Absolutismus am besten zu gedeihen scheint. Ausgesprochene Charaktere, das Individuum in Blüte.

So war, um es zu wiederholen, das Material, das Friedrich der Große vom Vater her übernahm, und das bis zum Siebenjährigen Kriege ziemlich unverändert dasselbe blieb, auch bleiben mußte, weil der Sohn in der einen Hälfte seiner Doppelnatur sehr viel Ähnlichkeit mit dem Vater hatte. Ganz zuletzt erst, als Voltaire nicht mehr bloß persönlicher Gast in Sanssouci, sondern die geistig bestimmende Macht in den Köpfen des märkischen Adels und der zu Hofe gehenden Generäle geworden war, vollzog sich der Umschwung, und dieselben Kreise, die bis 1740 Repräsentanten der ausgelassensten Till Eulenspiegelei, des „bon sens" und der „practical jokes" gewesen waren, dieselben Kreise wurden jetzt Repräsentanten des Witzes, der Pointe, der Antithese. Vor allem des Reparti. Die vornehme Welt, bis dahin im wesentlichen tot für Kunst und Dichtung, war in weniger als einem Menschenalter literarisch geworden, und zwar in einem Grade, wovon sich nur der eine richtige Vorstellung machen kann, der auf unseren alten Edelhöfen über und über verstaubten und

wurmzernagten Bibliothekschätzen aus der Friderizianischen Zeit begegnet ist, Büchermassen, um die sich heute niemand mehr kümmert. Aus der Epoche des glücklichsten und gelegentlich auch übermütigsten Humors war man in die der Geistreichigkeit getreten, und alles durfte gewagt werden, wenn das „Reparti" witzig war. „Wie viel hat Er denn eigentlich aus der Hubertsburger Plünderung herausgeschlagen?" fragte der König über die Tafel hin einen seiner alten Generäle. „Das müssen Majestät am besten wissen; wir haben ja geteilt." In ähnlichen Wendungen ging vielfach die Tischunterhaltung, und wer Esprit hatte war schon dadurch gefeit.

Der Ton auf Sanssouci während der zweiten Hälfte der Friderizianischen Regierung war die literarisch verfeinerte Fortsetzung des Tons im Tabakskollegium, und mit Hilfe dieser auf das Pointierte gestellten Sanssouci-Sprache war man, so möcht' ich sagen dürfen, dem „Berlinischen" abermals um einen guten Schritt näher gerückt. Aber freilich, diese pointierte Sanssouci-Sprache war immerhin nur die Sprache bestimmter Gesellschaftsschichten, deren Verbindung mit dem eigentlichen Volke gering war, und wenn sich's um eben diese Zeit auch in dem letzteren bereits witzig zu regen begann, so konnte dies nur, wenn überhaupt, in einem losen Zusammenhange mit dem Hof- und höheren Gesellschaftsleben stehen und mußte noch andere Quellen haben.

Und in der Tat, diese anderen Quellen waren vorhanden und fanden sich vor allem in der Friderizianischen Armee, besonders in den Potsdam-Berlinischen Elitetruppen.

Außer dem, was der „Canton" hergab, fanden sich in der Armee die wunderlichsten Existenzen zusammen; alle Sprachen wurden gesprochen, und das preußische

Werbesystem, das sich über halb Europa hin ausdehnte, stellte nicht bloß verlorene, sondern oft auch, soweit Moral mitsprach, durchaus unanfechtbare und nur leider vom Unglück verfolgte Genies unter die Fahne. Nun standen sie in Reih und Glied, in vielen Stücken bevorzugt, aber doch immer noch einer eisernen Disziplin unterworfen und bildeten jenen merkwürdigen Geist einerseits militärisch-friderizianischen Selbstgefühls, andererseits innerster Auflehnung aus, einer gedanklichen Opposition, die vor nichts und niemandem zurückschreckte. So verging ihr Leben. Alt geworden, traten sie dann in die bürgerliche Gesellschaft zurück, um nun in dieser, so gut es ging, ihr Dasein zu fristen, als Lohndiener und Tafeldecker, als Schreib- und Sprachlehrer, als Teppichflechter und Stiefelputzer. Das waren die Leute, die nach einer ganz bestimmten und zwar im wesentlichen immer Kritik übenden Seite hin die Lehrmeister des Berliner Volkes wurden, die den König heut in den Himmel hoben und morgen das fabelhaft Tollste von ihm aussagten, alles in einer zynisch-rücksichtslosen Sprache, die bei dem Rest höherer Bildung, der vielen unter ihnen verblieben war, oft einer allerwitzigsten Zuspitzung nicht entbehrte. Diese zu Spießbürgern umgemodelten friderizianischen Grenadiere waren es, die den berlinischen Räsonniercharakter und vor allem auch den alsbald von alt und jung begierig angenommenen berlinischen Ausdruck für dies Räsonnement schufen. Ein Umwandlungsprozeß, der bald nach dem Siebenjährigen Kriege seinen Anfang nahm und sich derart rasch entwickelte, daß, als der große König seinen stillen Platz unter der Kanzel der Potsdamer Garnisonkirche bezog, der erste Berliner Schusterjunge bereits geboren war.

V.

So ſtand es in der Oberſchicht bei Hof und Adel, und ſo ſtand es unten beim Volk und Kleinbürger. Aber es gab auch eine breite Mittelſchicht, und die Frage will beantwortet ſein: wie ſtand es mit dieſer? wie ſtand es mit dem gebildeten Bürgertum?

Nun, in dieſer Mittelſchicht des gebildeten Bürgertums hatte ſich während der letzten Regierungsjahre des großen Königs die Wandlung vielleicht am gründlichſten vollzogen, weil ſie hier nicht aus der Berührung mit einzelnen Perſönlichkeiten reſultierte, ſondern faſt ausſchließlich literariſch vermittelt wurde.

Nun iſt es aber zweifellos, daß epochemachende Perſönlichkeiten eine große Wirkung auch nach der geiſtigen Seite hin ausüben, in Ton und Anſchauung; aber epochemachende Bücher ſind ihnen in dieſem Punkte doch meiſt voraus, beſonders was die Nachhaltigkeit der Wirkung angeht. Und ein ſolches epochemachendes Buch wurde denn auch dem gebildeten bürgerlichen Berlin am Ende der friderizianiſchen Zeit geboten, und zwar in Leſſings „Nathan". Ob dies Buch mit ſeinem Evangelium der Aufklärung und religiöſen Gleichberechtigung ein Segen oder ein Unſegen, ein Fortſchritt oder ein Rückſchritt war, darauf geh ich hier nicht ein, und zwar um ſo weniger, als dieſe Frage zu meinem Zwecke in keiner Beziehung ſteht. Mir genügt die Tatſache, daß der „Nathan" erſchien. Daß dieſes Buch in das märkiſch-berliniſche Volk, damals oder ſpäter, eingedrungen ſei, wird ſich nicht behaupten laſſen; deſto größer war ſeine Wirkung auf die gebildete berliniſche Mittelklaſſe, ganz beſonders auf beſtimmte Kreiſe in ihr Es war nun mit einem Male das da, was man den berliniſch-jüdiſchen Geiſt nennen kann; ja, der Geiſt war da, daraus das Buch hervorgegangen und den es anderer-

seits nun weiter pflegte. Vielfache Wandlungen (auch Eroberungen, die von ihm ausgingen) standen diesem Geiste noch bevor; trotzdem wird sich sagen lassen, daß der berlinisch-jüdische Geist eben damals, in seinen Anfängen, seine feinste Form und seine höchste gesellschaftliche Geltung hatte. Die 20 Jahre später fallende, speziell auch nach der kulturhistorischen Seite hin ihren hohen Wert besitzende Korrespondenz zwischen Rahel Levin und Alexander von der Marwitz war ein letzter Ausläufer dieser durch Lessings Nathan eingeleiteten Aufklärungs- und religiösen Gleichberechtigungsepoche, wie sie (die Korrespondenz) andererseits ein Vorläufer der nachfolgenden Nivellierungsepoche war.

Ja, „Nathan" war ein die Richtung des berlinischen Geistes, wenn auch zunächst nur in der Mittelschicht der Bevölkerung bestimmendes Buch, ein Buch, zu dem wir, was Einwirkung angeht, seit jener Zeit nur zwei Seitenstücke gehabt haben: Strauß' „Leben Jesu" seinem Inhalt und Goethes „Faust" sowohl seinem Inhalt wie seiner Form nach. Andere literarische Beeinflussungen liefen nebenher, aber sie lagen doch mehr nach der künstlerisch-ästhetischen Seite hin, und die Gedanken (im Gegensatz zu Gefühl und Phantasie) wurden selbst durch Schiller, so gern man aus ihm zitierte, vergleichsweise wenig beeinflußt. Noch geringer war der Einfluß der französischen Revolution. Man war in eigenen Strebungen und Wünschen noch zu weit ab davon und sah in dem großen Drama jenseits des Rheins eben nur ein „Schauspiel", dem man mit wechselnden Empfindungen folgte, zunächst mit Entzücken und dann mit Empörung. Man hatte 46 Jahre lang den für alles Sorge tragenden großen König gehabt, und so war denn, mit verschwindenden Ausnahmen, nicht einmal das Bedürfnis nach einem freieren Volksleben vor-

handen. Das geiſtige Bedürfnis, das da war, beſchränkte ſich auf Innerlich-räſonnieren-können. Negation, Kritik, Schabernack und — gelegentlich ein Witz.

VI.

So kamen die letzten Jahre des Jahrhunderts, und als Friedrich Wilhelm II. ſtarb, exiſtierte, ſo wenig politiſche Freiheit da war oder, wie ſchon hervorgehoben, auch nur erſehnt wurde, doch bereits viel von dem, was wir heutigen Tages unter „Berlinertum“ verſtehen. Aber es war noch dreigeteilt, und bei viel Verwandtſchaft der Teile mit und untereinander, zeigte ſich trotzdem eine große Verſchiedenheit in der Anſchauung der Dinge. Noch waren keine Schlag- und Witzworte da, die vom Thron bis zur Hütte gingen; man ſprach noch ſozuſagen in drei Sprachen; es fehlte noch die Verſchmelzung.

Aber auch dieſe kam, und zwar kam ſie mit und unmittelbar nach Jena. Was die herüberklingende Revolution nicht vermocht hatte, die Herſtellung eines bis dahin ungekannten Volkstums, das vermochte nun die gemeinſame Not, und der Aufruf vom Frühjahr 1813, der ſich an alle Klaſſen und Stände richtete, riß mit einem Male alle die Geiſter trennenden Schranken und beinahe auch die geſellſchaftlichen nieder. Die Befreiungskriege mit ihrem einheitlichen Fühlen und Denken beſiegelten dann das Geſchehene, ganz ſpeziell in der Hauptſtadt.

Und wie's war, ſo blieb es, was in einem ganz beſonderen Glücksumſtande — der die gegenteiligen, in General v. d. Marwitz (Bruder von Alexander) gipfelnden hochtoryiſtiſchen Beſtrebungen zunichte machte — ſeinen Grund hatte. Dieſer Glücksumſtand war der ausgeſprochen bürgerliche Charakter Friedrich Wilhelms III., der nicht bloß durch Beiſpiel und Anordnung einen Rückfall in alte

Scheidungszustände zu hindern, sondern auch überall hin neue Verbindungsbrücken zu schlagen wußte.

Von Beispielen scheint mir das kleinste, das sich darbietet, zugleich das lehrreichste zu sein: die sogenannten „Subskriptionsbälle", des Königs eigenstes Werk, bei denen Hof, Adel und Bürgertum sich fanden. Sie sind ebenso charakteristisch für diesen Hang nach Herstellung einer gewissen gesellschaftlichen Gleichheit, wie sie nicht minder der vielleicht vollendetste Ausdruck jenes nun beginnenden väterlichen Regimentes sind, das doch etwas sehr anderes war als das gerade hundert Jahre vorher in Blüte gewesene „patriarchalische" Regiment Friedrich Wilhelms I. Unter diesem (Friedrich Wilhelm I.) konnte noch, patriarchalisch-abrahamitisch, in dem ehrlichen Glauben, daß Gott es so wolle, der Versuch einer Opferung Isaaks gemacht werden, — unter Friedrich Wilhelm III. gab es von diesem alttestamentarischen Patriarchalismus nichts mehr. Gerechtigkeit herrschte; noch viel mehr aber herrschte Duldsamkeit und Liebe. Nie hat die Welt etwas Ähnliches gesehen, auch in Duodezstaaten nicht, wie das damalige Verhältnis des preußischen Volkes, speziell der Bewohner der Hauptstadt, zu ihrem König. Auch das Konfessionelle, speziell das Jüdische (die Lessing-Mendelssohnsche[1] Zeit hatte dafür vorgearbeitet) schuf keine Schwierigkeiten mehr. Es war die recht eigentliche Zeit der jüdisch-christlichen

[1] Auch diese Zeit unter Friedrich Wilhelm III. hatte wieder, wie hier beiläufig erzählt werden mag, einen hervorragend espritvollen Mendelssohn, Abraham Mendelssohn, wenn er auch minder zu Ruhm und Ansehen kam, als sein Vater Moses Mendelssohn und sein Sohn Felix. Dieser Abraham Mendelssohn pflegte deshalb, als alter Herr, zu sagen: „Es ist mir eigen in meinem Leben ergangen; in meiner Jugend war ich nichts als der Sohn meines Vaters und in meinem Alter bin ich nichts als der Vater meines Sohnes."

Eheſchließungen, von denen man jetzt nur deshalb ſo wenig weiß, weil alles, was der Art vorkam, ganz natürlich gefunden und nicht als etwas Beſonderes in die Herzen oder Zeitungen eingetragen wurde. Ja, „väterliches Regiment", das alle Klaſſen gleich herzlich umfaßte, für alle Sinn und Verſtändnis hatte. Nicht nur das Bürgertum, auch das eigentliche Volk nahm an dieſer Verbrüderung, an dieſer von Demut und Liebe getragenen Anerkennung des Menſchlichen, im Gegenſatz zu der nur Phraſe gebliebenen Proklamierung der Menſchenrechte, teil, und jene merkwürdige Epoche brach an, wo nicht bloß „Willem, der von's Jerüſte gefallen", ſondern, literariſch angeſehen, auch der Eckenſteher Nante hoffähig wurde. Kein Offizierskaſino, das damals nicht einen ausgezeichneten Nante gehabt hätte. Die Tage des Königsſtädtiſchen Theaters, die Tage, wo der zu ſpät zur königlichen Tafel kommende Kronprinz ſich mit den Worten Kluckhuhns: „Na, darum keene Feindſchaft nich" bei ſeinem Vater entſchuldigte, worauf dieſer gnädig antwortete: „Ach, Fritze, Du kennſt mir doch" — dieſe Tage des „Feſt der Handwerker", der „Wiener in Berlin", der „Reiſe auf gemeinſchaftliche Koſten" brachen jetzt an und ſchufen, indem ſie die Verſchmelzung vollendeten, jene weltbekannte Anſchauungs- und Ausdrucksweiſe, die ſich mit dem Begriffe des richtigen Berliners deckt, des „richtigen Berliners", der nun bei Hofe (man denke nur an den damaligen Kronprinzen) gerade ſo gut exiſtierte wie draußen bei Lieſens oder auf dem Wollankſchen Weinberg. Das Jahr 30, vielleicht das ganze Jahrzehnt von 30 bis 40, war der Höhepunkt dieſer eigenartigen Erſcheinung, ein Höhepunkt der Familiarität, der freilich — was auch damals ſchon von ſehr vielen empfunden wurde — keineswegs ein Höhepunkt in allen Stücken war. Vielfach das Gegenteil. Es war, und zwar in einem unglaublichen und

auf die Dauer hin geradezu ſtaatsgefährlichen Grade, die Herrſchaftszeit der Mittelmäßigkeit, Verſchwommenheit und Trivialität, die Herrſchaftszeit des Witzes quand même, des Witzes, dem jede Rückſicht auf anderes, unendlich Wichtigeres untergeordnet wurde. Jeder Miniſter war langweilig, ledern und gleichgültig, aber Beckmann war ein Gott. Ich glaube, daß man dieſen Satz, ſoweit Berlin in Betracht kommt, zur Formel für jenes Jahrzehnt erheben kann. Dazu kam, daß die Witze, auch rein als Witze angeſehen, meiſt ſehr anfechtbar und einer aufbeſſernden Veränderung dringend bedürftig waren. Und dieſe Veränderung kam denn auch. Aber während ſie für eine literariſch gebildetere Form ſorgte, ließ ſie doch alles, was im Kern der Sache Gutes geweſen war, fortbeſtehen, will ſagen, es blieb in Berlin im weſentlichen, wenn auch verfeinert, bei dem Typus, den beſonders die letzten 50 Jahre, alſo die Jahre ſeit dem Tode Friedrichs des Großen herangebildet hatten. An die Stelle des Witzes von Angely, Beckmann, Glasbrenner (der als jugendlicher „Brennglas" ein ganz anderer als ſpäter unter ſeinem richtigen Namen war) trat der Heinrich Heineſche Witz, der, gemeinſchaftlich mit den Mephiſtopartien aus Goethes Fauſt, alle Klaſſen, bis weit hinunter, zu durchdringen begann, bis abermals einige Jahre ſpäter der politiſche Witz den literariſchen ablöſte. Die mit 48 ins Leben tretenden Witzblätter, dazu die das Berliner Leben ſchildernden Stücke (David Kaliſch voran) und ſchließlich das wohl oder übel immer mehr in Mode kommende, ſich aller Tagesereigniſſe bemächtigende Coupletweſen ſchufen das, was wir das moderne Berlinertum nennen, ein eigentümliches Etwas, darin ſich Übermut und Selbſtironie, Charakter und Schwankendheit, Spottſucht und Gutmütigkeit, vor allem aber Kritik und Sentimentalität die Hand reichen, jenes

Etwas, das, wie zur Zeit Friedrich Wilhelms III. (nur witziggeſchulter und geſchmackvoller geworden), auch heute wieder alle Kreiſe durchdringt, bei hoch und niedrig gleichmäßig zu finden iſt und bereits weit über den unmittelbaren Stadtkreis hinaus ſeine Wirkung äußert.

Vor 400 und auch noch vor 200 Jahren war Berlin eine märkiſche Stadt und ſtand unter dem Einfluß märkiſchen Lebens, jetzt iſt das Berlinertum eine ſelbſtändige, von dem urſprünglich Märkiſchen durchaus losgelöſte Macht geworden, die nun ihrerſeits auf dem Punkte ſteht, zu vielem anderem auch die nur hier und da noch Widerſtand leiſtende Mark zu erobern und die Märker nolens volens früher oder ſpäter zu Berlinern zu machen.

VII.

In vorſtehendem, wie mir jeder, der Ähnliches verſucht hat, zugeſtehen wird, hab' ich mich an eine ziemlich ſchwierige Frage gewagt, und weil ſie ſchwierig war, bin ich weit ab von dem Glauben, ſie gelöſt zu haben. Ich bin ſchon zufrieden, wenn ich einen Beitrag geliefert und es, nach der Meinung von Kennern, in dieſem und jenem getroffen habe. Darf ich ſelbſt eine Stellung zu meiner Arbeit einnehmen, ſo möcht' ich ausſprechen dürfen, daß mir das in I, II und VI Geſagte, weil es im weſentlichen auf Beobachtung beruht, leidlich ſicher dazuſtehen ſcheint, jedenfalls ſicherer als das Mittelſtück, wo ſich's um Schlüſſeziehen aus hiſtoriſch Überliefertem handelte. Leicht möglich deshalb, daß ich bei III, IV, V allerlei Bedenken und Zweifeln begegne, denen ich, auch wenn die Widerſpruch erhebenden Anſichten mich ſchließlich nicht überzeugen ſollten, ein offenes Ohr entgegenbringen werde.

Anmerkungen.

S. 1 ff.: **Mathilde Möhring.** Über die Entstehungszeit des Romans sagt das Vorwort das Nähere. Der erste Abdruck erfolgte im Dezember 1906 in der „Gartenlaube".

S. 125: **Frühlingslieder.** Diese und die drei folgenden Gedichte politischen Inhalts entstammen einem größeren handschriftlichen Konvolut „Gedichte eines Berliner Taugenichts", das eine geordnete Auswahl der Jugendgedichte seit 1838 enthält.

S. 129: **Von der Tann ist da!** Abgedruckt in der ersten Ausgabe der Gedichte von 1851, aus den neueren Auflagen ausgeschieden. „Für Schleswig-Holstein war ich vom ersten Augenblick an Feuer und Flamme gewesen und hatte die preußische Politik, die dies alles in einer unglaublichen Verblendung auf den traurigen ‚Revolutionsleisten' bringen wollte, tief beklagt. Mein ganzes Herz war mit den Freischaren, mit ‚Von der Tann' und Bonin, und als dann später General Willisen an die Spitze der schleswig-holsteinischen Armee trat, übertrug ich mein Vertrauen auch auf diesen." (Von Zwanzig bis Dreißig, S. 669 f.) Nach dem Tage von Idstedt entschloß sich Fontane, den Feldzug selbst als Freiwilliger mitzumachen. Er war auch bereits auf dem Wege nach Kiel, aber in Altona erreichte ihn die Nachricht, daß er durch Vermittlung seines Freundes Wilhelm v. Merckel eine Anstellung als Hilfsarbeiter im Ministerium des Innern erhalten habe. Da er auf diese Aussicht, die ihm endlich die Möglichkeit zur Gründung des eigenen Herdes gab, nicht verzichten wollte und durfte, trat er alsbald die Rückreise nach Berlin an.

S. 131: **Edward.** Zuerst — ebenso wie das folgende Gedicht — in den „Balladen" von 1861 erschienen, aus neueren Ausgaben ausgeschieden. „In demselben Jahre [1848] kamen mir Bischof Percys ‚Relicts of Ancient English Poetry' und bald danach auch Walter Scotts ‚Minstrelsy of the Scottish Border' in die Hände, zwei Bücher, die auf Jahre hin meine Richtung und meinen Geschmack

bestimmten." (Von Zwanzig bis Dreißig, S. 281 f.) Der „Edward" ist der Percyschen Sammlung entnommen, von wo ihn schon Herder für seine „Stimmen der Völker" übertragen hat. Carl Löwe, dessen geniale Komposition so viel zur Popularität von Fontanes „Archibald Douglas" beitragen sollte, hat den „Edward" nach Herders Fassung in Musik gesetzt.

S. 135: **Rumlied.** Nach einer Abschrift im Besitze von Frau Elise Weber, geb. Fontane, des Dichters jüngster Schwester, die im Jahre 1856 bei ihm und den Seinen in London zu Besuch weilte. In diese Londoner Zeit fällt die Entstehung des Gedichtes.

S. 136: **Geburtstagsverse.** Es war ein ungeschriebenes Gesetz, das nie eine Ausnahme erlitt, daß Fontane seine Frau zu jedem Geburtstag (14. November) mit einigen Versen erfreute. Einige davon wurden für die Veröffentlichung ausgewählt. — (1859): Der Familie Merington waren Fontanes bei dem letzten mehrjährigen Aufenthalt in London nahegetreten. Die Freundschaft dauerte auch später noch lange Jahre fort und führte u. a. dazu, daß die einzige Tochter Fontanes, Martha (als „Mete" aus den Familienbriefen bekannt), 1870/71 für ein Jahr bei den Meringtons in Pension gegeben wurde. — (1867): „Mus wie Mine" ist eine alte Berliner Redensart so alt wie dunkel, etwa von der Bedeutung „Jacke wie Hose".

S. 138: **„Mai, Juni, Juli und August."** Im vierten Akt von Platens „Verhängnisvoller Gabel" singt der Amtsdiener Sirmio:

O wonnigliche Reiselust,
An dich gedenk' ich früh und spat!
Der Sommer naht, der Sommer naht,
Mai, Juni, Juli und August.

Der Sommer des Jahres 1892 hatte für Fontane eine lange und schwere Krankheit gebracht.

S. 144: **Für George.** Das von Lingg für den bekannten Münchener Künstlerbund der „Krokodile" (1856—1879) verfaßte Gedicht, das hier parodiert wird, lautet (H. Lingg, Ausgewählte Gedichte, herausgegeben von Paul Heyse, Stuttgart 1905, S. 81) im Original:

Im heil'gen Teich zu Singapur
Da liegt ein altes Krokodil
Von äußerst grämlicher Natur
Und kaut an einem Lotosstiel.

Es ist ganz alt und völlig blind,
Und wenn es einmal friert des Nachts,
So weint es wie ein kleines Kind,
Und wenn ein schöner Tag ist, lacht's.

S. 145: **Zu Georges Hochzeit.** Justizrat Robert, der Schwiegervater von Fontanes ältestem Sohne, gehörte ebenfalls der Berliner französischen Kolonie an.

S. 146: **An Theodor Storm.** Frei nach Storms bekanntem Oktoberlied („Der Nebel steigt, es fällt das Laub"). Über Fontanes Beziehungen zu Storm vgl. die Erinnerungen „Von Zwanzig bis Dreißig" (Berlin 1898, S. 333 ff.). Die Bekanntschaft war im vorangegangenen Winter gemacht worden, als Storm nach Berlin kam, um sich wegen seiner Anstellung im preußischen Justizdienst umzutun. Im Herbst 1853 erfolgte seine Übersiedelung nach Potsdam (ursprünglich sollte er nach Pommern versetzt werden, worauf das Gedicht anspielt), die Geburtstagsverse Fontanes stellten zugleich einen poetischen Willkommengruß für den schleswig-holsteinischen Poeten dar.

S. 148: **An Franz Kugler.** Der Kunsthistoriker Professor Franz Kugler (1808–58) war damals Vortragender Rat im Kultusministerium und als solcher für Kunst- und Theaterangelegenheiten zuständig. Er war der Schwiegersohn des bekannten Kriminalisten Julius Ed. Hitzig und der (erste) Schwiegervater Paul Heyses. Sein Haus war — wovon auch Heyses Jugenderinnerungen erzählen — der Mittelpunkt eines an geistiger und geselliger Anregung reichen Kreises: Geibel, Fontane, Heyse, Lübke, Eggers u. a. verkehrten hier, Eichendorff, Storm u. a. kehrten als Gäste ein.

S. 150: **Toast auf Kugler.** Zu dessen Geburtstag (19. Januar). „Graf Nöl" ist Fontane selbst, der im „Rütli" diesen Spitznamen führte, weil er zu „nölen", d. h. im letzten Moment noch zu verziehen und sich zu verspäten pflegte. „Graf Eggers" ist Friedrich Eggers, Professor der Kunstgeschichte, Fontanes langjähriger Freund.

S. 152: **Toast auf Lübke.** Der 17. Januar war Wilhelm Lübkes Geburtstag. Der nachmals bekannte Kunsthistoriker gehörte nicht dem „Tunnel", wohl aber der davon abgezweigten „Ellora" an, die ihm wahrscheinlich auch ihren Namen dankte. Eine Elefantenfigur, die bei den im Hause der einzelnen Mitglieder abgehaltenen Zusammenkünften den Tisch schmückte und ständig von Haus zu Haus wanderte, war das Wahrzeichen dieses intimen Kreises und die Veranlassung zu der Bezeichnung „Ellora" nach dem gleichnamigen, durch seinen riesigen Elefantentempel berühmten indischen Wallfahrtsort.

S. 153: **Toast auf Ribbeck.** Assessor Ribbeck, nachmals Vortragender Rat im Ministerium des Innern, war ein älterer Bruder des bekannten klassischen Philologen Otto Ribbeck in Leipzig, Paul Heyses intimen Jugendfreundes.

S. 154: **An Zöllner.** Zöllner, damals Aſſeſſor in Potsdam, gehörte unter dem Spitznamen „Chevalier“ ebenfalls der „Ellora“ an. Er wurde 1876 Fontanes Nachfolger in deſſen kurzwährender Amtstätigkeit als Sekretär der Akademie in Berlin, und hat dieſen Poſten bis zu ſeinem Tode innegehabt.

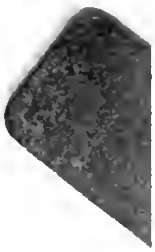
S. 155: **An Klaus Groth.** Über den Entſtehungsanlaß dieſes Gedichtes iſt nichts bekannt. Nähere Beziehungen haben zwiſchen den beiden Dichtern nicht beſtanden.

S. 169: **Willibald Alexis.** Dieſer Aufſatz erſchien zuerſt 1873 in der von Julius Rodenberg herausgegebenen Zeitſchrift „Der Salon“ (Band X, Heft 10—12): Dem hier wiedergegebenen Abdruck liegt eine von Fontane revidierte und mit Zuſätzen und Kürzungen verſehene Faſſung zugrunde, die ſich im Nachlaß vorfand.

S. 219: **Goethe-Eindrücke.** Die Niederſchrift der vier erſten, bisher ungedruckten Stücke ſtammt aus der Mitte der Siebzigerjahre. Der Abſchnitt über Herman Grimms Goethebuch iſt mit ſtarken Kürzungen der „Sonntagsbeilage zur Voſſiſchen Zeitung“ vom 17. Dezember 1876 entnommen.

S. 235: **Roman-Reflexe.** Dem handſchriftlichen Nachlaß entſtammen die Abſchnitte über Gottfried Keller (außer der Rezenſion von Brahms Biographie), Spielhagen, Paul Lindau; die anderen ſind ſ. Zt. in der „Voſſiſchen Zeitung“ erſchienen.

S. 281: **Rudolf Lindau.** Aus dem handſchriftlichen Nachlaß.



Digitized by Google